Reiſen eines Franzoſen,

oder

Beſchreibung

der

vornehmſten Reiche

in der Welt,

nach ihrer ehemaligen und itzigen Beſchaffenheit;

in Briefen an ein Frauenzimmer

abgefaſſet,

und herausgegeben

vom

Hrn. Abte Delaporte.

Zwölfter Theil.

Mit Churfürſtl. Sächſ. gnädigſter Freyheit.

Leipzig,

bey Bernh. Chriſt. Breitkopf u. Sohne.

1774.

Der 136 Brief.

Terra firma.

Sie haben geſehen, Madame, wie Chriſtoph Columbus, nach gemachter Eroberung verſchiedener Inſeln, auf den Küſten des mittäglichen America gelandet iſt. Da dieſe das erſte von ihm entdeckte feſte Land waren, hieß er ſie Terra firma, und dieſen Namen hat das Land ſeitdem behalten. Die Spanier erſtreckten ihn hernach auch auf die benachbarten Provinzen, als Darien, Caſtilla del Oro, Neu-Granada, Popayan, u. a. m.

Wir kamen durch den Meerbuſen von Paria und durch die Mündung des Oronoko dahin, auf einem kleinen Schiffe, das uns der Pater Mugilla verſchaffet hatte. Dieſer Meerbuſen, der durch das feſte Land, und die Inſel de la Trinidad entſteht, wurde ſchon

vom Columbus, ehe ihn noch Americus Veſputius kennete, der Rachen des Drachen, (la bouche du Dragon,) benennet. Dieß hat aber nicht gehindert, wie Sie geſehen haben, daß letzterer ſich die Ehre der Entdeckung von America zugeeignet hat. So unbillig auch ſein Verfahren iſt, ſo ein widriges Urtheil man von ſeinem angemaſeten Rechte fällen muß, ſo iſt es doch nach einem ſo langen Beſitze zu ſpät, ihm ſolches ſtreitig zu machen. Ich thue auch nur um deßwillen zum zweyten male Erwähnung davon, weil hier eigentlich derjenige Ort iſt, wo er ſich rühmete, das feſte Land der neuen Welt zu erſt geſehen zu haben.

Was dieſen Italiener, und ſeinen Admiral Ojeda vermuthlich veranlaſſete zu glauben, daß die Bewohner der Küſte niemalen zuvor Europäer geſehen hätten, war die große Furcht, welche dieſe Völker bey Erblickung ihrer Schiffe äußerten. Doch als ſie durch Geſchenke und freundliches Bezeigen waren beruhiget worden, nöthigten ſie ſelbſt die Caſtilianer, in ihre Wohnungen zu kommen. Ojeda ſchickte einige bewafnete Leute hin; und die drey Tage, welche ſelbige unter den Wilden zubrachten, waren lauter Freudentage,

tage, wo man ihnen alles, was das Land Angenehmes hatte, zu genießen gab. Selbſt die Weiber wurden ihnen ſo dringend angeboten, daß ſie alle Mühe hatten, ſich ihrer zu erwehren. Die Zufriedenheit, die man ihnen bey ihrer Rückkehre anſah, war das ſicherſte Zeugniß der ihnen geſchehenen höflichen Bewirthung. Eine unglaubliche Menge dieſer guten Indianer begleitete ſie bis an das Ufer. Wenn ſelbige gewahr wurden, daß ein Caſtilianer müde war, trugen ſie ihn in einem Hängebette. Wenn ſie an einen Fluß kamen, beeiferten ſie ſich um die Wette, ihre Achſeln darzubieten. Wie ſie an die Schiffe kamen, ſtiegen ſie mit Begierde hinauf, und erſtaunten vor allem, was ihnen vorkam. Ojeda machte ſich die Freude, und ließ alle ſein Geſchütz losbrennen: der neugierige und furchtſame Hauſe aber wurf ſich in das Meer, ſo wie man Millionen Fröſche am Ufer ſieht, die bey dem geringſten Geräuſche in das Waſſer ſpringen. Doch die gelaſſene, und lächelnde Mine der Matroſen benahm ihnen gar bald die Furcht, und ſie ließen ſich mit gleicher Begierde wieder ſehen; ja man hatte Mühe, ſie hernach los zu werden.

Aus dem Meerbuſen von Paria kamen wir in die Provinz Cumana, deren Hauptſtadt, gleiches Namens, zwey Meilen vom Meere liegt. Nichts beſonderes unterſcheidet die Einwohner dieſes Landes von den übrigen Spaniſchen Colonien. Die Pfaffen, und und Mönche, haben in den Städten eben ſo große Gewalt; die Kirchen beſitzen eben ſo viele Reichthümer; das Volk iſt eben ſo aberglaubig; die Weiber eben ſo ſtolz, andächtig, und galant. Dieſe gehen alle Tage in die Kirche, wobey eine Art eines Pagen vor ihnen hertritt, der ſie begleitet. Dieſer Page iſt geiſtlichen Standes, aber noch von keinem Orden, und verrichtet, in Erwartung Prieſter zu werden, die Stelle eines vertrauten Dieners. Es gehöret zum Wohlſtande, einen dergleichen Pagen zu haben; und eine Frau, die etwas bedeuten will, getrauet ſich nicht, ohne dieſe Art von Bedienten zu erſcheinen; dabey beſchäftiget ſie ihn zuweilen mit Verrichtungen, die mancher galanter Menſch gern über ſich nähme.

An dem Tage unſerer Ankunft zu Cumana begieng man das Feſt, ich weiß nicht welches Heiligen, der in der Legende wenig bekannt iſt, deſſen Feſt aber hier mit vielem

Auf-

Aufheben gefeyert wird. Die ganze Stadt gieng in Proceßion; und aus allen Häuſern ſah man Masken kommen, die den Zug vergrößerten. Weiße, Schwarze, Indianer, alles unter einander, liefen in den Gaſſen herum, und machten tauſend Ausſchweifungen. Alle Thüren waren zugeſchloſſen; denn unter dem Vorwande der Andacht, oder der Maskenfreyheit, ſtehlen dieſe Spitzbuben, wo ſie können. Der Zug gieng in die Kirche: die Masken folgten mit Violinen, und andern Inſtrumenten, und ſpielten ohne Ordnung, ohne Geſchmack, und ohne Tact, Stücken, die ein jeder gleich ſelbſt verfertigte. Andere liefen mitten durch die Kirche, ſchlugen ſich, knirſchten mit den Zähnen, wurfen ſich auf die Erde, ſtießen mit dem Kopfe wider das Pflaſter, heuleten, und machten Verzuckungen, die alle Anweſende in Schrecken ſetzten. Sie blieben einige Zeit unbeweglich liegen, wie tode Menſchen. Der Prieſter ertheilete alsdenn den Segen, und dieſes war das Zeichen der allgemeinen Auferſtehung. Die Masken ſtunden voller Leben auf; weil aber ihr Gehirn beſtändig zerrüttet war, fiengen ſie ihre Narrheiten auf allen Gaſſen vom neuen an. Der Klang einer Glocke rufete

ſie wieder in die Kirche. Ein Mönch trat auf die Kanzel, und ließ ſie alle um ſich herum ſtellen. Sie fielen hierauf nieder, legten einen Finger auf den Mund, und behielten dieſe Stellung bis zu Ende der Predigt. Die Predigt beſtund aus der Lobrede des Heiligen, deſſen Namenstag man feyerte. Er war Biſchof in Spanien geweſen; und unter anderen Merkwürdigkeiten ſeines Lebens erzählte der Mönch folgende Geſchichte.

„Als der fromme Prelat eine Reiſe anſtellete, um ſeinen Kirchſprengel zu beſuchen, trat er ſolche mit zweyen Prieſtern an, und alle dreye ritten auf Eſeln. Der Gaſtwirth einer kleinen Stadt, der benachrichtiget war, daß der Biſchof bey ihm über Nacht bleiben würde, hatte ſich mit Vorräthen von Fleiſche, Wildprete, und allen Arten von Weinen, verſehen. Als er aber den Biſchof in einem ſo demüthigen Aufzuge erſcheinen ſah, wurde er wegen ſeiner vergebens gemachten Anſtalten böſe, und um die Reiſegeſellſchaft zu nöthigen, etliche Tage bey ihm zu bleiben, und ſeine Vorräthe zu verzehren, ſchnitt er den drey Eſeln die Köpfe ab. Der Heilige, der die Ausgaben ſcheuete, befohl ſeinem Wirthe, die Köpfe dieſer Thiere nicht allein wieder anzunähen,

nähen, ſondern ſie auch, da ſie von dreyen verſchiedenen Farben waren, zu verwechſeln, damit man ſich dieſes Wunderwerkes deſto länger erinnern möchte. Der Wirth gehorchete; der Biſchof machte das Zeichen des Kreuzes; und die Köpfe fanden ſich ſo gut wieder aufgeſetzet, als ob es von der Natur geſchehen wäre„. Sie hätten herzlich gelachet, Madame, alle die Zuhörer zu ſehen, wie ſie bey der Erzählung dieſes Wunderwerkes Verwunderungvoll das Maul aufſperreten.

Beym Weggehen aus der Kirche, fragte ich einen Spanier, was alle dieſe vorgegangenen Auftritte zu bedeuten hätten. „Die Masken, ſagte er, zeigen an die Ketzer, und Ruchloſen, die ſich wider die von dem heiligen Biſchofe gepredigten Wahrheiten auflehnen. Das Herumlaufen, die Zänkereyen, die Schlägereyen, ſtellen die Bemühungen vor, die ſie ſich gegeben haben, die wahre Religion zu unterdrücken. Das Zähneknirſchen, die Verzuckungen, und das Geheul, bedeuten die Wuth, welche dieſe böſe Chriſten, über den ſchlechten Erfolg ihrer Unternehmungen, äußern. Wenn die Masken auf der Erde liegen, und tod zu ſeyn ſcheinen, geben ſie dadurch zu verſtehen, daß der Heilige

durch ſeine Vorſtellungen, und Wunderwerke, einen vollkommenen Sieg über ſie erlanget hat. Während der Predigt, haben Sie geſehen, daß ſie den Finger auf die Lippen halten, um anzuzeigen, daß die Ungläubigen, indem ſie genöthiget werden, der Stärke der Proben nachzugeben, ſelbſt bekennen müſſen, daß ſie überwieſen ſind, und nichts mehr einzuwenden haben„.

Im Anfange der Entdeckung von Terra firma, geſchah es nicht ohne große Schwierigkeit, daß die Spanier ihre Errichtungen auf der Küſte von Cumana bewerkſtelligen konnten. Die Indianer widerſetzten ſich anfänglich ſehr: ſie haben aber ihren Widerſtand durch Ströme von Blute, womit dieſe unglücklichen Provinzen überſchwemmet wurden, bezahlen müſſen. Diejenigen, die der Hinrichtung entkamen, wurden zu den Bergwerken aufbehalten. Dieſe grauſamen Begegnungen machten etlichemale die Galle des berühmten Bartholomäus de las Caſas rege, von dem ich ſchon anderwärts geredet habe, und der dieſe Küſte zum erſten Schauplatze ſeines Eifers machete. Die Einwohner waren nackend, bis auf die Schaamtheile, die ſie in ausgehohlten

Flaſchen=

Flaſchen-Kürbiſſen, oder in hölzernen Futteralen, andere aber in einem baumwollenen Sacke, oder in einer Büchſe, mit goldnen Blättern verzieret, verbargen. Die Weiber trugen Arten von Beinkleidern. Beyderſeits behielten keine Haare auf dem Leibe, ſondern nur auf dem Kopfe, weil ſie nicht, ſagten ſie, den wilden Thieren gleichen wollten. Unerachtet ſie eine Art von Ehrbarkeit beobachteten, ſo giengen ſie doch niemals auf die Seite, um die natürlichen Bedürfniſſe zu verrichten. Bey der geringſten Klage, die eine Frau wider ihren Mann hatte, nahm ſie den Saft einer gewiſſen Pflanze ein, wodurch ſie ihre Leibesfrucht vernichtete; und dieſe Leichtigkeit, unzeitige Geburten zu bewerkſtelligen, machte, daß ihre Männer viele Gefälligkeit und Nachſicht für ſie hatten. Da in der Schwärze der Zähne ein Theil ihrer Schönheit beſtund, ſo rieben ſie ſolche mit einem Kraute, welches die doppelte Tugend hatte, daß es den Zähnen dieſe Farbe gab, und zugleich verhinderte, daß ſie nicht ſchadhaft wurden. In Anſehung der übrigen Gebräuche, ſo waren ſelbige ohngefähr einerley mit denen der Völker am Oronoko. Es war bey ihnen ebenfalls eingeführet, ſich in

das

das Bette zu legen, wenn ihre Weiber niederkamen; und ſie beobachteten ein ſtrenges Faſten, um gleichſam zu büßen, daß ſie einen Unglücklichen mehr auf die Welt geſetzet, und das Geſchlecht der Elenden fortgepflanzet hatten. Im Vorbeygehen muß ich hier erwähnen, daß verſchiedene Nationen als ein Verbrechen angeſehen haben, Kinder zu zeugen: man weinete bey ihrer Geburt; und erfreuete ſich bey ihrem Tode. Daher iſt der Gebrauch gekommen, ihrerwegen keine Trauer zu tragen. Daher iſt der ſehr hohe Begriff entſtanden, den einige der Alten von dem eheloſen Stande gehabt haben, ſelbſt noch, ehe Chriſtus deſſen Ausübung angerathen hat. Bey den Hebräern waren diejenigen, die ſich dem Dienſte im Tempel, oder der Schriftgelehrſamkeit widmeten, vom Heurathen befreyet. Die Egyptiſchen Prieſter bedienten ſich kältender Getränke, oder verſtimmelten ſich. In Perſien war der eheloſe Stand den Prieſterinnen der Sonne durch ein Geſetz vorgeſchrieben; und Sie wiſſen, wie hart die Römer die Ueberſchreitung der Enthaltſamkeit an ihren Veſtalen beſtraften.

Von Cumana begaben wir uns nach Venezuella, einer Stadt, die ihren Namen

daher

daher hat, weil ſie wie Venedig in das Waſſer, und auf Pfähle gebauet iſt. Ojeda, und Veſputius, entdeckten ſie zu Ende des funfzehnten Jahrhundertes. Dazumal war ſie nur ein kleines Dorf, von den Indianern Coro genennet, das aus ſechs und zwanzig Häuſern beſtund, welche vermittelſt einiger Zugbrücken mit einander Gemeinſchaft hatten. Die Einwohner wurden bey Erblickung der Caſtilianiſchen Schiffe in äußerſtes Schrecken geſetzet, zogen dieſe Brücken auf, und verbargen ſich in ihre Hütten: doch ſchickten ſie hernach zwölfe ihrer Kähne ab, die ſich der Flotte mit ungemeiner Verwunderung näherten. Durch gegebene Zeichen ſuchte man ihr Zutrauen zu erwerben, ſelbige hatten aber keine Wirkung, ſondern die Indianer kehrten nach dem Ufer zurück. Als man nun alle Hoffnung, ſie wieder zu ſehen, verloren hatte, kamen ſie von ſich ſelbſt mit ſechzehn jungen Mägdgen zurück, die ſie an die Schiffe brachten, und in jedes viere davon ſteigen ließen. Man empfieng ſie mit Freundlichkeit und Freude, dergeſtalt, daß als endlich eine nähere Bekanntſchaft an ſtatt der Furcht Platz zu nehmen ſchien, man eine große Menge Einwohner aus ihren Häuſern

kommen, und herzu ſchwimmen ſah. Allein durch einen nie bekannt gewordenen Zufall, ſiengen etliche alte Weiber, die auch geſchwommen kamen, ein entſetzliches Geſchrey an. In dieſem Augenblicke ſprangen die ſechzehn Mågdgen in das Meer, und die Indianer flohen mit Hinterlaſſung eines derben Regens von Pfeilen. Ojeda ließ ſie mit ſeinen Barken verfolgen, etliche ihrer Kåhne umwerfen, und viele der Wilden tóden. Er hatte ſich, bey der Anſicht von fünfen ſeiner Leute, die gefährlich verwundet worden waren, dieſes hitzigen Bezeigens nicht enthalten können. Man bemåchtigte ſich zweyer jungen Mågdgen; und die Schiffe giengen wieder unter Segel.

Venezuela wurde anfånglich unter dem Titel der Hauptſtadt, von den Spaniern an eben den Ort, wo ſie das Dorf Coro gefunden hatten, hingebauet. Ihr Anfang war ſehr blühend; ſie gerieth aber nach und nach in Verfall; und der unter dem Metropoliten von St. Domingo daſelbſt errichtete biſchöfliche Sitz wurde nach Leon-des-Caraques verleget. **Maracaybo**, die itzige Hauptſtadt der Provinz, iſt eine der reichſten Stådte von Terra firma. Das Land iſt ſo frucht-

bar,

bar, daß man zweymal im Jahre daſelbſt ärndet. Auf den in Ueberfluſſe verhandenen Weyden ernähret man eine große Menge Vieh; und an die benachbarten Völker wird Weizen, Schiffszwieback, Käſe, Butter, Schmeer, Baumwolle, und allerhand Gattungen von Zeugen, geliefert. Es hat auch Häute in Menge, die nach Europa verführet werden. Jagd und Fiſcherey ſind ebenfalls überflüßig vorhanden: der Fluß Unare, der es durchſtrömet, iſt ſo reich an Fiſchen, daß das Recht zu fiſchen beſtändige Gelegenheit zu Kriegen unter den ehemaligen Einwohnern gegeben hat. Das Land hat auch keinen Mangel an Goldgruben: das Gold, das man daraus zieht, iſt ſo fein, daß es auf zwey und zwanzig und einen halben Karat geſchätzet wird. Das Erdreich bringt von Natur ſolche vortrefliche Kräuter hervor, daß die Hülfe der Aerzte überflüßig wird. Viele Löwen giebt es auch daſelbſt; ſie ſind aber nicht gefährlich: ein Jäger, mit Beyhülfe eines Hundes, bemächtiget ſich ihrer leicht. Deſto ärger ſind die Tyger, die nicht ſelten in die Hütten der Wilden eindringen, Menſchen wegnehmen, ſie in das Holz tragen, und zerreißen. Man rechnet in dieſer Provinz, wo der See

von

von Maracaybo gleichſam den Mittelpunct ausmachet, mehr als hundert tauſend Indianer, welche den Spaniern Tribut geben, diejenigen, welche unter achtzehn, und über funfzig Jahre ſind, nicht begriffen, weil dieſe vermöge eines ausdrücklichen Befehls des Rathes von Indien davon befreyet bleiben.

Bey aller dieſer großen Anzahl Menſchen, welche fähig geweſen wären, ihr Vaterland zu vertheidigen, koſtete es den erſten Caſtilianern wenig, Beſitz davon zu nehmen: kaum aber hatten ſie angefangen, die Früchte dieſes Sieges zu genießen, ſo ſahen ſie ſich genöthiget, ihren Platz an Fremde zu überlaſſen. Im Anfange des ſechszehnten Jahrhundertes höreten die Welſer, reiche Augſpurgiſche Kaufleute, welche Carl V. große Summen Geldes vorgeſchoſſen hatten, daß Venezuela ein Land ſey, das unerſchöpflich an Golde wäre, und ſchlugen dieſem Fürſten vor, das Eigenthum davon ihnen einzuräumen. Sie erhielten es auch unter der Bedingung, daß ſie das Land vollends im Namen der Krone Spanien erobern, Feſtungen darinnen anlegen, Truppen dahin ſchicken, und deutſche Bergleute nehmen wollten, die man in alle Spaniſche Errichtungen vertheilen könne.

Die Welſer wähleten einen Augsburgiſchen Bürger, Namens Alſinger, um über die neue Colonie die Aufſicht zu haben; dieſer aber war nur bedacht, ſich zu bereichern. Seine unerſättliche Begierde machte, daß er die gehäßigſten Mittel vorkehrte, ohne das Leben ſelbſt der Indianer zu ſchonen, die er unmenſchlicher Weiſe umkommen ließ. Für die Caciquen hatte man nicht mehr Achtung, als für ihre Unterthanen: man brachte ſie auf die Tortur, daß ſie ihre Reichthümer entdecken ſollten; und überall hinterließ dieſer wilde Deutſche, der eben ſo grauſam war, wie die ehemaligen Spanier, blutige Spuren ſeiner Begehrlichkeit, und ſeines Geizes. Die unglücklichen Indianer brachten alles Gold, das ſie hatten, herbey; ja viele von ihnen giengen den Deutſchen mit Erfriſchungen entgegen, in der Hoffnung, eine beſſere Begegnung zu erhalten; die unbändige Wuth ihrer Tyrannen aber wurde nur größer, ſo daß ihnen nichts als eine endliche Verzweifelung übrig blieb. Sie nahmen den Entſchluß, ihr Leben und ihre Freyheit zu vertheidigen. Alſinger wurde in etlichen Scharmützeln geſchlagen; und die Hälfte ſeiner Leute, die den Pfeilen der Indianer entkamen, ſturben von

den groſsen Strapazzen, die ſie ſich durch die Begierde nach Golde zugezogen hatten. Auf das lächerliche Gerücht, als ob weiter in das Land hinein ein ganz goldenes Haus ſtünde, nahm ſich der Commendant, den ſein Geiz leichtgläubig machte, vor, nicht eher zu ruhen, als bis er dieſen Schatz in ſeiner Gewalt hätte. Da er nun weitläufige Länder durchwandern mußte, ließ er, aus Furcht Mangel an Lebensmitteln zu haben, groſse Vorräthe zuſammenbringen, und beladete die Wilden damit. Dieſe waren mit Ketten an einander geſchloſſen, wie unſere Galeeren-Sclaven; und jeder, mit der Kette an dem Halſe, mußte eine Laſt tragen, die man kaum Maulthieren würde auferleget haben. Daher denn auch eine groſse Menge vor Grame und Entkräftung umkamen. Fiel einer dieſer Unglücklichen unter ſeiner Laſt nieder, ſo hieb man ihm den Kopf ab, um die Zeit zu erſparen, die Feſſeln von ſeinem Halſe los zu machen. Unterdeſſen fand ſich das goldne Haus nicht, und Alfinger endigte ſeine Tage in eingebildeten Unterſuchungen.

Als die Regirung dieſer faſt gänzlich entvölkerten Provinz nicht mehr unter den Welſern ſtund, ernennten die Spanier unterdeſ-

ſen

ſen Aufſeher. Sie ſchickten einen Menſchen dahin, deſſen Grauſamkeit der Deutſchen ihre faſt in Vergeſſenheit brachte, und das Verderben dieſes unglücklichen Landes vollends beförderte. Einige Jahre hernach ließ man Schwarze aus Africa kommen, mit welchen man glücklicher zu ſeyn hoffete; ſie waren aber kaum angekommen, ſo empöreten ſie ſich; daher alle männlichen Geſchlechtes von ihren Herren umgebracht wurden. Eine lange Reihe von Jahren, die unter einer gelinderen Regirung verfloſſen iſt, hat einen Theil dieſer Schäden wieder erſetzet.

Wenn man an den Küſten der Provinzen Cumana, und Venezuela, hinſchiffet, findet man unterſchiedene Inſeln, wo wir aber nicht Luſt hatten, uns aufzuhalten. Die eine heißt Margarite, und gehöret den Spaniern. Vor dieſem fiſchete man an den daſigen Küſten Perlen: heut zu Tage wird ſie nur von Indianern, und etlichen Mulatern bewohnet. Die Holländer beſitzen die Inſeln, Aves, Buenaire, Aruba, und Curaſſo. Letztere iſt die einzige, welche einige Aufmerkſamkeit verdienet. Sie haben daſelbſt viele Zuckerſiedereyen angeleget; ſie ziehen eine große Menge Vieh auf, und treiben einen

vortheilhaften Handel mit den Spaniern. An der mittäglichen Küſte liegt die Stadt und der Haven gleiches Namens, welche von einer Citadelle bedecket werden. Der Statthalter der holländiſchen Antillen hat hier ſeine Reſidenz; und unter den Einwohnern giebt es viele Juden und Quaker. Ich habe von meinen zwey Holländern eine Begebenheit gehöret, die auf dieſer Inſel geſchehen iſt, welche verdienet erzählet zu werden.

Ein Schiff von ihrer Nation, mit zweyhundert Mann, die ſich freywillig für Guiana eingeſchiffet hatten, erlitt einen der heftigſten Stürme, und wurde vom Winde und Wellen in der Irre herum getrieben. Nachdem das Meer ſtill geworden war, entdeckte der Steuermann, der keinen Weg mehr wußte, eine Küſte, die er für das feſte Land hielt; bey der Annäherung aber ſah er, daß es eine Inſel war. Er entſchloß ſich, daſelbſt anzulanden, um einige Ausbeſſerungen an ſeinem Schiffe zu machen. Er mußte lange Zeit am Ufer hinfahren, ohne die geringſte Spur eines Havens, oder einer Wohnung zu entdecken; aber aus Begierde an das Land zu ſteigen, und wegen der ſchlechten Beſchaffenheit des Schiffes, wählte er den Ort, der

ihm

ihm am ſchicklichſten dünkte. Der Schiffs-capitain, mit allen ſeinen Leuten, verſuchten in das Land tiefer hineinzugehen; und kaum hatten ſie die Höhe der Küſte erreichet, ſo wurden ſie durch den Anblick einer ſchönen Landſchaft, und durch eine unzählige Menge von Blumen, welche die Erde natürlicherweiſe hervorzubringen ſchien, außer ſich geſetzet.

Nachdem ſie in das Innere der Inſel etwas weiter gekommen waren, bemerkte der Capitain vom weiten drey nackende Leute, mit Bögen bewafnet, und mit Federn geſchmücket. Dieſe erwarteten ihn feſten Fuſſes; und an ſtatt Verwunderung oder Furcht zu zeigen, empfiengen ſie ihn mit vielen Freudenbezeugungen. Weil er ihre Sprache nicht verſtund, konnte er ihnen ſeine guten Geſinnungen nicht anders entdecken, als daß er ihnen eben ſo viele Freundlichkeit erwies; und um ſie völlig zu gewinnen, bot er ihnen Wein und abgezogene Waſſer an, welche ſie mit großer Begierde nahmen, und tranken. Der Hauptzweck war, ihnen begreiflich zu machen, daß man wünſchete mit ihrem Oberhaupte zu reden, und ihre Wohnungen zu ſehen. Einer von ihnen nahm den Capitain

bey der Hand, und ſchickte ſich an, gleichſam als ob er ſein Verlangen verſtünde, ihn zu führen. Doch, an ſtatt ihn gerade nach ihren Hütten zu bringen, ließ er ihn den Weg nach einem Hügel nehmen, wo mitten unter etlichen Bäumen ein kleines Gebäude, von Holze und Leimen, ſtund.

Die Wilden, ehe ſie den Capitain hinein führten, gaben ihm einen großen Stein, etliche Schritte von der Thüre, zu bemerken, der dahin mit Fleiße geleget zu ſeyn ſchien. Zu gleicher Zeit ſchlugen ſie ihre Aerme kreuzweis über die Bruſt, und huben ihre Augen traurig gen Himmel, ſo als wenn ſie anzeigen wollten, daß dieſes das Grabmal einer Perſon ſey, die ſie ſehr bedauerten. Der Capitain gieng in die Hütte hinein, und ſah anfänglich nichts, als bloße, rohe Mauern; als er aber ſeine Blicke auf einen der Querbalken wurf, wurde er Buchſtaben gewahr, die mit der Spitze eines Meſſers mochten eingegraben worden ſeyn. Sie waren in Franzöſiſcher Sprache, und lauten, ſo wie er ſie mit eigener Hand abgeſchrieben hat, folgendermaſen. „Ich bin ein Franzoſe, aus Rennes, in Bretagne. Ich habe mich mit dem Capitaine Berthier eingeſchiffet, um im Jahre

1602 nach Braſilien zu gehen. Unſer Schiff iſt geſcheitert. Ich bin auf die Küſte dieſer Inſel geworfen worden, ohne zu wiſſen auf was Art, weil ich alle Kenntniß verloren hatte. Seit zwölf Jahren lebe ich in dieſer Hütte. Die hieſigen Wilden ſind ſehr gut; ſie gehen ſehr wohl mit mir um. Mich verlanget nicht, ſie zu verlaſſen. Ich fühle, daß mein Ende herannahet: ich werde nicht mehr da ſeyn, wenn ihr dieſes leſen werdet. Bittet Gott für die Ruhe meiner Seele. Johann Remigius Perrin„.

Der Schiffscapitain, und ſeine Leute, merkten gar bald, daß der Stein, den ſie an dem Eingange der Hütte geſehen hatten, ſein Grabmal war. Er ſetzte daher, nach dieſem Kennzeichen eines liebreichen Weſens, und guter Gemüthsart, ein größeres Vertrauen in die drey Indianer. Die anderen Wilden, die ihn, und ſeine Leute, wahrgenommen hatten, ermangelten nicht, die Ankunft dieſer neuen Gäſte in der benachbarten Wohnung zu verbreiten; und das Verlangen, ſelbige zu ſehen, und mit Freundlichkeit und Geſchenken zu überhäufen, war außerordentlich. Man zeigete ihnen des Perrin Kleider, welche ſorgfältig waren aufbehalten worden, unerachtet

ſie ſo abgenutzet waren, daß ſie beym Angreifen in Stücken zerfielen. Sein Meſſer, ſein Gebethbuch, und etliche Stücken Geld, die man in ſeiner Taſche gefunden hatte, waren in den Händen des Oberhauptes der Wohnung, der ſie als ein koſtbares Denkmal verwahrete.

Die Holländer ſahen wohl ein, daß ſie eine ſo gute Aufnahme dem Andenken dieſes Franzoſen zu verdanken hatten. Ohne Zweifel war er mit den Wilden freundſchaftlich umgegangen, weil ſie ihn ſo lieb gewonnen hatten. Die Folgen kamen mit dieſem glücklichen Anfange überein. Nachdem der Capitain etliche Tage ausgeruhet hatte, bemühete er ſich, eine vollkommene Kenntniß des Ortes zu erlangen, und nahm ſich vor, nicht eher wieder unter Segel zu gehen, als bis er ſeinen Landesleuten eine dauerhafte Einrichtung in dieſem Lande verſchaffet hatte. Es waren Leute genug vorhanden, um eine Schanze zu bauen; und die erſten Wochen wurden ſo fleißig zugebracht, daß vor Ende des Monats ein Schloß, das ſich vertheidigen konnte, fertig wurde. Er war hernach blos bedacht, alle Theile der Inſel zu durchwan-

wandern, um ſeiner Republic einen treuen Bericht zu erſtatten.

Die Engländer erzählen die nämliche Geſchichte von einer ihrer Beſitzungen auf den Antilliſchen Inſeln, nur mit einiger Veränderung der Namen und der Zeit, im Grunde aber, und in den Hauptumſtänden, ohne Unterſchied.

Ich bin, u. ſ. w.

Carthagena, den 12 März, 1751.

Der 137 Brief.

Fortſetzung von Terra firma.

Wir nahmen unſern Weg beſtändig an eben der Küſte hin, und ließen zur Linken die wenig bedeutenden Provinzen Hacha, und St. Marthe, bis wir endlich zu Carthagena anlandeten. Dieſe berühmte Stadt, eine der wichtigſten, reichſten, und nach Mexico, vielleicht ſchönſten Stadt, in dem Spaniſchen America, hat Tage der Wohlfahrt, ſo wie der Widerwärtigkeit gehabt. Der Caſtilianer, Rodrigo Baſtidas, als er dieſes Land zu Anfange des ſechzehnten Jahr-

hundertes entdeckete, fand deſſen Lage ſo vortheilhaft, daß er es zu erobern ſuchte; die Einwohner aber thaten ſolchen tapfern Widerſtand, daß er ſich genöthiget ſah, ſeinen Anſchlag aufzugeben. Ojeda hatte nicht mehr Glück, noch Oviedo beſſern Erfolg. Der Ruhm, die Indianer zu bezwingen, und eine Stadt an einen zur Handlung ſo vortheilhaften Ort zu bauen, war dem Don Pedro Heredia vorbehalten. Dieſer gab der Stadt den Namen Carthagena, vermuthlich, weil er glaubte, zwiſchen ihr und der ehemaligen Gegend von Carthago eine Aehnlichkeit zu finden. Da ihre vortheilhafte Lage ſie gar bald in die blühendeſten Umſtände brachte, ſah ſie ſich den Anfällen theils der Freybeuter, theils der Engländer ausgeſetzet; und letztere verwandelten ſie in Aſche. Sie mußte einen dritten Stoß von den Franzoſen, unter der Anführung des Hrn. von Pontis, aushalten; und zuletzt haben die Einwohner den Anfall des Admirals Vernon noch in friſchen Andenken, der ſie belagerte, und die Belagerung im Jahre 1741 wieder aufhob. Dieſe Unternehmung iſt ſo neu, und die Spanier ſehen ſie als eine ſo ruhmwürdige Beben=

gebenheit für ihre Nation an, daß ſie gegen die Fremden beſtändig davon reden.

„Die Engländer hatten eine ſo fürchterliche Schiffsflotte ausgerüſtet, ſagte mir ein alter Spaniſcher Officier, daß wenn ſie wohl angeführet worden wäre, ſie nicht allein unſere Americaniſchen Errichtungen hätte zerſtören, ſondern auch ganz Weſt-Indien unter Großbrittanniſche Herrſchaft bringen können. Was aber ihr Unternehmen fruchtlos machte, war der Geiſt der Uneinigkeit, der zwiſchen den beyden Commendanten, der Truppen zu Lande, und zur See, herrſchete. Um Ihnen einen Begriff von dieſer großen Mißhelligkeit zu machen, will ich nur den erbärmlichen Zuſtand anführen, worinnen ſie ihre eigenen Verwundeten ließen, nach dem Ausfalle, der ſie nöthigte, die Belagerung aufzuheben. Dieſe unglücklichen Schlachtopfer des Haſſes beyder Commendanten, wurden den andern Tag auf Transportſchiffe gebracht, wo man mit ihnen auf eine ſo unmenſchliche Art umgieng, daß ſie dergleichen Begegnung bey den Caraiben nicht hätten auszuſtehen gehabt. Man ließ es ihnen an Wundärzten, Wartung, und Lebensmitteln fehlen: man legte ſie auf den kleinen Schif-

ſen

ſen zwiſchen die Böden, wo dieſe Elenden ſich nicht aufgerichtet halten konnten, ſondern ſich, ſo zu ſagen, in ihrem Unflate herum wälzen mußten. Millionen von Würmern wuchſen in ihren Wunden, dieſe aber wurden nicht anders verbunden, als was die Kranken ſelbſt thaten, die ihre Wunden mit dem ihnen ausgemachten Brandeweine wuſchen. Man hörete nichts als Seufzen, Klagen, Geſchrey, Verzweifelung, von Kranken, die den Tod zu Hülfe rufeten. Der Abſcheu vor dieſem Zuſtande wurde in ihren eigenen Augen noch größer, wenn ſie Kräfte genug hatten, um ſich herum zu ſehen. Sie ſahen ihre unglücklichen Landesleute, nackend in dem Haven umher ſchwimmen, und eine Speiſe der Fiſche werden, unterdeſſen daß dieſer Geſtank ihre Camaraden tödlich vergiftete. Sollte man es wohl glauben? zu eben der Zeit, da ſo viele tapfere Leute vergebens um Hülfe flebeten, und aus Mangel von Beyſtande umkamen, befanden ſich auf jedem Kriegsſchiffe zwey Beygehülfen der Wundärzte, und noch andere, die die Erlaubniß, den Kranken beyzuſtehen, umſonſt erbaten. Man wußte die Bedürfniſſe dieſer Elenden; man hatte alle zu ihrer Hülfe benöthig-

te Mittel; aber die Uneinigkeit zwiſchen beyden Commendanten war auf einen ſo hohen Grad der Verbitterung geſtiegen, daß man einerſeits die Menſchen lieber verderben ließ, als Hülfe verlangete, auf der andern Seite aber die Hülfe nicht anbieten wollte, unerachtet man wußte, daß das Leben ſo vieler tapferen Leute davon abhieng„.

Der Provinz Carthagena giebt man drey und funfzig Stunden in der Länge, vom Morgen gegen Abend, und fünf und achtzig, von Mittage nach Mitternacht. Das Land iſt mit Bergen und Hügeln bedecket, worauf man große Wälder voller wilden Thiere erblicket. Die niedrigen Gegenden ſind feucht und moraſtig; das Korn, und anderes Europäiſches Getreide wird daſelbſt nicht reif. Doch findet man auch fruchtbare Thäler, und verſchiedene Völkerſchaften von Indianern, Europäern, und Creolen. Die Anzahl der erſtern, davon die meiſten noch Götzendiener ſind, hat ſehr abgenommen. Vor Ankunft der Spanier hatten ſie auch Goldgruben, die aber heut zu Tage entweder vernachläßiget, oder erſchöpfet ſind. Dieſes Metall war bey ihnen ſo gemein, daß ſie ihren gewöhnlichen Putz daraus machten.

Die Stadt Carthagena wird in die obere, und niedere, getheilet: letztere iſt eine Vorſtadt. Die Obere erſtreckt ſich längſt einer ſandigen Halbinſel, deren Erdzunge, wodurch ſie vom feſten Lande abgeſondert wird, nichts als ein Damm iſt, von drey hundert Schritten lang, und zwölf oder funfzehn Schritten breit. Beyde Städte ſind gut gebauet, und befeſtiget. Die niedere Stadt ſteht auf einer kleinen Inſel, und iſt mit dem feſten Lande durch eine hölzerne Brücke vereiniget. Nicht weit davon hat die Natur einen Hügel von mittelmäßiger Höhe hingeſetzet, auf welchen man eine Citadelle, St. Lazarus genennt, erbauet hat: ſie vertheidiget die Stadt, und die Vorſtadt.

In einiger Entfernung von dieſer Feſtung iſt ein ſehr hoher Berg, auf deſſen Gipfel ein Auguſtiner-Kloſter zu Unſerer lieben Frauen von Pope ſteht, von dem Namen des Berges ſelbſt alſo genennet. Man kann dahin nicht anders als auf einen ſehr beſchwerlichen, und ſteilen Wege kommen; die Ausſicht aber iſt vortreflich. Auf der einen Seite entdecket man das Meer, auf der anderen die Landſchaft; und nichts ſchränket die Ausſicht ein. In einer Kapelle zeigte man mir, ein

ein Marienbild von gegoſſenem Silber, in Lebensgröße. Der Mönch, der es mir wies, wußte, daß ich ein Franzoſe war, und ſagte zu mir:

„Dieſe Kirche wurde, im Jahre 1697, von dem Hrn. von Pontis, als er Carthagena belagerte, geplündert. Unter andern Schätzen, welche dieſer General raubete, war auch dieſe Maria, mit allem Schmucke, den ſie an ſich hatte. Auf ſeinem Schiffe befand ſich ein Officier, der ſich für einen Nachkommen des Hauſes Levi ausgab, die Mutter Gottes als ſeine Muhme anſah, ſie bat, die Reiſe mit ihm nach Frankreich zu thun, und verſprach ihr daſelbſt eine ſehr ehrwürdige Aufnahme. Da er ſie nicht ſonderlich geneigt fand, ihm zu folgen, fügte der Hr. von Pontis ſein anhaltendes Bitten noch hinzu, und ließ ſie auf das Schiff bringen. Sie wurde auch in der That in Frankreich wohl aufgenommen; aber Ludewig XIV, der mit Spanien Friede machen wollte, ließ ein eigenes Schiff ausrüſten, um Unſere liebe Frau, mit allem ihrem Schmucke, wieder an den Ort zurückzubringen, wo man ſie genommen hatte„.

Es

Es iſt etwas unglaubliches, die Menge und die Verſchiedenheit der Kleider zu ſehen, womit dieſe Maria angeputzet wird. Auf ihrem Kopfe hat ſie eine goldene Krone, mit Edelſteinen beſetzet. Ihr Halsband, das aus etlichen Reihen der ſchönſten Perlen beſteht, iſt hinten mit einem großen Diamant zugeknüpfet. Goldene Schauſtücken hängen um dieſes Halsband herum; und Ketten von eben dieſem Metalle, gehen rechts und links von den Achſeln herunter, bis auf die Füße, und ſind etliche male um den Leib geſchlungen. Ihre Armbänder ſind von koſtbaren Steinen; und das Kind Jeſus, das ſie in ihren Aermen hält, iſt mit nicht geringeren Koſtbarkeiten bedecket. Ich komme aber wieder auf Carthagena.

Der **Meerbuſen**, den man mit Rechte für einen der beſten in America hält, hat zwey und eine halbe Stunde in der Länge. Die Luft iſt daſelbſt ſo heiter, daß das Waſſer niemals in mehrerer Bewegung iſt, als in einem ſtillen Fluſſe. Bey dem Eingange finden ſich einige Untiefen, welche außerordentliche Vorſicht erfordern. Der Staat unterhält einen Lootsmann, der nichts thut, als die Schiffe zu Rechte weiſt, oder ihnen die Gefahr

Gefahr anzeiget. In dieſer Bay iſt es, da die Spaniſchen Galionen anlanden: ſie laden einen anſehnlichen Theil ihrer Waaren hier aus, die hernach in alle Provinzen von Terra firma verſendet werden. Außer der Zeit dieſer Meſſe, iſt der Haven ungemein leer; kaum ſieht man etliche Felucken aus dem Lande ankommen, und auch dieſe halten ſich nicht auf, als nur wenn ſie ausgebeſſert, und auf das Kiel geleget werden.

Die Stadt beſteht aus fünf großen, geraden, breiten, einander ähnlichen, wohl gepflaſterten Gaſſen, derer jede mehr als ſechs hundert Schritte lang iſt. Sie erſtrecken ſich von dem Haven bis an das gegenſeitige Ufer, und werden durch eine noch längere Quergaſſe durchſchnitten, welche in dem Mittel einen großen Marktplatz veranlaſſet. Die Häuſer ſind von Steinen gebauet, und haben alle Balcons und hölzerne Fenſtergitter. Man pfleget hier kein Eiſen zu dieſer Art von Zierrathen zu nehmen: es roſtete zu leicht, und würde wegen der Feuchtigkeit und ſcharfen Luft, die voller Salpeter iſt, wenig dauern. Dieſer Urſache wegen, und weil die Gebäude eine beräucherte Farbe, auch nur ein Stockwerk über dem Erdgeſchoſſe

ſchoſſe haben, ſind ſie nur von mittelmäßigen Anſehen.

Außer der Cathedral-Kirche, die über alle andere Gebäude hervorraget, und eben ſo viel Reichthümer in ſich faßet, als ſie von außen Pracht zeiget, rechnet man in Carthagena zwey Kirchen, eine in der Stadt und eine in der Vorſtadt, eilf Klöſter für beyderley Geſchlechte, ein prächtiges Stadthaus, und ein nicht weniger koſtbares Gebäude für die Zollbeamten.

Der Statthalter, was Kriegsſachen anbelanget, ſteht unter dem Vicekönig von Neugranada; ſo wie man auch in bürgerlichen Angelegenheiten an die Audiencia von Santa-Fe appelliren kann. Die geiſtliche Gerichtsbarkeit beſteht aus einem Tribunal, das mit dem Biſchoffe und deſſen Capitul beſetzet iſt; es hat aber keine Gemeinſchaft mit dem Inquiſitions-Gerichte. Es giebt noch auſſerdem hier, wie in allen großen ſpaniſchen Städten, beſondere Gerichtsbänke, zu Aufrechthaltung der Polizey, zu der Einnahme der königlichen Gelder, zu ihrer Ausgabe, u. ſ. w.

Da Carthagena der erſte Stapelort iſt, wo die Gallionen ſich hinbegeben, was

für

für einen hohen Begrif werden Sie Sich nicht von einer Handlung machen müſſen, die gleichſam die Erſtlinge liefert, von allem was Europa nach dem mittäglichen America ſendet? Auch die Kaufleute der innern Provinzen, als von Santa-Fe, Popayan, u. a. bringen nicht allein ihre eigenen, ſondern auch die ihnen in Commißion gegebenen Gelder dahin. Sie haben ſowohl gemünztes Gold und Silber, als auch in Stangen, und in Pulver, bey ſich. Sie bringen ferner Schmaragde mit, als die am meiſten geſchätzten Steine ihres Landes, davon man reichhaltige Gruben in dieſen geſegneten Ländern findet. Seitdem aber dieſe Steine ihren Werth in Spanien verloren haben, wo man ſie faſt gar nicht mehr verlanget, ſo iſt dieſer Handel ſehr gefallen.

Die Zeit über, da die Gallionen ſich in Carthagena aufhalten, iſt beſtändige Meſſe. Außer den ordentlichen Kramläden, ſieht man noch andere zum Vortheile der neu angekommenen Spanier, oder derer aus der Stadt, geöfnet; auch der Aufſeher über die Schiffsladungen iſt ihnen beförderlich, indem er die Waaren, ſo wie ſie verkaufet werden, ihnen zukommen läßt. In dieſem Zeit-

puncte gewinnet alle Welt. Einige vermiethen Zimmer und Läden; andere ziehen einen vortheilhaften Gewinn von der Arbeit ihres Handwerkes. Diejenigen, welche Sclaven halten, ziehen Nutzen von dieſer ihrer Arbeit, und verdoppeln auch ihren Lohn nach Verhältniß, wie ſie ſelbige nöthig haben. Dieſer Gewinn erſtrecket ſich bis auf die kleinſten Dörfer, die zu Carthagena gehören; denn der Preis der Lebensmittel ſteigt natürlicherweiſe mit dem großen Aufwande.

Aber, ich wiederhole es nochmals, dieſe Bewegung, dieſer Kreislauf, dauert nur ſo lange, als die Gallionen ſich daſelbſt befinden; nach ihrer Abreiſe verfällt alles wieder in Unthätigkeit und Stille. Dieß nennet man hier, die tode Zeit. Die beſonderen Verrichtungen dieſer Stadt mit den anderen Provinzen ſind ſehr mäßig: etliche Schiffe, mit Tabak und Zucker beladen, nehmen Cacao, und andere Erzeugungen der Provinz wieder mit. Was alsdenn dieſer Hauptſtadt zu ſtatten kommt, ſind die unter ihrer Gerichtsbarkeit ſtehenden Marktflecken, welche alles zur Verſorgung der Einwohner benöthigte herbey bringen. Sie vertauſchen ihre Waaren gegen allerhand Stoffe, womit

die

die Kramläden durch die Gallionen, oder auch zuweilen durch die Seeräuber, verſehen werden.

Die **Eßwaaren** des Landes geben keinen Zoll: ein jeder hat die Freyheit, in ſeinem Hauſe ſo viel zu ſchlachten, als er in einem Tage Fleiſch zu verkaufen gedenkt: denn da auch das Schweinefleiſch nicht eingeſalzen gegeſſen wird, ſo verſtattet die Hitze nicht, das Fleiſchwerk lange friſch zu erhalten.

Außer denen Waaren, die den innerlichen kleinen Handel des Landes ausmachen, iſt auch noch eine **Niederlage** der ſchwarzen **Sclaven**, welche die Schiffe mit bringen, allhier errichtet. Die Sclaven bleiben ſo lange da, bis ſie von den benachbarten Colonien aufgekaufet, und in die Pflanzörter vertheilet werden. Aber dieſe Einnahme ſowohl, als die anderen königlichen, bringen nicht ſo viel ein, daß die Beſoldungen des Statthalters und der Beſatzung, davon beſtritten, und die Feſtungswerke unterhalten werden könnten; man muß die königlichen Einkünfte aus den anderen Provinzen noch dazu nehmen.

Alle gewebte und gewirkte Waaren in Carthagena, als Leinwand, ſeidene, golde-

ne und ſilberne Stoffe, haben gewiſſe kleine Würmer, Comegens genennt, zu Feinden. Dieſe ſind ſo geſchwind und eifrig in ihrer Arbeit, daß ſie nicht mehr als etliche Stunden brauchen, um den Ballen, wo ſie hinein kriechen, in Staub zu verwandeln. Ohne ſeine Form zu verändern, durchnagen ſie ihn von allen Seiten mit ſolcher Feinheit, daß man nicht gewahr wird, daß ſie ihn berührt haben, bis man ihn angreift. Anſtatt Leinwand oder Stoff, findet man nichts als kleine Stückgen, oder Staub. Dieſer Zufall iſt inſonderheit nach Ankunft der Gallionen zu befürchten: daher man allezeit in Acht nimmt, unter diejenigen Schäden, derer Erſatz man ſich bedinget, denjenigen zu rechnen, der von den Comegens herkommt. Dieſes Inſect iſt der Stadt Carthagena ſo eigen, daß man es nicht einmal zu Porto-Bello, noch zu Panama ſpüret. Man hat kein anderes Mittel dawider ausfündig machen können, als die Ballen auf erhabene Bänke, derer Beine mit Theere beſtrichen ſind, zu ſetzen, und ſie von der Wand zu entfernen.

Die Anzahl der Einwohner in Carthagena, rechnet man auf vier und zwanzig tauſend, davon kaum der ſechſte Theil Spa-

nier

nier ſind. Dieſe machen, ſo wie anderwärts, zwey verſchiedene Claſſen, Europäer und Creolen. Der erſtern giebt es nicht viele, weil ſie mehrentheils, wenn ſie ihr Glück gemachet haben, nach Europa kehren, oder weiter gehen, um noch mehr zu erwerben; ſie ſind es, welche allen Handel faſt alleine treiben. Die Creolen beſitzen die liegenden Gründe; und es giebt unter ihnen Familien von großen Anſehen. Sie kommen noch von denen alten Caſtilianern her, welche ſich daſelbſt niederließen, und die vornehmſten Stellen im Lande bekleideten.

Die Verſchiedenheit derer, die ihren Urſprung von den vermiſchten Weißen, Schwarzen und Indianern haben, iſt ſchwerer zu beſtimmen, doch was ich ehedem von den verſchiedenen Verheurathungen zu Goa geſagt habe, erſpart mir hier eine fernere Erläuterung. Es iſt genug, wenn ich dieſem beyfüge, daß jede Zeugung, welche den Weiſſen an Farbe näher kommt, einen Grad von Anſehen mehr bekommt: ſie ſind auf dieſe Ausartung ſehr ehrgeizig, inſonderheit wenn ſie glauben, von dem Indianiſchen, oder Afrikaniſchen Blute völlig befreyet zu ſeyn. Daher auch, wenn man glaubt, ohne ſie ir-

gends beleidigen zu wollen, ſie wären von einer geringeren Farbe als der, welche ihnen gehöret, ſie ſolches ſehr übel nehmen, und nicht zugeben, daß man ihnen das, was ſie als ein Geſchenk der Natur anſehen, benehme.

Alle dieſe Caſtizen, bis auf die Mûlaters, befleißigen ſich, ſpaniſch gekleidet zu ſeyn; ſie tragen aber, wegen der brennenden Hitze im Lande, nur leichte Zeuge. Die Mannsperſonen haben weder Halsbinden, noch Krauſen; ſie begnügen ſich, das Hemde mit einem großen goldenen Knopfe zu zumachen; ja das meiſtemal laſſen ſie es offen. Die Weſte und die Beinkleider, ſind von feiner Bretanniſcher Leinewand. Viele gehen in bloßem Kopfe, und haben die Haare ein wenig unter den Ohren verſchnitten; die meiſten aber tragen eine leichte weiße Mütze. Um ſich abzukühlen, machen ſie Fecher, von einer Art ſehr dünner Palmenblätter, mit einem Stabe von eben dem Holze, der zum Griffe dienet.

Die weißen Weiber tragen einen Rock von einfarbigen Tafte, ungefüttert, nebſt einem kleinen Camiſole. In der großen Hitze, haben ſie zu Hauſe nichts an, als ein

leichtes Corſet, das vorne geſchnüret wird; aber niemals gehen ſie ohne eine Art von Mäntelgen aus. Diejenigen, welche nicht vollkommen weiß ſind, ziehen über den erſten Rock noch einen zweyten von Tafte, von beliebiger Farbe, aber niemals ſchwarz, überall mit Löchern, daß man den Unterrock ſehen kann. Auf dem Kopfe haben ſie eine leinwandne Mütze, in Geſtalt einer Biſchofsmütze, mit Spitzen beſetzet. Ihre Fußbekleidung beſteht in kleinen Pantoffeln, wo nur die Spitze des Fußes hineingeht. Sie gehen nicht leicht aus, als nur in die Kirche: die Meſſe wird früh um drey Uhr geleſen, um die große Hitze des Tages zu vermeiden.

Alle Proceßionen werden des Nachts angeſtellet; und es iſt nicht lange, ſo wurde ich aufgewecket, und glaubte, die Stadt ſtünde im Feuer, wegen der Menge Wachskerzen, die in allen Gaſſen angezündet waren. Ich ſtund auf, um dieſe nächtliche Andacht mit anzuſehen, und erblickte einen Zug von mehr als ſechshundert Perſonen, Männer, Weiber, und Kinder, die in der einen Hand ein Buch, und in der andern eine Geißel hatten, womit ſie ſich die Schultern zerriſſen. Ich folgete ihnen in die Kirche nach;

und hörete die Predigt mit an, die vom jüngſten Gerichte handelte. Der Prediger war ein Dominicaner, der ſeinen Text von denen ſchrecklichen Trompeten genommen hatte, welche die Toden am Ende der Welt aufwecken werden. „Ja, ihr werdet ſie hören, ſagte er, ihr Sünder, wenn ihr es euch am wenigſten verſehen werdet. Vielleicht morgen! Was ſage ich, morgen? Vielleicht in dieſem Augenblicke!„ Zu gleicher Zeit erſchallte die ganze gewölbte Kirche von dem entſetzlichen Klange eines Dutzendes Trompeten, die er in der Kirche hatte heimlich verſtecken laſſen. Alle Zuhörer geriethen in ein tödliches Schrecken. Einige ſchlugen ſich in das Geſichte, andere ſuchten ihr Heil in einer eiligen Flucht. Sie glaubten, den Höllenſchlund ſchon offen zu ſehen. Der eine wurde vom Gedränge faſt erſticket, ein anderer mit Füßen getreten; noch andere von den auf allen Seiten umgeworfenen Stühlen und Bänken, zerquetſchet. Kurz, der Lärmen, das Geſchrey und die Verzweifelung, ſtellten eine Stadt vor, die dem Feuer und Schwerde ihres grauſamen Ueberwinders überlaſſen iſt. Wie ſie aus der Kirche heraus waren, gieng jedes und ſchloß ſich in ſein Haus ein.

Die

Die Weiber verlaſſen nicht leicht ihre Hamacs, (Hängebetten,) und ihre Beſchäftigung iſt, ſich darinnen zu ſchwenken, um friſche Luft zu haben. Selbſt die Männer bezeigen nicht weniger Geſchmack an dieſer kindiſchen Uebung: dennoch fehlet es beyden weder an Verſtande, noch an Lebhaftigkeit. Sie genießen aber dieſer glücklichen Gaben nicht länger, als bis in das fünf und zwanzigſte, oder dreyßigſte Jahr. Hernach nehmen ihre Gemüthskräfte ſo geſchwind ab, als ſie zugenommen hatten. Nichts iſt bewundernswürdiger, und zu gleicher Zeit gewöhnlicher, als Kinder von zwey oder drey Jahren zu ſehen, die ſo vernünftig reden, als die Kinder in Europa von ſechs und ſieben Jahren.

Die Gaſtfreyheit, dieſe ſo gewöhnliche, und in den Colonien beliebte Tugend, iſt in Carthagena nicht gänzlich unbekannt. Auf den ſpaniſchen aus Europa kommenden Schiffen, findet ſich allezeit eine Art Leute, ohne Beruf, ohne Vermögen, ohne Empfehlung, und ohne gekennet zu ſeyn, welche hier her kommen, und ihr Glück zu machen ſuchen. Man nennet ſie Pulizons. Wenn ſie eine Zeitlang Pflaſtertreter abgegeben haben,

ben, ohne etwas ihrer Hofnung gemäß zu finden, iſt ihre Zuflucht das Kloſter der Franciſcanermönche, wo man ihnen Brey von Caßave giebt. Ein neu angekommener Spanier, der nicht wußte, um welche Stunde dieſe Austheilung geſchah, fragte einen Indianer, wo man Chocolate bekäme? Der ſpaniſche Stolz ließ nicht zu, daß er nur nach dem Hauſe gefragt hätte, wo man die Suppe austheilete.

Die Ecke eines Marktplatzes, oder die Thüre einer Kirche, iſt der ordentliche Aufenthalt, wo dieſe Herumläufer die Nacht zubringen. Man läßt ſie in dieſer elenden Verfaſſung, weil kein Einwohner wagt, einiges Zutrauen in ihre Dienſte zu ſetzen. Der Kummer über ihren Zuſtand, die ſchlechte Nahrung, und die Verſchiedenheit des Clima, verurſachen ihnen endlich die ſchwereſten Krankheiten. Eine, wovon ſie beſonders befallen werden, heißt Chapetonade, von dem Namen Chapetons, den man den neu angekommenen Europäern giebt. Dieſe Kranken verfallen in eine ſo heftige Raſerey, daß man ſie binden muß, damit ſie ſich nicht ſelbſt zerreißen; und öfters ſterben ſie in der Hitze, wie in einer Raſerey. Sie werden

nicht

nicht in die Hoſpitäler aufgenommen, weil, wer hineinkommt, bezahlen muß: es ſcheint daher keine Rettung für ſie übrig zu bleiben, als die Vorſehung. Dieß iſt der Zeitpunct, wo das Volk ſich ihrer annimt. Eine Schwarze, welche frey iſt, eine Mülatre, oder eine Indianerinn, gerührt über ihren Zuſtand, beeifert ſich, ſie zu ſich zu nehmen, und wartet ſie mit eben ſo viel Sorgfalt, als Liebe. Sterben ſie unter ihren Händen, ſo begraben ſie ſie; ja ihr Eifer geht ſo weit, daß ſie Meßen für ſie leſen laſſen. Wahr iſt es, der gewönliche Erfolg dieſer Großmuth läuft darauf hinaus, daß der Kranke, wenn er geſund wird, ſeine Wohlthäterinn heurathet.

Es iſt noch eine andere Krankheit in Carthagena ſehr gemein, eine Art von Auſſatze, welche man das Uebel von St. Lazarus nennet. Um zu verhüten, daß es nicht um ſich greiſe, hat man außer der Stadt ein großes Hoſpital angeleget, wo alle damit behaftete, ohne Anſehen des Alters, Geſchlechtes, oder Ranges, hinein kommen. Weigern ſie ſich, gutwillig hinein zu gehen, ſo zwingt man ſie dazu. Es ſteht ihnen frey ſich daſelbſt zu verheurathen; dieſe Erlaub-

niß

niß aber trägt um ſo viel mehr bey, das Uebel zu vermehren, da es ſich in den Kindern fortpflanzet. Hierzu kommt noch, daß da die Einkünfte dieſes Hauſes mäßig ſind, man den Armen die Freyheit läßt, in der Stadt betteln zu gehen, mithin jedermann, der von ihnen angeſprochen wird, Gefahr läuft, angeſtecket zu werden. Es iſt daher auch die Menge der Ausſätzigen ſo groß, daß ihre Wohnung einen Umfang hat, wie ein Dorf. Einem jeden wird ein Stückgen Land eingeräumet, wo er ſich nach ſeinem Vermögen eine Hütte erbauen kann. Eine beſondere Eigenſchaft dieſer Krankheit iſt, daß ſie die fleiſchliche Luſt ungemein reizet. Die Erfahrung der daraus entſtehenden Unordnungen iſt Urſache, daß man den Kranken das Heurathen verſtattet.

Außer der Liebe, der herrſchenden Neigung aller Länder, haben die Einwohner von Carthagena noch eine unmäſige Begierde zu der Chocolate, zum Brandeweine, Rauchtabacke, und zum Tanzen. Dieſen Geſchmack findet man in allen Städten, Alter und Geſchlechten. Alle Welt rauchet hier, die Damen in ihren Häuſern, die andern, überall wo ſie ſind. Sie machen kleine Rollen

len von Tabaksblättern, faſſen ſie mit dem Munde, zünden ſie an, und halten ſie lange Zeit, ohne auszulöſchen. Die vornehmſten Weiber gewöhnen ſich von Jugend auf dazu; und es iſt eine Höflichkeit, die ſie denen Mannsperſonen, welche ſie vorzüglich ſchätzen, erweiſen, daß ſie ihnen zu rauchen anbieten: man würde ſie beleidigen, wenn man ihnen dieſe Galanterie abſchlüge. Doch haben ſie die Aufmerkſamkeit, ſich nur an diejenigen zu wenden, welche Gebrauch davon zu machen pflegen. Dieſe Gewohnheit iſt ſo allgemein unter Leuten, welche Lebensart zu haben behaupten, daß die neuangekommenen Europäer ſolche bald lernen. Die Indianer geben den Spaniern nichts nach; ſie bedienen ſich aber einer Weiſe, die ihnen eigen iſt. Sie rollen die Tabaksblätter wie Stricke, zwey oder drey Fuß lang, und laſſen in der Mitten ein kleines Loch. Wenn ſie in Geſellſchaft rauchen wollen, zünden ſie das eine Ende an, das andere aber machen ſie naß, damit es nicht zu geſchwind brenne. Der Raucher nimmt das feuchte Ende in den Mund; wie eine Pfeife; und indem er durch das Loch bläſet, treibt er den Rauch in das Geſicht der Anweſenden. Ein jeder hält un-

ter der Naſe einen Trichter, womit er den Rauch auffängt, und länger als eine halbe Stunde, ziehen ſie ihn mit größten Vergnügen an ſich.

Der Gebrauch des Brandeweins iſt noch allgemeiner, als des Tabaks. Die ordentlichſten, die mäſigſten Leute trinken alle Tage, Vormittags um eilf Uhr, ein Glas davon. Hacar las once, das heißt, eilf Uhr machen, iſt eine ſehr gebräuchliche Redensart in Carthagena, wenn man ſagen will, Brandewein trinken. Einige ſind ſo daran gewöhnet, daß ſie eilf Uhr zu allen Stunden des Tages machen. Ehrbare Leute trinken nichts, als Spaniſchen Brandewein; die andern begnügen ſich mit dem vom Zuckerrohre, der im Lande gemachet wird.

Die Chocolate, welche man hier Cacao nennet, iſt durchgehends ſo eingeführet, daß kein Sclave iſt, der nicht damit frühſtücket. Die Weiber der Schwarzen verkaufen ſie, völlig zubereitet, in den Gaſſen. Unerachtet man ihnen den Namen Cacao giebt, wie ich geſaget habe, ſo beſteht ſie doch hauptſächlich aus Mais. Die Reichen machen ſie auf die Europäiſche Art, und ſie trinken ſie

nie-

niemals, ohne vorher etwas gegeſſen zu haben.

Endlich iſt auch das Tanzen eine der heftigſten Leidenſchaften für beyderley Geſchlechter in Carthagena; und man begeht alle feyerliche oder Freuden-Tage mit Bällen. Dieſe fängt man mit ſpaniſchen Tänzen an, und beſchließt ſie mit denen aus dem Lande. Letztere haben viele Annehmlichkeiten, inſonderheit wegen der Lieder, die dazu geſungen werden. Zur Zeit, wenn die Gallionen, die Küſtenbewahrer, und andere Schiffe, ſich in der Stadt aufhalten, ſind dieſe Bälle noch häufiger, aber auch unordentlicher, weil die Schiffsleute mit Gewalt in die Tanzſäle dringen. Dieſe lärmenden Geſellſchaften, wobey der Brandewein nicht geſparet wird, endigen ſich allezeit mit Zänkereyen.

Ich habe vergeſſen, da ich von der Belagerung von Carthagena redete, Ihnen zu ſagen, daß die Engländer eine Gedächtnißmünze geſchlagen hatten, welche der Nachkommenſchaft die Einnahme dieſer Stadt ankündigte, unerachtet ſie ſie nicht bekamen. Man ſah das Bruſtbild des Admiral Vernon darauf, mit einer Umſchrift welche anzeigte, daß

Carthagena der Gewalt ihrer Waffen hätte nachgeben müſſen. Ich habe die Medaille ſelbſt geſehen.

Ich bin, u. ſ. w.

Carthagena, den 24 März, 1751.

Der 138 Brief.

Fortſetzung von Terra firma.

Eine Schifffahrt von fünf Tagen bey günſtigem Winde, brachte uns von Carthagena nach Porto-bello. Letztere Stadt erhält ihren Namen von der Vortreflichkeit ihres Havens. Sie war von eben dem Admirale Vernon, der das Jahr nachher die Belagerung vor Carthagena aufheben mußte, überfallen, eingenommen, und verwüſtet worden. Das ungeſunde Clima macht, daß man ſie der Spanier Grab nennet: doch hat ſolches nicht verhindert, daß die Stadt wieder hergeſtellet worden ſey. Sie liegt an dem Hange eines Hügels, der den ganzen Haven umgiebt. Obſchon die Einfahrt in die Bay ziemlich breit iſt, ſo iſt ſie doch auf der einen

Seite durch ein Fort, auf der andern durch Klippen, dem Waſſer gleich, ſo gut bedecket, daß die feindlichen Schiffe Gefahr laufen würden, daſelbſt zu landen. Die Stadt beſteht nur aus einer Gaſſe, die der Geſtalt des Havens folgt, und aus etlichen kleinen Quergaſſen, die von der Höhe nach dem Ufer gehen. Man findt daſelbſt zwey große Plätze, derer einer dem Zollhauſe gegen über iſt. Der andere liegt im Geſichte der Hauptkirche. Das Zollhaus iſt ein ſchönes Gebäude, von Steinen, das an den Platz ſtößt, wo die Ausſchiffungen geſchehen. Die Kirche hat eine gehörige Größe, und iſt reich an Verzierungen. Die meiſten Häuſer ſind von Holze: man zählet ihrer kaum hundert und funfzig, oder zweyhundert, in der ganzen Stadt. Nur zwey Klöſter giebt es, die ſehr arm ſind, doch nicht ſo ſehr, als der übrige Theil der Einwohner, welche blos von der Vermiethung ihrer Zimmer, und Läden, bey Anweſenheit der Gallionen, leben.

Die vortheilhafte Lage dieſer Stadt, zwiſchen dem Süd- und Nord-Meere, die Güte ihres Havens, die Nähe von Carthagena, und Panama, haben ſie zur Niederlage des Handels von Europa und America,

und zum Theater der berühmteſten Meſſe, in der Welt gemachet. So bald die Flotte von Peru zu Panama angelanget iſt, gehen die Spaniſchen Gallionen, die ſich zu Carthagena befinden, nach Porto-bello unter Segel, wo zu gleicher Zeit alle Schätze von America hinkommen. Die Zuſammenkunft der Kaufleute von beyden Flotten iſt in letzterer Stadt alsdenn ſo zahlreich, daß der Preis der Vermiethung außerordentlich iſt. Eine Kammer von mittelmäßiger Größe wird die Meſſe über, bis auf tauſend Thaler bezahlet, und der Preis der geringſten Häuſer ſteigt oft auf zwölf oder funfzehn tauſend Franken, (4000 Rthlr.). Es iſt kein Ort in der Welt, wo ein ſo großer Verkehr in ſo weniger Zeit geſchieht. Dieſe Meſſe dauert vielmals nur dreyßig Tage; in dieſer kurzen Zeit aber ſieht man, nicht ohne Erſtaunen, die große Menge Gold, Silber, Edelſteine, und andere Waaren, die daſelbſt ausgeleget werden. Die Gold- und Silber-Stangen liegen auf den Gaſſen, auf den Dämmen, mitten auf dem Marktplatze, in Haufen aufgethürmet; und unerachtet des großen Lärmens, und Gedränge, ereignet ſich niemals, ſagt man, ein Diebſtahl, Verluſt, oder Verwirrung.

wirrung. Wer dieſen Ort, in der toden Zeit, ſo arm, traurig, wüſte, und ſeine Ufer, ſo zu ſagen, ganz verlaſſen, ſieht, dem muß unbegreiflich vorkommen, wie er auf einmal in einen der glänzendeſten Handelsplätze von der Welt verwandelt werden kann. Die Häuſer ſind beſetzet, die Gaſſen voller Leute, der Haven mit Schiffen und Barken bedecket. Die Schätze von Panama bringt man auf Mauleſeln: der Zucker, Tabak, und die Spezereyen kommen auf dem Fluſſe Chagre, u. ſ. f.

Wenn die Spaniſchen Gallionen ausgeladen, und die Waaren von Peru angelanget ſind, ſo eröffnet man die Meſſe. Der Anfang geſchieht mit Regulirung des Preiſes aller zum Umſatze beſtimmten Waaren, und der Vergleich wird von beyden Theilen unterzeichnet. Dieſer wird öffentlich bekannt gemacht, und die Meſſe nach dieſen Maasregeln angefangen. So bald der Kauf geſchloſſen iſt, tritt ein jeder in den Beſitz deſſen, was ihm zugehöret, und das Einſchiffen erfolget unmittelbar darauf. Das Gold und Silber für die Spaniſchen Kaufleute wird auf die Gallionen gebracht, die Waaren aber für Europa gehen in beſonderen Schiffen ab, und nehmen, vermittelſt des Fluſſes Chagre,

ihren Weg nach Peru. Erſtere ſegeln nach Havana, dem Verſammlungsplatze aller Schiffe, die an dem Americaniſchen Handel Theil haben. Kann man, während der Meſſe, der Preiſe wegen nicht einig werden, ſteht es den Spaniſchen Kaufleuten frey, mit ihren Waaren weiter zu gehen; und die Gallionen kehren nach Carthagena zurück. Im entgegengeſetzten Falle aber iſt es allen Spaniern verboten, ſie anderwärts, als in Porto-bello, zu verkaufen.

Man weiß in ganz Europa, wie ſehr die Luft in dieſer Stadt den Veränderungen des Clima unterworfen iſt. Nicht allein die Fremden empfinden ſolches; ſondern dieſe Veränderungen haben auch einen Einfluß auf die Eingebohrnen des Landes. Ehedem glaubte man zuverſichtlich, daß keine ſchwangere Frau daſelbſt glücklich niederkommen könnte. Vom dritten oder vierten Monate an, ſchickte man ſie nach Panama, woſelbſt ſie bliebe, bis die Gefahr vorüber war. Die außerordentliche Liebe einer Dame für ihren Mann, und die Furcht, die ſie hatte, er möchte ſie in ihrer Abweſenheit vergeſſen, brachten ſie dahin, daß ſie ſich lieber einer anſcheinenden Gefahr ausſetzen, als ein ſolches Unglück

glück wagen wollte, das ihr härter ſchien, als der Tod. Der Ausgang war glücklich: ſie kam mit einem Sohne nieder, und wurde in wenigen Tagen geſund. Ihr Beyſpiel flößte den andern Muth ein, es wurde von eben ſo glücklichen Erfolgen begleitet, vernichtete die Vorurtheile, und brachte die alte Gewohnheit ab.

Ein anderer, noch wunderlicher Wahn iſt, daß die Thiere, ſobald ſie aus einem andern Clima, in dieſes kommen, zu zeugen aufhören ſollen. Die Einwohner verſichern, daß die aus Carthagena, oder Panama hierher gebrachten Hüner keine Eyer mehr legen; das Hornvieh, wenn es einige Zeit hier geweſen iſt, ſo mager wird, daß man ſein Fleiſch nicht mehr eſſen kann, ungeachtet es dem Viehe weder an Futter, noch Weyde fehlet. Es wird in dieſem Lande kein Pferd, kein Eſel, noch anderes ſtarkes Vieh, erzeuget: dieß beſtätiget die gemeine Meynung, daß das Clima der Fortpflanzung gewiſſer, unter einem günſtigern Himmel lebenden Thiere zuwider ſey. Da ich mich dieſer Meynung nicht ganz blindlings überlaſſen wollte, fragte ich einige verſtändige Perſonen, derer Antwort aber faſt auf eben das hinaus lief,

was der gemeine Mann ſagte. Man hat mir verſichert, daß die Sache auf bekannte Proben, und wiederholte Erfahrungen gegründet ſey.

Die Hitze in Porto = bello iſt außerordentlich, ſowohl wegen der Lage dieſer Stadt unter dem hitzigen Erdſtriche, als weil ſie mit hohen Bergen umgeben iſt, wodurch die Winde abgehalten werden, die Luft zu erfriſchen. Auch die Bäume ſind ſo dick und ſchattigt, daß ſie durch Auffangung der Sonnenſtrahlen verhindern, daß das Erdreich trocken werde. Daher entſtehen häufige Ausdünſtungen, welche ſchwere Wolken veranlaſſen, die hernach in Regen = Güße verwandelt werden. So bald dieſe vorüber ſind, ſcheint die Sonne wieder, und zeigt ſich in ihrem völligen Glanze. Ihre große Heftigkeit aber trocknet den Theil des Erdbodens, der nicht mit Bäumen bedecket iſt, aus; und die Luft wird aufs neue mit Dünſten erfüllet. Die daher entſtehenden Schlagregen, werden von Gewittern, Blitzen und Donnern, begleitet, welche auch die beherzteſten Leute in Schrecken ſetzen. Dieſes entſetzliche Knallen wird durch den Wiederhall in den Höhlen verlängert; und die Echo ſind dergeſtallt

vervielfältiget, daß man einen Canonenſchuß noch eine Minute hernach hören kann. Dieſer Lärmen wird von dem abſcheulichen Geſchreye einer Menge Affen, welche ſich in den Gebirgen aufhalten, untermenget. Ihr Geſchrey iſt niemals durchdringender, als wenn ein Kriegsſchiff ſeine Canonen löſet, unerachtet ſie an dieſes Knallen ſollten gewöhnet ſeyn. Der Donner, welcher ſie noch weniger befremden ſollte, verurſachet bey ihnen ein fürchterliches Geheul.

Nach den Gewittern höret man eine andere, eben ſo unangenehme Muſik, von dem Quacken der Frösche und Kröten, von dem Sumſen der Fliegen und Mücken, von dem Ziſchen der Schlangen, und von dem Geſchreye einer unzählichen Menge anderer Thiere aller Arten. Der Regen ſelbſt, wenn er herab fällt, giebt einen ſehr hohlen Klang von ſich, inſonderheit in den Hölzern. Er ergießt ſich zuweilen ſo häufig, daß eine Fläche, die er überſchwemmet, in einem Augenblick in einen See verwandelt wird; es iſt auch nichts ſeltenes, bey Gewittern ausgeriſſene Bäume ſchwimmen zu ſehen, die bis in die Flüſſe fortgeführet werden.

Die Schwarzen und die Mulatres machen den größten Theil der Einwohner dieſer Stadt aus; kaum findet man dreyßig Familien von Weißen. Die wohlhabenden Leute begeben ſich, gleich nach der Abfahrt der Gallionen, nach Panama; und es bleibt niemand in Porto-bello, als der Statthalter, die Commendanten der Feſtungen, die Stadt-Officiere, die Beſatzung, und die, welche ihrer Aemter wegen, da wohnen müſſen: dieſes aber verhindert nicht, daß die Lebensmittel ſelten, und folglich theuer ſind. Nur die Fiſche ſind wohlfeil. Der Reiß, der Mais, die Caßave, alles Wurzelwerk wird von Carthagena dahin gebracht: das Land bringt faſt nichts, als Zuckerrohr, hervor. Ströme von Waſſer, die von den Gebirgen kommen, fließen theils neben der Stadt vorbey, theils gehen ſie durch die Stadt ſelbſt, und veranlaſſen Waſſerbehältniſſe, worinnen die Einwohner beyderley Geſchlechtes, ihrer Gewohnheit nach, ſich alle Tage Vormittags um eilf Uhr zu baden pflegen. Die Weiber ſcheinen bey dieſer Gelegenheit alle Schaam, und die Mannsperſonen alle Ehrbarkeit, vergeſſen zu haben. Beyderſeits machen ſich kein Bedenken, völlig nackend zu er-

ſcheinen.

ſcheinen. Die Weibsperſonen glauben, nicht nöthig zu haben zu erröthen, weil ſie ſich das Geſicht verdecken, unterdeſſen daß der ganze übrige Körper der Schau aller Welt ausgeſetzet iſt.

Da die Waldungen bis ganz nahe an die Stadt reichen, ſo kommen die Tyger heraus, laufen bey Nachtzeit in den Gaſſen herum, und holen das Federvieh, die Hunde, und andere Thiere. Die Kinder ſelbſt werden zuweilen ein Raub dieſer grimmigen Gäſte. Haben ſie nun einmal von dieſer letzten Koſt genoſſen, ſo ſchmeckt ihnen ihre Waldnahrung nicht mehr; ſie verachten alles Fleiſch von Thieren, wenn ſie das von Menſchen verſuchet haben. Die Schwarzen, und Mulaters, ſind ſehr geſchickt, ſie zu erlegen; und für die geringſte Belohnung gehen ſie auf ſie los, bis in ihre Höhlen. Anſtatt der Waffen, haben ſie nichts als einen langen Knittel, und eine Art von Hirſchfänger. Sie nehmen den Augenblick in Acht, da der Tyger auf den Stock zufällt, und zerhauen ihm alsdenn die Klauen mit dem Meſſer. Das Thier, voller Wuth, geht zurück; kommt aber gar bald wieder: da giebt ihm der Schwarze einen zweyten Fang, der es außer Stand ſetzet, ſich weiter zu regen. Alsdenn macht

es der Jäger mit Bequemlichkeit vollends tod, ſtreift ihm die Haut ab, nimmt den Kopf und die Klauen mit, und kehrt mit ſeiner Beute nach der Stadt zurück.

Unter den übrigen Thieren im Lande, giebt es ein ganz beſonderes, das wegen ſeiner natürlichen Langſamkeit, Spottweiſe, der **flüchtige Peter** genennet wird. Es hat viele Aehnlichkeit mit dem, welches man den **Faulen** nennet, wovon ich Ihnen geſaget zu haben glaube. Beyde ſind ſo langſam, ſo ſchwerfällig, daß man weder Kette noch Fang brauchet, um ſie aufzuhalten, oder einzuſperren. Weder das eine noch das andere, bewegen ſich, als bis ſie der Hunger zwingt, und ſcheinen für Menſchen und Thieren keine Furcht zu haben. Was den flüchtigen Peter beſonders von dem andern unterſcheidet, und ihm eigen iſt, beſteht in einem ſo kläglichen und unangenehmen Tone, den er von ſich giebt, jedesmal, daß er ſich anſtrenget, eine Bewegung zu machen, daß er Mitleiden, uud zugleich Unwillen erwecket. Dieſes häßliche Geſchrey iſt ſeine ganze Gegenwehr. Der Feind, der ihn verfolgen wollte, könnte das entſetzliche Geheul nicht ausſtehen, und nähme die Flucht, um dem

ſchrecklichen Lärmen zu entgehen. In allen andern Dingen, iſt zwiſchen dem flüchtigen Peter und dem Faulen, faſt kein Unterſchied.

Ich ſollte ſchon nach Panama abgereiſet ſeyn; aber können Sie Sich wohl vorſtellen, daß man mich etliche Tage länger, als ich gewollt habe, aufgehalten hat, um einem Leichenbegängniſſe beyzuwohnen. Der Verſtorbene war ein Edelmann, deſſen Vorfahren anſehnliche Aemter im Lande bekleidet hatten. Er ſelbſt hatte in der Feſtung, welche die Einfahrt des Havens von Porto-bello bedecket, das Commando gehabt. Bey dergleichen Ceremonien wenden die Anverwandten alles mögliche an, oftmals bis zu Verringerung ihres Vermögens, um ihre Größe und Würde zu erkennen zu geben. Der Leichnam wurde auf ein koſtbares Trauergerüſte geſetzet, das in dem vornehmſten Zimmer des Hauſes aufgerichtet, und mit einer Menge Wachskerzen umgeben war. Da blieb er vier und zwanzig Stunden, und wurde von ſeiner ganzen Familie beſuchet. Des Abends kamen gemeine Weiber, die wie Klageweiber angezogen waren, ſtellten ſich um den Toden herum, und fiengen ihr Geheul, mit ſchmerzhaftem Geſchreye untermenget, an,

welches

welches die ganze Nacht dauerte. Sie fügten dieſem eine Erzählung bey, der guten und böſen Eigenſchaften von dem, deſſen Verluſt ſie beweinten. Hauptſächlich machten ſie eine Beſchreibung ſeiner gehabten Liebesverſtändniſſe, und giengen in dieſe Umſtände ſo genau ein, daß man ſie entweder als eine Beichte, oder als einen Roman, anſehen konnte. Nachdem ſie fertig waren, giengen ſie in einen Winkel, wo ſie ſich in Weine, und Brandeweine, berauſchten. Andere Klageweiber erſetzten ihre Stelle, welche zuletzt durch die Bedienten, Sclaven, und Bekannten der Familie, abgelöſet wurden. Man kann ſich den Lärmen und die Unordnung, welche dieſes Geheul, Seufzen und Klagen verurſachet, nicht genug vorſtellen. Der Leichenzug geſchieht unter eben ſolchen Wehklagen. Wenn der Leichnam in das Grab geſenket iſt, fährt man beſtändig fort, Thränen zu vergießen, und ſolches währet noch neun Tage in dem Hauſe des Verſtorbenen.

Keine dringende Neugierde rufte mich nach Panama. Sie wiſſen, daß ich dieſe Stadt ſchon kenne: doch begab ich mich zum zweyten male dahin, um einen Peruvianiſchen Kaufmann, den ich in Carthagena ſchon gekennet

kennet hatte, daſelbſt zu ſprechen. Er hatte mir vorgeſchlagen, mich in ſein Vaterland mitzunehmen, wenn er gewiſſe Geſchäfte zu Bogota würde geendiget haben, wohin ich ihn zu begleiten verſprechen mußte. Ich zog den, obwohl längern Weg, auf dem Fluſſe Chagre, der engen und rauhen Straße, die von Porto-bello zu Lande nach Panama geht, vor. Dieſer Fluß wird von den **Crocodillen** heimgeſuchet; und man ſieht ihrer öfters, die an dem Ufer ſchlafen. Es iſt nicht möglich, daß man an dieſem Ufer hinfahren kann, theils weil es zu dicht mit Bäumen beſetzet iſt, theils wegen der vielen Sträucher, die einen dicken Wald von Dornen und Hecken vorſtellen. Das Waſſer unterwäſchet dieſe Bäume, und macht ihre Wurzeln bloß; aber die Stärke der Stämme, und der Umfang der Aeſte verhindern, daß der Strohm ſie nicht wegführen kann: ſie bleiben am Ufer, ſind aber der Schifffahrt ſehr nachtheilig, und machen ſie ſo gar gefährlich, weil ein Theil der Wurzeln unter dem Waſſer verborgen iſt, und wenn ein Schiff daran ſtößt, umgeworfen wird.

Dieſes ausgenommen, ſo iſt nichts mit der **Annehmlichkeit der Landſchaft,** welche

welche die Natur dieſer Gegend mitgetheilet hat, zu vergleichen. Alles, was auch die Kunſt ſinnreiches nur ausdenken könnte, kommt der Schönheit dieſer ländlichen Ausſicht nicht bey. Das dicke Buſchwerk, welches den Thälern Schatten giebt; die Bäume verſchiedener Größe, womit die Hügel beſetzet ſind; die Mannichfaltigkeit ihrer Blätter und Farben; der Ueberfluß und die Verſchiedenheit ihrer Früchte, machen einen Anblick, den keine Einbildungskraft erreichen kann. Hierzu kommen noch die vielerleyen Gattungen von Affen, die man haufenweiſe von einem Baume auf den andern, von einem Aſte auf den andern ſpringen, ſich anhalten, ſich an die Zweige hängen, und mehrere zuſammen ſich anfaſſen ſieht, um über den Fluß zu ſetzen. Die Mütter tragen ihre Jungen auf den Rücken, und machen hundert lächerliche Gebärden dazu. Ich will nichts von den Vögeln ſagen, derer es eine unglaubliche Menge giebt, und die in ihren Federn alle Farben eines Regenbogens darzeigen. Unter denen Früchten, womit die Bäume beladen ſind, rühmet man vor anderen gewiſſe Fichtenäpfel, welche wegen ihrer Größe, Schönheit, Geruchs und

Geſchma-

Geſchmackes, alles, was man in anderen Ländern davon hat, übertreffen.

Ich fuhr den Fluß Chagre bis an die Stadt Cruces hinauf, wo er aufhöret, Schiffe zu tragen. Von da begab ich mich, zu Lande, nach Panama. Sie wiſſen, was ich Ihnen von dieſer Stadt geſaget habe: wir blieben daſelbſt nicht länger, als die benöthigte Zeit, um einige Anſtalten zu treffen. Hernach fuhren wir längſt der Erdenge von Darien hin, die ihren Namen von dem eben ſo benennten Fluſſe bekommt. Zu Bogota, oder Santa=Fe, blieben wir nur drey Tage. Es iſt dieſes die Hauptſtadt des neuen Königreiches Granada, und der Sitz eines Statthalters, der zu gleicher Zeit Präſident von der königlichen Audienzia iſt. Der Pabſt hat die Kirche dieſer Stadt zu einer erzbiſchöflichen gemacht, und die Biſchöffe von Carthagena, Ste. Marthe, und Popayan, ſind ihre Suffragane. Man rechnet in Bogota ſechshundert Spaniſche Familien, und verſchiedene Ordenshäuſer. Man hat auch eine Univerſität daſelbſt errichtet, ingleichen eine Münzſtätte; und der Ueberfluß herrſchet in allem, was zur Bequemlichkeit des Lebens gehöret.

Neu Granada, das aus vielen, mit Indianern, und Spaniern beſetzten Städten beſtehet, liegt Popayan gegen Norden. Dieſe letztere Provinz machte ehedem einen Theil der Audienzia von Quito aus; ſie iſt aber davon abgeſondert, und mit Santa-Fe vereiniget worden. Im Jahre 1537 legte Franz Pizaro eine Stadt daſelbſt an, von welcher das ganze Land ſeinen Namen bekommen hat, und ſie iſt heutiges Tages eine der wohlhabendeſten Städte in dieſem Theile von America. Bißthum, Statthalterſchaft, Gerichtshöfe, Schulen, Univerſität, reiche und viele Geiſtlichkeit, Klöſter für beyderley Geſchlechter, Inquiſitions-Tribunal, Rentkammer, alter Adel, weitläufige Gerichtsbarkeit, Titel einer Hauptſtadt, mit einem Worte, alles was einer großen Stadt Anſehen geben kann, findet ſich zu Popayan. Sie liegt in einer Ebene am Fuße eines Berges, der die Geſtalt eines M hat, und davon benennet wird. Ihre Gaſſen ſind breit, ſehr gerade, aber nur längſt den Häuſern gepflaſtert. In der Mitten iſt der Boden klarer Sand, der ſich niemals in Staub, oder Koth, verwandelt. Alle Häuſer ſind von rohen Ziegeln, und haben nicht mehr als ein

Stockwerk über dem Erdgeſchoſſe. Ihre Anſicht iſt angenehm; und die Zimmer ſind auf Europäiſche Art meubliret. Es giebt hier zwey Nonnenklöſter, eines von Carmeliterinnen, das andere von der Regel des heil. Auguſtinus. Letzteres enthält, außer funfzig eingekleideten Nonnen, mehr als vierhundert Perſonen, an Probenonnen, Penſionairinnen, und Bedientinnen. In Popayan, ſo wie in Carthagena, und in allen Oertern, wo die Schwarzen die meiſten Einwohner ausmachen, beſteht der größte Theil aus einer Vermiſchung von Spaniſchen Geblüte, und von Schwarzen. Man rechnet wenigſtens fünf und zwanzig tauſend Seelen ſolcher vermiſchter Geſchlechter; und eine Menge blos Caſtilianiſcher Familien, worunter wenigſtens ſechzig von altem Adel ſind, die ſich nie außer ihrem Stande verheurathet haben.

Die Goldgruben ziehen viele Leute dahin: und die Stadt wird von Tage zu Tage volkreicher. Ein von dem Berge M herabkommender Fluß kühlet ſie ab, und unterhält die Reinlichkeit. Dieſer theilet ſie in zwey Theile, welche vermittelſt zweyer Brücken Gemeinſchaft haben. Sein Waſſer iſt geſund, und man hält es ſo gar für Arze-

neyartig; eine Eigenſchaft, die es, ſagt man, annimmt, weil es auf dem Berge über die herrlichſten Kräuter fließt. Noch mehr rühmet man eine andere Quelle, welche für die Klöſter, und vornehmſten Häuſer, beſtimmet iſt. Die Gerichtsbarkeit der Stadt begreift eilf Aemter unter ſich, welche aus Flecken und Dörfern beſtehen, die reich an Lebensmitteln, reich wegen der Handlung, reich an Goldgruben, reich wegen ihrer Manufacturen ſind, u. ſ. f.

Einige dieſer Aemter werden von denen benachbarten Indianern, welche die Einwohner Bravos nennen, und das ganze flache Land, bis an das Meer, einnehmen, ſehr heimgeſuchet. Ihr Muth geht bis zur Raſerey, wenigſtens wider die Spanier, von welchen ſie nichts hören wollen, und ſie allezeit tod machen. Sie geben ſich alle Mühe, dieſen Haß bey ihren Kindern fortzupflanzen, und erinnern ſie ohne Aufhören an die Zeit der Bezwingung ihres Landes, und der Grauſamkeit ihrer Eroberer. Da ſie den Gebrauch der Quipos beybehalten haben, ſo zeigen ſie ihnen alle Augenblicke diejenigen, welche die Ankunft der Spanier beſagen, und ermahnen ſie, ſich zu erinnern, daß dazumal ein

Trupp

Trupp Straßenräuber in geflügelten Barken über das Meer gekommen wäre, der ihre Güther geplündert, ihre Weiber geſchändet, und ſie ſelbſt getödet hätte.

Die Indianer dieſer Provinz, unerachtet ſie ſich, in der großen Hitze, kein Bedenken machen, eine Art von Hemde, das ihnen zur Bekleidung dienet, abzulegen, ſo behalten ſie doch allezeit, der Schamhaftigkeit wegen, etwas an. Die kleinen Jungen, und Mägdgen, gehen ganz nackend; aber nur bis zu der Zeit, da die Natur anfängt, ihnen die Gefahr davon ſpüren zu laſſen. Alsdenn aber wird der Wohlſtand ſo ſtrenge in Acht genommen, daß kein Mägdgen öffentlich erſcheinen darf, ohne einen Schleier über dem Geſichte zu haben. In der That bleiben dieſe wilden Schönheiten nicht lange eingeſchloſſen; man bringt ſie ſehr zeitlich unter die Gewalt eines Mannes.

Da das Clima von Popayan, Darien, Panama, Porto-bello, Bogota, Carthagena, Cumana, und in allen Provinzen von Terra firma, nicht ſehr verſchieden iſt mit dem von andern Ländern in America, welche unter einerley Breite liegen, ſo können Sie leicht ſchlüßen, daß auch die meiſten Landeserzeugun-

zeugungen einander gleichen: ich will mich daher nur bey denjenigen aufhalten, die wegen beſonderer Eigenſchaften, ſich allerdings zu unterſcheiden ſcheinen. Man findet, zum Beyſpiele, auf der Erdenge von Darien, eine beſondere Art wilder Schweine, welche die Indianer Peccaris nennen. Sie ſind ſchwarz, und haben kleine Läufte, welche ſie aber nicht hindern, ſehr geſchwind zu laufen. Was man bey dieſem Thiere außerordentlich findet, iſt, daß es den Nabel, an ſtatt am Bauche zu haben, mitten auf dem Rücken hat. Wann es tod gemacht iſt, und man dieſen Theil nicht ſo gleich wegſchneidet, ſo verdirbt das Wildpret in zwey oder drey Stunden, und man kann es nicht mehr eſſen.

Der Vogel, den die Spanier Gallinazo nennen, weil er wie eine Henne ausſieht, gewöhnt ſich in die Städte, und hält ſich in den Häuſern auf den Dächern auf. Man verläßt ſich auf ihn, ſie reinlich zu halten, weil alle Arten von Ungeziefer ihm zur Speiſe dienen. Fehlen ihm dieſe, ſo nimmt er mit anderm Unrathe vorlieb. Dieſe Vögel haben einen ſo feinen Geruch, daß ſie das tode Vieh, auf drey und vier Stunden weit, zu finden wiſſen, und es nicht eher ver-

laſſen,

laſſen, bis ſie alles aufgefreſſen haben. Drůcket ſie der Hunger, ſo fallen ſie das lebendige Vieh an: eine Kuh, ein Schwein, das die geringſte Wunde hat, kann nicht verhindern, von ihnen angefreſſen zu werden. Sie machen die Wunde mit ihrem Schnabel gröſſer, und laſſen nicht eher ab, als bis ſie tödlich wird.

Der Colibri, ein kleiner Vogel, von der Größe eines Maykåfers, iſt eines der beſonderſten Werke der Natur. Sie fragen mich vielleicht, ob es wirklich ein Vogel, oder vielmehr eine Mittelgattung ſey, die einem fliegenden Inſect nåher komme? Urtheilen Sie ſelbſt davon nach folgender Beſchreibung. Es giebt ihrer von verſchiedener Gröſſe und Farbe. Manche ſind ſo klein, daß man ihnen den Namen Vogel-Fliegen gegeben hat. Die Spanier nennen ſie Tominios, weil ſie, mit ſammt ihrem Neſte, nicht über zwey Spaniſche Tominen, das iſt vier und zwanzig Grane, wiegen. Ihr Schnabel iſt ungemein ſpitzig, ſchwarz und dünn. An deſſen unterſten Ende fangen die Federn an, ſind zu erſt ſehr klein, nehmen bis oben auf den Kopf nach und nach zu, und machen daſelbſt einen kleinen Buſch, der alle Farben

von Edelſteinen ſpielet. Der Rücken ſieht dunkel grün, mit Golde ſchattiret; die Flügel dunkel violet, in das Blaſſe ſpielend; und der Schwanz, der ſo lang iſt als der ganze Leib, verändert ſeine Farben, nach der Stellung des Auges, das ihn anſieht. Unter dem Bauche fällt die Farbe in das Schwarze, mit violet, grün und auror vermiſchet, und ändert ſich allezeit nach der Stellung deſſen, der ihn betrachtet. Dieſe Vögel, wenn ſie auch getrocknet ſind, geben einen ſolchen glänzenden Zierrath ab, daß die Weiber im Lande ſie in die Ohren hängen, ſo wie unſere Damen die Diamanten. Der Colibri, ob er gleich unendlich klein iſt, weiß ſich dem fliegenden Gewürme, auch von der größten Gattung, furchtbar zu machen, wenn ſolches kommt, und ſeine Jungen in dem Neſte ſtören will. Wenn ein dergleichen Feind ſich ſehen läßt, ſo verfolgt ihn der Colibri, und kann er ihn habhaft werden, ſo hängt er ſich mit ſeinen kleinen Füßen an ihn an, und mit ſeinem Schnabel, der durchdringend und ſpitzig iſt, wie eine Nadel, ſticht er ihn unter die Flügel ſo ſchmerzhaft, daß er unterliegen muß. Dieſe Vögel fliegen mit großer Behendigkeit, ſo daß man ſie eher höret, als

ſieht. Sie geben einen Laut, wie ein Sumſen von ſich, welches, ſagt man, ihr einziger Geſang iſt. Sie nähren ſich blos von dem Safte der Blumen: ſelten laſſen ſie ſich nieder. Sie fliegen um ſelbige herum, wie die Schmetterlinge, und ziehen mit ihrer Zunge den Honig heraus. Ihren kleinen Neſtern geben ſie eine ſehr zierliche Geſtalt, und füttern ſie mit Baumwolle ſo glatt und geſchickt aus, daß man darüber erſtaunet. Niemals legen ſie mehr als zwey Eyer, und dieſe ſind nicht größer, als eine Erbſe; das Männgen und Weibgen brüten ſie wechſelsweiſe aus. Wenn die Jungen ausgekrochen ſind, ſehen ſie wie die Fliegen; nach und nach aber bekommen ſie zarte Haare, an derer ſtatt hernach die Federn wachſen. Die einzige Art, dieſen Vogel zu fangen, ſagt man, ſey, daß man ein wenig Sand auf ihn wirft, um ihn zu betäuben; oder, man hält ihm eine Ruthe vor, die mit Leime beſtrichen iſt. Um ihn, wenn er tod iſt, aufzubehalten, ſticht man ihm von hinten ein zartes Stückgen Holz in den Leib, welches man ſo lange herumdrehet, bis es das Eingeweide heraus gezogen hat. Hernach trocknet man das kleine Thier, entweder beym Camine,

oder auf dem Ofen, und wickelt es dabey in Papier ein, damit weder der Rauch, noch eine zu groſſe Hitze, die lebhaften Farben der Federn verderbe.

Man trift auch in Terra firma eine Art von Füchſen an, die, wenn ſie von den Hunden, oder von anderen Thieren, verfolget werden, den Schwanz, unter dem Laufen, mit ihrem eigenen Urine naß machen, und ſolchen ihrem Feinde in das Geſicht ſpritzen. Der Geruch davon iſt ſo ſtinkend, daß der Feind ſogleich zurück bleibt. Man ſoll den Geruch auf eine viertel Stunde ſpüren können, und er dauert faſt eine halbe Stunde.

In der Stadt Panama ſteht man in dem allgemeinen Wahne, als brächten die benachbarten Gegenden eine Art von Schlangen hervor, welche zwey Köpfe, an jedem Ende einen, hätten, und ihr Gift ſey auf der einen Seite eben ſo gefährlich, als auf der andern. Es iſt aber natürlich zu glauben, daß die Geſtalt dieſes Thieres einem Wurme ähnlich ſey, und man nicht zu unterſcheiden gewußt habe, auf welcher Seite der Kopf ſey. Es iſt alſo vermuthlich eine bloſe Meynung des gemeinen Pöbels; und ich erwähne

ne ihrer nur, um nicht den Vorwurf zu haben, als wäre mir das, was von dieſem Thiere erzählet wird, unbekannt geweſen.

Die Soldaten-Schnecke, ein anderes dieſem Lande eigenes Thier, iſt ein Inſect von zwey Zollen in der Länge, welches von der Mitten des Leibes, bis an das hinterſte Ende, die Geſtalt einer ordentlichen Schnecke hat, mit der andern Hälfte aber, wie ein Krebs ausſieht. Sie hat weder Haus noch Schale; um aber bedecket zu ſeyn, ſieht ſie, wo ſie das Haus einer anderen Schnecke bekommen kann, das groß genug iſt, um darinnen zu wohnen. Bald nimmt ſie das Haus mit, bald kriechet ſie heraus, wenn ſie ihre Nahrung ſuchet; und ſieht ſie ſich von einer Gefahr bedroht, ſo macht ſie ſich nach dem Orte hin, wo ſie es gelaſſen hat. Sie kriecht alsdenn mit dem Hintertheile des Leibes hinein, und von vorne wehrt ſie ſich. Wird ſie ſo groß, daß ſie ihre erſte Wohnung nicht mehr brauchen kann, ſo ſuchet ſie eine größere, und macht den Eigenthümer tod, um ſeinen Platz einzunehmen.

Als wir an die Küſte von St. Helena in Guayaquil, kamen, hielten wir daſelbſt an, um zu erfahren, ob dieſe Küſte wirklich

das kleine Thier hervor bringt, wie man mir geſaget hatte, das den alten Purpur bey ſich führet, und davon einige Neuere geglaubet haben, als ſey er verloren gegangen. Wir fanden auf denen Felſen, wo das Meer anſpület, eine ziemliche Menge kleiner Schnecken, die in der That nichts anders ſeyn können, als der Murex der Alten. Ihre dünne und nicht harte Schale, gleicht der von gewiſſen Thieren, die man in etlichen Teichen, und in den Becken der Springwaſſer ſieht. Die Indianer ſammeln ſie in Gefäße, weil man ſelten ihrer viele auf einmal findet, und behalten ſie in Waſſer auf, biß ſie eine hinlängliche Menge haben zu dem, was ſie färben wollen. Das Schneckenhaus iſt von der Größe einer Nuß, und enthält eine Feuchtigkeit, welche das Blut der Schnecke zu ſeyn ſcheint. Ein Faden Seide, oder Baumwolle, der hinein getunket wird, nimt eine ſo lebhafte und feſte Farbe an, daß keine Lauge ſie heraus bringen kann: ja ſie wird noch ſchöner, und auch die Zeit machet ſie nicht unſcheinbarer. Um dieſe Farbe zu haben, töden einige das Thier; zu welchem Ende ſie es aus dem Hauſe herausziehen, mit einem Meſſer zerdrücken, und alles Blut davon

von nehmen. Andere machen es nicht tod, ziehen es auch nicht ganz aus dem Hauſe, ſondern begnügen ſich, das Thier zu drücken, daß es einen Theil ſeines Saftes von ſich giebt, und legen es wieder auf den Felſen, wo ſie es weggenommen haben, um ihm Zeit zu laſſen, ſich wieder zu erholen. Sie nehmen es hernach wieder, und drücken es abermals: es giebt aber weniger Purpur, als das erſtemal; und zum drittenmale giebt es faſt gar keinen. Wiederholet man dieſes, ſo ſtirbt das Thier wegen des verlornen Stoffes zu ſeinem Leben, und daß es nicht Kraft genug behält, ſolchen zu erneuern. Man darf nicht glauben, daß die mit dieſer Farbe gefärbten Fäden, Zeuge, oder Bänder, ſehr gemein ſind: es wird eine gar zu große Menge zu einer einzigen Unze Seide, oder Baumwolle erfordert, die man nicht ſo leicht haben kann. Deſto ſchätzbarer aber iſt ſie; und das, was ohne dieſe Farbe einen Thaler werth iſt, gilt ihrer dreyßig, wenn es mit dem Blute dieſer Schnecke gefärbet iſt. Eine der ſonderbareſten Eigenſchaften dieſer Farbe, ſagt man, ſey, daß ſie dem Faden einen Unterſchied am Gewichte giebt, nachdem die Stunden ſind, da man ihn wiegt; daher die

Kauf=

Kaufleute allezeit die Stunde benjemen, wenn die daraus verfertigte Arbeit muß gewogen werden.

Nun komme ich, Madame, in das reichſte Land in der Welt; wenn das Land, welches das meiſte Gold und Silber in ſeinem Schooſe verwahret, als das reichſte angeſehen werden kann; nach Peru. Vielleicht erinnern Sie Sich nicht mehr aller Umſtände dieſer Eroberung durch die Caſtilianer. Ich habe ſie aus den Spaniſchen Schriftſtellern zuſammen getragen, und ſie ſollen den Stoff zu meinem nächſten Briefe abgeben.

Ich bin, u. ſ. w.

Guayaquil, den 16 April, 1751.

Der 139 Brief.

Peru.

Drey Spanier, die ſich in der neu anwachſenden Stadt Panama niedergelaſſen, und daſelbſt großen Reichthum erworben hatten, boten dem Statthalter ihre Dienſte an, um neue Entdeckungen in dem Süd-

Meere

Meere zu machen. Dieſer ließ ſich um ſo viel leichter dazu bereden, da ihm ſolches nichts koſtete, und er Bedingungen vorſchreiben konnte, wovon er vielen Vortheil zu erwarten hoffete. Franz Pizarro, Diego von Almagro, und Ferdinand von Lůques, errichteten eine Geſellſchaft unter ſich, davon die vornehmſten Artikel folgende waren: „daß Pizarro, als ein herzhafter Mann, und der in den Kriegen wider die Indianer viele Erfahrung hatte, die Ausführung über ſich nehmen, Almagro die Vorräthe liefern, und die Zurůſtungen beſorgen; Ferdinand aber, welcher ein reicher Geiſtlicher war, die übrigen Koſten beſtreiten ſollte„.

Dieſe Geſellſchaft machte in Panama vielen Lärmen; und man konnte ſich nicht vorſtellen, wie drey ſolche kluge Leute ihr ganzes Vermögen wagen wollten, um ein Land zu erobern, in welchem, wie man ſagte, nichts als Moräſte, und unfruchtbarer Boden wäre. Um ihre Verbindung durch eine Religionshandlung zu befeſtigen; las Ferdinand von Lůques eine Meſſe, theilte die Hoſtie in drey Stücken, behielt eines davon für ſich, und gab die beyden anderen ſeinen Gefährten. Viele zweifelten an dem glůcklichen

Erfolge

Erfolge dieſer Reiſe; andere, welche des Pizarro Klugheit kenneten, fälleten ein günſtigeres Urtheil.

Diejenigen, welche ſich um das Herkommen dieſes Spaniers bekümmert haben, ſagen, er ſey ein natürlicher Sohn eines Edelmannes aus Eſtremadura geweſen. Sein Vater hatte ihn anfänglich an die Thüre einer Kirche wegſetzen laſſen; man zwang ihn aber, ſich des Kindes anzunehmen, welches er mit ſolcher Gleichgültigkeit that, daß, an ſtatt ihm die gehörige Erziehung zu geben, er ihn die Schweine hüten ließ. Pizarro, aus natürlichem Triebe, verachtete gar bald dieſe niederträchtige Beſchäftigung, und ergriff eine anſtändigere und thätigere Lebensart. Er ſchiffete ſich für Weſtindien ein; wo er ſich durch die niedrigſten Bedienungen bis zu wichtigen Stellen empor ſchwung, und dabey reich wurde. Jedermann glaubte, er würde mit ſeinem Vermögen ruhig in Panama leben, als die Begierde es zu vermehren, ihn zu dieſer neuen Unternehmung brachte. Diego, ſein Gefährte, hatte den Namen Almagro von einer Spaniſchen Stadt, in der Provinz Caſtilien, angenommen, wo er als ein Kind auf der Gaſſe war gefunden worden.

den. Man hat niemals erfahren, wer ſeine Aeltern geweſen ſind; und ſeine Erziehung iſt nicht beſſer beſorget worden, als die von Pizarro.

So waren die zwey Waghälſe beſchaffen, durch welche Carl V neue Länder erlangete, welche weitläufiger, und reicher waren, als Mexico, und von einem Monarchen beherrſchet wurden, der eben ſo despotiſch regirete, als Montezuma. Pizarro griff Peru mit hundert und funfzig Mann Infanterie an, mit ſechzig Reitern, und mit einem Dutzende kleiner Kanonen, welche etliche ſchon bezwungene Sclaven ziehen mußten. Dieſe Kanonen, die Pferde, und die eiſernen Waffen, machten bey den Peruvianern eben den Eindruck, wie bey den Mexicanern; und man brauchte keine weitere Mühe, als nur tod zu ſchlagen.

Als Pizarro, in der Mitte des Novembers, im Jahre 1524, von Panama abreiſete, hatte er nicht mehr als ein einziges Schiff, und zwey Indianiſche Kähne. Ich übergehe, Madame, die Hinderniſſe, die er anfänglich fand, theils in Anſehung der Wilden, theils wegen des großen Mangels, den er während dieſer Unternehmung auszu-

ſteh:n hatte. Einige ſeiner Leute, die durch das, was ſie erlitten hatten, abgeſchrecket worden waren, und ſich für das Zukünftige fürchteten, hatten an ihre Bekannten nach Panama geſchrieben: dieſe baten den Statthalter, er möchte nicht zugeben, daß noch mehrere Spanier ſich zu dieſem gefährlichen Unternehmen brauchen ließen, ſondern vielmehr Befehl geben, daß diejenigen, welche unglücklicherweiſe hineingezogen worden wären, wieder zurück kämen. Der Statthalter ſchickte einen Officier, Namens Tafur, ab, und befohl ihm, alle die, welche mit ihrem Schickſale nicht zufrieden wären, zurück zu bringen. Tafur, bey ſeiner Ankunft, trat an das eine Ende des Schiffes, und an das andere ließ er den Capitain Pizarro, mit ſeinen Leuten, ſtellen. In der Mitte des Schiffes zog er eine Linie, und ſagte, daß diejenigen, welche nach Panama zurück kehren wollten, auf ſeine Seite treten, die anderen aber, welche die Linie nicht überſchreiten würden, bey dem Capitaine bleiben ſollten. Dieſer blieben nicht mehr als vierzehn, welche ſich anheiſchig machten, ihr Leben für ihn zu laſſen, und ihm zu folgen, wo er nur hin wollte. Ihrer Standhaftigkeit, und Liebe

zu

zu ihrem Capitaine, hat Spanien die Erobe-
rung von Peru zu danken.

Sie ſchifften längſt der Küſte viele Stunden weit, und legten ſich in einem kleinen Meerbuſen vor Anker, wo ſie etliche Landeseinwohner gewahr wurden. Pizarro ſchickte zwey Officiere, mit einem Dollmetſcher, ab, welche bey ihrer Rückkunft die freundliche Art, mit welcher man ſie aufgenommen hatte, nicht genug rühmen konnten. Sie erzählten inſonderheit von einer Dame, deren Schönheit ſo groß wäre, als ihr Stand, und die wegen ihres Verſtandes, Annehmlichkeit, Höflichkeit, und Einſichten, die Verehrung aller Spanier verdiente. Ihr Name war Capillana: ſie war ſehr jung Wittwe von einem Peruvianiſchen vornehmen Herrn geworden, und hatte den Aufenthalt in der Provinz, wo ſie einen vorzüglichen Rang hatte, dem von der Hauptſtadt, wo ſie gebohren war, und dem vom Hofe, wo ſie gewohnet hatte, vorgezogen. Sie trug groſſes Verlangen, den Pizarro zu ſehen; welcher ſeinerſeits nicht weniger Begierde bezeigte, ſich nach ihrem Pallaſte zu begeben. Er ließ ſich die Erlaubniß dazu ausbitten, und ſie

wurde ihm verwilliget, auch empfieng man ihn mit einem anſehnlichen Gefolge.

Die junge und ſchöne Peruvianerinn, führete ihn in eine grüne Laube, ließ ihm Erfriſchungen reichen, und unterhielt ihn auf das angenehmſte. Dieſe ſo verbindliche Aufnahme war das Vorſpiel einer heftigen und zärtlichen Neigung, welche ſeit dieſer erſten Unterredung zwiſchen ihnen entſtund, und Zeit ihres Lebens gedauert hat.

In dem Herzen des Pizarro äuſſerte ſich mehr Politik, als Liebe: es war ihm nicht unbekannt, was die heftige Neigung der Americanerinnen für die Spanier, ſeit ihrer Ankunft, ſeiner Nation für Nutzen geſchaffet hatte. „Es war eine Indianerinn, ſagte er, die dem Columbus, als er das erſtemal auf den Antillen anlandete, mit Lebensmitteln verſorgte. Ein Mägdgen, die in den Dias verliebt war, begünſtigte die Errichtung der Stadt S. Domingo. Marine, des Cortez Maitreſſe, war das vornehmſte Werkzeug der Bezwingung von Mexico„. Sie werden ſich auch erinnern, Madame, daß die Weiber der Wilden von Louiſiana, durch eine zu rechter Zeit gegebene Nachricht, die franzöſiſchen Coloniſten von

eine

einer allgemeinen Ermordung befreyet haben. Man konnte ſich daher von Seiten der Capillana nicht weniger Hülfe verſprechen, als welche nebſt einer großen Liebe, zugleich einen hohen Stand, und die Zuneigung ihres Volkes hatte, auch Schönheit, und mehr Verſtand beſaß, als man bey den Indianerinnen gemeiniglich findet.

In einer langen Rede, die ihr der Caſtilianiſche General hielt, berührte er die Vortreflichkeit der chriſtlichen Religion, und die Irrthümer des Götzendienſtes, und ermahnete ſie zuletzt, ſo wie alle übrige, die ihm zuhöreten, den chriſtlichen Glauben anzunehmen, und ſich dem Könige von Spanien zu unterwerfen, dem der Papſt, der Statthalter Gottes auf Erden, dieſes ganze feſte Land abgetreten hätte. Die junge Dame, ſo ſehr ſie auch dem Redner geneigt war, antwortete, daß, ob ſie gleich keine große Kenntniß von der Religion hätte, ſie doch die von ihren Vorfahren behalten wollte: in Anſehung der Länder, die das Oberhaupt der Chriſten dem Könige von Spanien geſchenkt hätte, ohne ſie zu kennen, ohne zu wiſſen, wo ſie lägen, ſo müßte dieſer Mann ſie vermuthlich deswegen weggegeben haben,

 weil

weil er ſie nicht hätte; denn wenn ſie ihm gehörten, würde er ſie allem Anſehen nach behalten haben.

„Für mich, ſetzte ſie hinzu, erkenne ich keinen andern Souverain, als den, der in Peru herrſchet. Ich habe niemals geglaubet, daß wir einem andern Herrn zu gehorchen hätten. Er iſt ein Nachkomme des erſten Inca, des Sohnes der Sonne, den ſein Vater, mit ſeiner Schweſter, in dieſes Land geſchicket hat, um die Einwohner geſittet zu machen, ihnen Geſetze zu geben, den Ackerbau zu lehren, zu zeigen, wie ſie ſich von den Früchten des Landes nähren ſollen, und endlich die Religion, und den Dienſt des Gottes des Lichtes, in dem Lande einzuführen. Die erſten Indianer, zu denen ſie kamen, wurden von der Annehmlichkeit ihrer Rede ſo gerühret, daß ſie ihnen Haufenweiſe auf den Berg Huanacaury folgten, wo der Inca die Stadt Cuſco bauete, die er zur Hauptſtadt ſeines Reiches machte. Die neuen Unterthanen, entzücket über die ruhige Lebensart, die er ihnen verſchafte, verbreiteten ſich auf alle Seiten, um andere Völker von ihrem Glücke zu benachrichtigen, und ſie einzuladen, Theil daran zu nehmen. Hieraus entſtunden

ſtunden verſchiedene kleine Städte; und die Herrſchaft der neuen Welt erweiterte ſich, ſo wie die benachbarten Nationen anfiengen geſitteter zu werden. Dieſer Fürſt hieß Manco-Inca, oder Manco-Capac; und ſeine Schweſter, die zugleich ſeine Frau war, Manca-Huaco. Das Wort Inca bedeutet eigentlich einen Herrn, König, oder Kaiſer; und dieſer Titel wird allen Nachkommen vom königlichen Geblüte beygeleget. Capac heißt ein Mann, der an Tugenden und Anſehen reich iſt.„

„Die zwey Stifter dieſer Nation unterwieſen ihre Völker in der Kunſt den Acker zu bauen, und das Waſſer auf die Felder zu leiten, um ſie fruchtbar zu machen. Sie errichteten in jeder Wohnung ein öffentliches Vorrathshaus, um die Lebensmittel für jeden Canton in Verwahrung zu bringen. Sie theilten ſelbige hernach unter die Einwohner aus, ſo lange bis das Reich genugſam angebracht war, daß man eine geſchickte Eintheilung der Felder vornehmen konnte. Sie geboten ihren Unterthanen, ſich zu bekleiden, und der Fürſt ſelbſt gab das Modell zu den Kleidern. Die Königinn wies den Weibern, wie man Wolle ſpinnt, und Zeuge davon

macht. Jede Völkerſchaft hatte ihr Oberhaupt, das wir Curaca nennen, bey Ihnen aber Cacique heißt. Dieſe Stellen waren eine Belohnung der Treue, und des Eifers.“

„Die Geſetze, welche Manco Capac im Namen der Sonne einführte, waren lediglich dem Eingeben der Natur gemäß. Das Vornehmſte enthielt, daß die Menſchen einander lieben ſollen, und beſtrafte nach Verhältniß diejenigen, welche dawider handelten. Mord, Diebſtahl, und Ehebruch, wurden mit dem Tode beſtrafet. Der Religionsdienſt hatte keinen andern Gegenſtand, als die Wohlthätigkeit des Geſtirnes, das uns erleuchtet: der Vater des Monarchen wurde der Gott der Unterthanen. Dieſe beteten die Sonne, als die Quelle aller natürlichen Güter, an. Der Fürſt ließ ihr einen Tempel errichten, und wollte, daß die Prieſter aus dem Geſchlechte der Incas wären. Auf der Seite legte er ein Kloſter für Weiber an, die alle von ſeinem Geblüte entſproſſen ſeyn mußten. Er opferte Thiere, Getreide, Obſt, Getränke; man verabſcheuete aber die Menſchenopfer: noch weniger aber brauchten wir ſie zu unſerer Speiſe, wie ich gehöret habe,

daß

daß man uns in dieſem Verdachte hat; und wie man auch ſaget, daß ihr die Mexicaner dießfalls beſchuldiget, um das Gehäßige euerer Aufführung gegen dieſe Völker zu bemänteln.“

„Von dem achten Jahre an, werden die jungen Mägdgen in die Klöſter eingeſchloſſen, wo die Mannsperſonen, ohne ein Verbrechen zu begehen, nicht hinein gehen können. Die Anzahl dieſer Mägdgen geht, in der Stadt Cuſco allein, über tauſend. Sie ſtehen unter der Aufſicht älterer, die ſie in dem Dienſte des Altars unterweiſen. Einige ſind beſtimmet, ihr Leben in dieſer heiligen Uebung hinzubringen, andere, die Gemahlinnen des Souverains abzugeben. Sie kommen heraus, ſo bald er ſie rufen läßt; unterdeſſen beſchäftigen ſie ſich, Zeuge zu wirken, welche der Kaiſer an ſeine Hofbediente, und die Soldaten, welche ſich durch beſondere Thaten hervorgethan haben, austheilet. Die Mägdgen, die er einmal zu ſeinem Vergnügen gebrauchet hat, kehren nicht wieder in das Kloſter; ſie kommen in Dienſte bey der Königinn; und einige werden ihren Aeltern wieder gegeben; haben ſie aber einmal die Gunſt des Monarchen gehabt, ſo können ſie

weiter niemanden angehören. Manco-Capac befahl, daß diejenigen, welche ſich verführen ließen, ſollten lebendig begraben werden; und eben daſſelbe Geſetz verurtheilete den Verführer, und ſeine ganze Familie, zum Feuer.“

„Der Inca, nachdem er ſein Reich hatte glücklich zunehmen geſehen, und fühlte, daß ſein Ende heran nahete, ließ ſeine Kinder, die Großen des Hofes, und die Curacàs, oder Statthalter der Provinzen, vor ſich kommen, und ſagte ihnen: meine Jahre nehmen ab; die Sonne, mein Vater, rufet mich zu dem Genuſſe eines beſſern Lebens. Ich ermahne euch, in ſeinem Namen, zu Beobachtung der Geſetze, und verkündige euch zugleich, daß ſein Wille iſt, daß keine Veränderung darinnen vorgenommen werde. Endlich ſtarb er, von allen ſeinen Völkern beweinet, die ihn nicht allein als ihren Vater und Geſetzgeber anſahen, ſondern als einen Gott, dem zu Ehren ſie Opfer anſtelleten. Seine Verehrung macht noch heutiges Tages einen Theil unſerer Religion aus.“

„Nach ſeinem Tode ſtieg ſein älteſter Sohn auf den Thron. Ohne die Gewalt der Waffen anzuwenden, ſah er neue Völker ſich

ſeiner Herrſchaft unterwerfen, und erweiter- te die Grenzen ſeines Reiches blos durch die vortheilhafte Meynung, die man von ſeinen Tugenden hatte. Er heurathete ſeine eigene Schweſter, wie ſein Vater; und hatte, wie er, verſchiedene Kebsweiber, die ihm eine zahlreiche Nachkommenſchaft gaben. Sein Grundſatz war, die Kinder der Sonne könn- ten nicht genug vermehret werden."

„Die Regirung ſeines Nachfolgers war eine Reihe glorwürdiger Begebenheiten; und die Waffen wurden nicht gebrauchet, als nur diejenigen mit Gewalt unter den Gehorſam zu bringen, die mit Gelindigkeit nicht zu be- zwingen waren. Der Inca durchreiſete ſein Land zweymal, um ſeinen Unterthanen Recht zu ſprechen, und um verſichert zu ſeyn, daß die Geſetze beobachtet würden."

„Sein Sohn war, wie er, gerecht, klug, und tapfer. Er vergrößerte ſeine Staaten, machte ſeine Völker glücklich, und verließ ein blühendes Reich, das ſein Nachfolger noch durch neue Eroberungen erweitert hat. Letz- terer verabſcheuete das entſetzliche Laſter, das der Natur widerſteht, ihr Geſchlecht verun- ehret, und das unſerige erniedriget. Er ließ Scheiterhaufen aufrichten, und die Schul-

digen,

digen, mit allem was zu ihrem Gebrauche dienete, lebendig verbrennen.„

„Dieſer Monarch hatte einen Enkel, deſſen Regirung ſich durch eine beſondere Begebenheit auszeichnete. Er hieß Huacac, weil man behauptet, daß er bey ſeiner Geburt Blut geweinet habe. Der älteſte von ſeinen Kindern, der wegen ſeines Hochmuths ihm allerhand Verdruß gemachet hatte, wurde vom Kaiſer zur Strafe weggeſchicket, und mußte die Heerden der Sonne auf einer nicht weit vom Hofe entferneten Weyde hüten. Während ſeiner Verbannung erſchien dem jungen Prinzen im Traume ein Mann mit einem langen Barte, in einer fremden Kleidung, der zu ihm ſagte: ich bin ein Sohn der Sonne, und der Bruder von Manco-Capac. Mein Name iſt Vira-Cocha; und ich komme, dich zu benachrichtigen, daß verſchiedene Provinzen im Reiche einen Aufſtand erreget haben. Melde es dem Könige, deinem Vater, und ſage ihm, er ſoll ſich nicht fürchten, weil ich ihm beyzuſtehen verſpreche. Der Prinz ermangelte nicht, ſolches dem Kaiſer zu hinterbringen, der aber, wie es bey Hofe zu gehen pflegt, über die Erſcheinung lachte. Unterdeſſen verbreitete ſich die Nachricht, daß

die

die Völker ſich allerdings empöret hatten, die Statthalter umgebracht, und an der Zahl von vierzig tauſend Mann auf die Hauptſtadt anrückten. Der Monach erſchrack, und wollte die Stadt verlaſſen, der junge Prinz aber, der von ſeinem Traume den Namen Vira-Cocha behalten hatte, ſtellte ſich an die Spitze der Tapferſten, und entſchloß ſich, die Staaten ſeines Vaters bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Er gieng den Rebellen entgegen; die Schlacht war hitzig: er behielt aber den Sieg, und bemächtigte ſich des Thrones.“

„Vira-Cocha war nicht allein ein groſſer Fürſt, ſondern auch der berühmteſte Wahrſager ſeiner Zeit. Er prophezeyte, daß in der Folge der Jahrhunderte eine unbekannte Nation kommen würde, welche das Reich einnehmen, und die Religion im Lande verändern würde. Dieſe Ereignung war auf die zwölfte Regirung der Incas geſetzet; und dieſe Prophezeyung, die von einem Alter auf das andere gekommen iſt, erhält ſich noch itzt unter uns. Ich füge aber dieſer gemeinen Sage wenigen Glauben bey; Sie ſelbſt müßten denn dieſes neue, von Vira-Cocha angekündigte Volk ſeyn, auf welches

die

die Macht der Incas gebracht werden ſoll. Die zwölf Regirungen, von Manco-Capac an, ſind in der Perſon des itzt regirenden Kaiſers erfüllet; und ſoll das Scepter in andere Hände kommen, ſo haben wir die Zeit dieſer Veränderung erreichet. Die Regungen, die ich zugleich in dieſem Augenblicke in meinem Herzen fühle, ſagte ſie ganz ſachte zu Pizarro, und ſah dieſen General zärtlich an, dürften mir eine Begebenheit, die ſonſt gar keine Wahrſcheinlichkeit hat, faſt möglich machen„.

Auf dieſe erſte Unterredung begaben ſich die Spanier ſehr vergnügt weg. Pizarro verſchaffte ſich geheime und beſondere Zuſammenkünfte mit der liebenswürdigen Capillana; ſie ſchwuren einander eine unverbrüchliche Treue; und die Indianerinn verſprach den Spaniern, ſie bey ihrer Rückkunft zu erwarten, und ihnen durch ihr Anſehen möglichſt zu dienen. Als die Spanier unter Segel gehen wollten, kam einer von ihnen, Namens Alcon, der ſich in Capillana unſterblich verliebt hatte, und verlangte, daß man ihn an das Land ſetzen möchte. Als ihm aber dieſe Gefälligkeit abgeſchlagen wurde, wurde er völlig verrückt. Er bildete ſich

ein,

ein, er wäre König, Capillana ſeine Gemah-linn, und ſeine Gefährten wären Betrüger, und Spitzbuben, die ihm ſeine Frau, und Krone rauben wollten. Er ſagte, er wollte beyde mit der Spitze ſeines Degens verthei-digen; und als er ihn in dieſem Augenblicke herauszog, hätte er ohnfehlbar einiges Un-glück angerichtet, wenn der Steuermann ihn nicht mit dem Ruder einen Schlag beyge-bracht, und zur Erde geworfen hätte.

Nach einer Schiffahrt von vielen Tagen, und allerhand Widerwärtigkeiten, langte Pizarro auf der Rehde von Tumbez an, und legte ſich vor Anker. Er ließ den In-dianern ſagen, ſein Vorſatz wäre, ihre Freund-ſchaft zu ſuchen, und er bäte ſie, ihren Ca-cique davon zu benachrichtigen. Einer von dieſen zeigte ſich, und that den Spaniern al-lerhand Fragen. Der General antwortete, er käme von Caſtilien, und wäre der Unter-than eines ſehr mächtigen Königes; er habe auf ſeinen Befehl einen großen Theil der Welt umſchiffet, und wäre gekommen, den Indianern zu lehren, daß ſie falſche Götter anbeteten, und wie ſie ſollten den wahren Gott kennen lernen. Er gab alsdenn dem Caciquen Spaniſchen Wein zu trinken, der

ihn

ihn unvergleichlich fand, und dieſe Fremden bat, in ſeine Wohnung zu kommen. Der Ingenieur des Schiffes folgte ebenfalls dahin, um auszuforſchen, wo man den Ort am beſten angreifen könnte, wenn man mit mehrerer Macht wieder käme. Er wurde von den Indianern wohl aufgenommen. Der Cacique, der ihn mit einer Flinte bewafnet ſah, wollte den Gebrauch davon wiſſen; der Officier ſchoß wider ein Bret, und die Kugel gieng mit leichter Mühe durch. Der Knall, und die Wirkung, verſetzten die Indianer in ein ſolches Schrecken, daß einige zu Boden fielen, andere anfiengen erbärmlich zu ſchreyen. Der Cacique, der beherzter war, und voller Erſtaunen ſtill ſchwieg, ließ einen Tyger, und einen Löwen, herbringen, und bat den Spanier, zum zweyten male zu ſchießen. Der Schuß machte, daß nicht allein ein großer Theil der Indianer wieder niederfielen, ſondern er erſchreckte auch die zwey Thiere dergeſtalt, daß ſie alle ihre Wildheit verloren. Der Cacique kehrte ſich alsdenn gegen den Officier, und reichte ihm etwas von dem Getränke des Landes: „trink, ſagte er zu ihm mit einer Art von Verwunderung, weil du

ſo

ſo einen entſetzlichen Lärmen macheſt. Du gleicheſt dem Donner des Himmels„.

Der Ingenieur unterſuchte den Platz, und wurde in ein Jungfern-Kloſter geführet, wo die Nonnen, obgleich dem Dienſte der Götter geweihet, den Blicken der Mannsperſonen nicht unempfindlich zu seyn ſchienen. Sie beſchäftigten ſich mit allerhand Arbeit in Wolle; und die meiſten waren von reizender Schönheit. Der Spanier war viele goldene und ſilberne Gefäße in dieſer Wohnung gewahr worden: eben dieſe Metalle glänzeten, in dem Tempel, in Tafeln, auf verſchiedene Art aufgeſetzet; und alles zeigte einen großen Ueberfluß von Reichthume an. Die Erzählung, die er nach ſeiner Rückkehr davon machte, erweckte auf dem Schiffe ungemeine Freude. Was er von der Schönheit der Jungfern der Sonne ſagte, und von ihrer Neigung zur Liebe, machte bey den Spaniern inſonderheit großen Eindruck, und preſſete dem Pizarro Seufzer aus, daß er unglücklicher Weiſe wäre von ſeinen Leuten verlaſſen worden. Die Beſchaffenheit ſeiner Kräfte ließ ihm nicht die geringſte Hoffnung, daß er einigen Nutzen von dieſer ſo ſchönen Entdeckung ziehen würde. Alle

fleheten den Himmel inbrünſtig an, er ſollte ſie beſſer begleitet wieder zurück kommen laſſen, und ſie zu Herren eines Landes machen, wo Ehrgeitz, Gewinn, und Wolluſt, könnten auf einmal vergnüget werden. Pizarro gab den Bitten ſeiner Leute nach, die ſehnlich verlangten abzureiſen, die auch zugleich verſprachen, ihm zu folgen, wenn er im Stande ſeyn würde, mit Anſehen in einem Lande zu erſcheinen, das ſie für das reichſte und ſchönſte in der Welt hielten. Sie hatten ſich angewöhnet, es Biru zu nennen, von dem Namen eines Fluſſes im Lande; und daher kommt, mit einiger Veränderung, der Name Peru, unter welchem man verſchiedene Staaten begriff, die dazumal andere Namen hatten.

Pizarro, nach ſeiner Rückkunft nach Panama, unternahm eine Reiſe nach Spanien. Wie er in Toledo angekommen war, wo Carl V. Hof hielt, ſtellete er dieſem Fürſten etliche Peruvianer in ihrer Landeskleidung vor, und überreichte ihm verſchiedene Stücken goldener Gefäße. Der Kaiſer nahm ſie mit vieler Gutheit auf, und that ihm allerhand Fragen wegen der Regirungsforme, der Einwohner Sitten, der Geſetze, der Künſte dieſes

ſes Landes, welches Pizarro auf folgende Art beantwortete.

„Das Peruvianiſche Volk iſt in Decurien abgetheilet, derer eine jede ihr Oberhaupt hat. Von fünfen zu fünfen iſt ein Beamter geſetzet: ein anderer, von hunderten zu hunderten, und noch ein anderer, von tauſenden zu tauſenden: niemals überſchreiten die Eintheilungen dieſe Zahl. Das Amt der Decurionen iſt, daß ſie auf das Bezeigen und auf die Bedürfniß derer, die unter ihrem Befehle ſtehen, Achtung geben, dem Beamten ſolches anzeigen, ihn von den Anordnungen oder Klagen benachrichtigen, Regiſter halten über die in ihrem Bezirke Neugebohrenen, oder Verſtorbenen. Die Vorgeſetzten über jeden Flecken ſprechen in allen Streitſachen das Recht ohne weiteres Appelliren: wenn aber zwiſchen den Provinzen Uneinigkeit entſteht, ſo iſt die Entſcheidung den Incas vorbehalten„.

„Die Ehrfurcht für den Kaiſer geht bis zur Anbetung. Außer denen Nachrichten, die er alle Monate von der Anzahl ſeiner Unterthanen erhält, ſchickt er noch öfters Leute ab, welche die Aufführung der Oberhäupter beobachten müſſen, und giebt ihnen

Gewalt, die Schuldigen zu beſtrafen, dieſer ihre Strafe aber iſt allezeit härter, als des Volkes ihre. Die Macht des Fürſten iſt ſo wenig eingeſchränket, daß ſie ſich ſo wohl über die Perſonen, als über die Güter erſtrecket. Er hat nicht allein die Wahl der Ländereyen, und anderer Beſitzungen, ſondern er kann auch unter dem jungen Frauenzimmer in ſeinem ganzen Reiche diejenigen nehmen, die ihm am beſten gefallen, und ſie zu ſeiner Bedienung, oder als Maitreſſen brauchen „.

„Nach dem Beyſpiele des Stifters der Monarchie muß der vermuthliche Thronerbe ſeine älteſte Schweſter heurathen; und hat er keine Kinder von ihr, oder ſtirbt ſie, ſo heurathet er die zweyte, und ſo, nach und nach, alle die anderen. Hat er keine Schweſtern, ſo heurathet er ſeine nächſte Verwandtinn. Die anderen Incas nehmen auch Weiber aus ihrer Familie; doch ſind die Schweſtern ausgenommen, damit dieſes Recht einzig und allein dem Kaiſer, und dem älteſten ſeiner Söhne, vorbehalten bleibe „.

„Die Vielweiberey wurde gleich vom Anfange der Monarchie verboten: der Geſetzgeber verordnete auch, daß die Mannsperſo-

perſonen ſich nicht vor dem zwanzigſten Jahre verheurathen ſollten, damit ſie im Stande wären ihrer Familie vorzuſtehen, und für ihre Unterhaltung zu ſorgen. Alles iſt vorgeſchrieben, bis auf die Einrichtung der Heurathen. Der Inca läßt alle Jahre alle mannbare Prinzen und Prinzeßinnen von ſeinem Geblüte in ſeinem Pallaſte zuſammen kommen. Er ruft ſie bey ihrem Namen, und nimt die Hand des Bräutigams und der Braut, und verſpricht ſie in Gegenwart des ganzen Hofes. Des andern Tages wiederholen die dazu ernennten Miniſter die nämliche Ceremonie in der Hauptſtadt, und dieſem Beyſpiele folgen die Caciquen in den Provinzen. Es iſt daher der Eheſtand auch ſo hoch geſchätzet, daß in jedem Hauſe die rechtmäßige Frau den Vorzug einer Königinn genießet, mitten unter den Kebsweibern ihres Mannes, derer Anzahl uneingeſchränket iſt. Sie beſchäftigen ſich insgeſamt mit allerhand ihrem Geſchlechte zukommender Arbeit, und ſind ſo fleißig, daß ſie bey ihren Beſuchen, ja ſo gar bey ihren Ergötzungen, die Werkzeuge ihrer Arbeit allezeit in der Hand haben. In den Städten leidet man keine lüderlichen Weibsperſonen; ſie haben aber die

Freyheit, ſich Hütten auf den Feldern zu machen. Unerachtet ihr Umgang den Mannsperſonen frey ſteht, ſo würden ſich doch die Weiber entehret halten, wenn ſie mit ihnen redeten.„

„Der älteſte Sohn des Kaiſers iſt allezeit **Kronerbe**; und dieſer Gebrauch iſt ſo alt, als die Monarchie. Unter den Großen iſt die Erbfolge verſchieden, nach Gewohnheit der Provinzen. In einigen fällt ſie auf den älteſten der männlichen Kinder; in anderen, haben alle Brüder gleichen Antheil; in noch anderen, wird der Erbe unter mehreren Brüdern von dem Volke gewählet.“

„Eine der erſten Beſorgungen des Regenten betrift den **Anbau der Felder**. Weil es in Peru oft an Waſſer gebricht, ſo haben die Incas überall **Waſſerleitungen** anlegen laſſen, die es überflüßig herbey ſchaffen. Zu eben dieſer Abſicht ſind die Felder eingeebnet, und diejenigen, welche gewäſſert werden, ſind in drey **Abtheilungen** abgeſondert; die erſte gehöret der Sonne, das heißt, den Prieſtern; die zweyte, dem Souverain; die dritte, dem der das Feld bauet. Das Erdreich, welches nicht kann gewäſſert werden: iſt mit Bäumen oder nützlichen Wurzeln bepflanzet, wo

wo man eben dieſelbe Einrichtung beobachtet. Bey Zubereitung der Felder, haben die der Sonne zugehörigen den erſten Rang; hernach kommen der Wittwen und Weyſen ihre: und die vom Kaiſer ſind die letzten. Alle Abende ſteigt ein dazu verordneter Mann auf einen Thurm, und rufet aus, was für einen Theil der Arbeit man den folgenden Tag vornehmen ſoll.“

„Der Fürſt verlanget keine anderen Abgaben, als ſeinen Theil an den Aernden, und Kleider und Waffen für die Truppen. Das ganze Geſchlecht der Incas aber, die Hofbedienten, die Großen, die Magiſtratsperſonen, die Soldaten, die Wittwen und die Weyſen, ſind von den Abgaben befreyet. Das Gold und Silber, das dem Souveraine gegeben wird, empfängt er als ein Geſchenk, weil es zu nichts angewendet wird, als die Tempel und Palläſte auszuzieren. Jeder Canton hat ſein Magazin zu den Kleidern und Waffen, ſo wie zu dem Getreide: dergeſtalt, daß die zahlreichſte Armee auf ihrem Marſche mit Lebensmitteln und Bekleidung kann verſorget werden, ohne daß das Volk dadurch beläſtiget werde.“

„Es wäre faſt unmöglich, ſich von den Peruvianern einen andern als vortheilhaften Begriff zu machen, wenn man die Denkmale anſieht, die ihr Reich verſchönern. Die hohen Landesſtraßen zähle ich unter die Wunderwerke der Welt. Fünf hundert Stunden lang, von der Provinz Quito, bis an das andere äußerſte Ende des Königreiches, findet man einen bequemen Weg, über Berge und Felſen gehauen, durch Thäler und Klüfte. Hohe Dämme von Erde, bringen die Thäler und Höhen in eine Gleichung, und erſparen die Mühe, auf und nieder zu ſteigen. In den ſandigen Wüſteneyen, iſt der Weg auf beyden Seiten mit Pfählen bezeichnet, welche nach der Linie gezogen ſind, und wodurch man außer Furcht geſetzet wird, ſich zu verirren.“

„Ich habe die Hauptſtadt des Reiches noch nicht geſehen; aber nach der Beſchreibung der Capillana, kann ich eine leichte Schilderung davon geben. Mitten in der Stadt haben die Incas einen großen Platz angeleget, wovon vier ſchöne Gaſſen abgehen, welche die vier Theile der Monarchie vorſtellen. Für eine jede Provinz, ſind Quartiere angewieſen, die, wenn man ſie einmal bezogen hat,

hat, es nicht mehr erlaubet, andere zur Wohnung zu wählen. Ein jeder kann daſelbſt den Gebräuchen ſeines Landes folgen; alle aber ſind verbunden, die Sonne in einem prächtigen Tempel anzubeten, wo die Mauern, ſagt man, mit Golde eingelegt ſind. Man ſieht darinnen die Götzen derer Völker, welche die Incas bezwungen haben, als Siegeszeichen, aufgeſtellet. Die Geſtalt der Sonne, ſo wie ſie unſere Maler abbilden, iſt von gediegenem Golde, und von einer ungeheueren Größe. Dieſem Tempel gegen über, ſtehen vier andere, welche alle eben ſo viele Reichthümer aufzuweiſen haben. Der eine iſt dem Monde geweihet; der zweyte, dem Venusſterne: der dritte, dem Donner; der vierte, dem Regenbogen. Ein benachbarter großer Saal, wo die Prieſter ihre Religions-Zuſammenkünfte halten, iſt vom Fußboden bis an die Decke, mit Goldplatten überzogen. Unerachtet die Provinzen ſich angelegen ſeyn laſſen, ſich ebenfalls durch Pracht hervorzuthun, ſo fehlet doch viel, daß ihre Tempel dem von der Hauptſtadt beykommen.“

„Die Gaſſen in Cuſco ſind lang, aber ſchmal, und alle Häuſer von Steinen. Man zählet eine große Menge Paläſte und könig-

liche Gebäude, woran die vornehmſten Verzierungen von Gold und Silber ſind. Man darf ſich darüber nicht wundern, wenn es wahr iſt, wie man mir geſaget hat, daß alle Schätze des Reiches nach Cuſco gebracht werden, und bey Lebensſtrafe verboten iſt, ſolche, wenn ſie einmal da ſind, wieder wegzuſchaffen. Man ſieht auch noch die Ruinen einer berühmten Feſtung, welche die Incas zu ihrer Sicherheit hatten anlegen laſſen. So viel man ſchlüßen kann, hatten dieſe Fürſten ſie mit einem Walle umgeben laſſen, um alle äußerliche Zugänge abzuſchneiden, ſich aber doch zu gleicher Zeit eine ungehinderte Vereinignng mit ihren Unterthanen, durch unterirrdiſche Gewölber vorbehalten: dieſe Gewölber führten zu drey anderen Forts, die in der Stadt lagen, und wo ſie eine zahlreiche Beſatzung unterhielten. Die Mauern der Feſtung waren von außerordentlicher Höhe, und von wohlgearbeiteten Steinen zuſammengeſetzet; letztere aber merkwürdig, wegen ihrer erſtaunenden Größe. Diejenigen, welche der Länge der Zeit widerſtanden haben, ſind ſo groß, daß nicht zu begreifen ſteht, wie man ſie ohne Hülfe einer Maſchine, hat aus den Steinbrüchen ziehen, und an den Ort

ihrer

ihrer Beſtimmung bringen können. Aus dem Fort der Incas kommt ein Bach, der die Stadt von Mitternacht nach Mittag durchſchneidet, und einen Platz läſſet, der drey oder vier Gaſſen enthält, wo die Prinzen vom königlichen Geblüte wohnen.“

„Die **Peruvianer**, von allem Stande, **erziehen** ihre **Kinder** mit der äußerſten Sorgfalt. So bald ſie auf die Welt kommen, tauchen ſie ſie in kaltes Waſſer; und dieſes Bad laſſen ſie ihnen alle Tage brauchen. Ihre Wiegen ſind kleine Hängebetten, woraus ſie ſie nicht nehmen, als nur der benöthigten Reinlichkeit wegen. Niemals nehmen die Mütter ihre Kinder auf den Arm, oder Schoos. Sie bücken ſich über die Wiege, wenn ſie ihnen Milch geben, und dieſes geſchiehet des Tages nur dreymal. Man gewöhnet die Kinder nicht eher, als bis ſie zwey Jahr alt ſind; und dieß giebt Gelegenheit zu einem großen **Feſte**, wobey man ihnen die Haare abſchneidet, und einen **Namen** giebt. Dieſe Ceremonie geſchieht durch einen **Pathen**, der in der Familie gewählet wird: bey dem älteſten Sohne des Kaiſers, iſt es allezeit der oberſte Prieſter der Sonne, dem dieſe Ehre zugehöret.“

„Unter

„Unter vielen anderen Feſten, welche die Incas in Peru angeordnet haben, iſt das vorzüglichſte, der Raymi, deßen hauptſächlichſte Feyer in dem Eſſen des geweiheten Brodes beſteht. Dieſes Brod wird von den Jungfern, die dem Dienſte des Paſchacamac, oder der Sonne, gewidmet ſind, geknetet. Man theilet es in kleine Kuchen, die, wie man ſagt, (allein Capillana wollte es nicht eingeſtehen,) mit Blute, das man von der Stirne und den Naſenlöchern der kleinen Kinder genommen, beſprenget werden. Dieſes Brod wird in Gegenwart der Götzen, der Prieſter, und der Incas verzehret. Das Feſt wird im Monate Juny, den Tag nach der Sonnenwende, gefeyert. Alle Große des Reichs verſammeln ſich in der Hauptſtadt. Sie ſind auf das koſtbarſte geputzet; und der Monarch ſelbſt zeigt ſich in aller ſeiner Pracht. Man bereitet ſich zu dieſer Feyerlichkeit durch ein dreytägiges Faſten, welches zugleich die Enthaltung des Umganges mit den Weibern unter ſich begreift. Man behauptet ſo gar, man ſey verbnnden, den Prieſtern eine Art von Beichte abzulegen, und dieſe gäben die Erlaſſung, indem ſie für jede Hauptſünde einen kleinen Strick zerſchnitten. Weil es aber

Sünder

Sünder geben könnte, bey welchen allzu viele ſolcher Stricke nöthig wären, ſo ſorget man, ſie zum voraus bezahlen zu laſſen. Das Frauenzimmer beichtet nur bey Perſonen von ihrem Geſchlechte; und die Incas, in Betrachtung ihres höchſten Ranges, beichten unmittelbar bey der Sonne.“

„Während dem Faſten iſt in keinem Theile der Stadt erlaubet, Feuer anzuzünden. Die letzte Nacht wird von den Prieſtern angewendet, die Thiere, welche zum Schlachtopfer dienen ſollen, rein zu machen. Die Jungfern bereiten das Brod, und die Getränke, die dem Incas, und dem Volke ausgetheilet werden. Mit Anbruche des Tages begiebt ſich der Kaiſer, und die Prinzen vom Geblüte, in Proceßion auf den großen Platz der Stadt. Daſelbſt warten ſie barfuß, das Geſicht nach Morgen gekehret, und ſtillſchweigend, bis die Sonne über den Horizont kommt. So bald ſie ſolche erſcheinen ſehen, kauern ſie ſich nieder, ſtrecken die Aerme aus, machen die Hände auf, bringen ſie nach dem Munde, und legen ſie auf die Lippen, als wenn ſie die erſten Strahlen, die von ihrer glänzenden Gottheit herabſchießen, auffangen und küßen wollten. Hierauf bringt man, in

goldenen Gefäßen, die Waſſer, welche zum Ausgieſſen bey dem Opfern beſtimmt ſind. Der Fürſt ſteht auf, und gießt davon in einen Becher, den er der Sonne darbietet; das übrige wird unter die Incas ausgetheilet; und jeder trinket ſeinen Theil auf einmal aus. Hernach nimt man den Weg nach dem Tempel; aber nur der Kaiſer, und die Prinzen, dürfen hineingehen. Die Großen, die vor der Thüre geblieben ſind, übergeben ihre Gefäße den Prieſtern, nebſt allerhand goldenen Figuren von Thieren, die ſie während der Proceßion in der Hand halten, ſo wie man in Spanien die Bilder der Heiligen trägt. Nach dieſer Darbringung führen die Prieſter eine Menge Schafe und Lämmer zu den Altären, und weihen ſie mit vielen Geheimnißvollen Ceremonien. Das Fleiſch wird öffentlich gebraten, und von dem Volke in aller Frömmigkeit gegeſſen, wobey zugleich alle Arten von Getränke ausgetheilet werden. Das Feſt, welches neun Tage dauert, wird hernach mit Spielen, Tanzen und Schmauſen, hingebracht.“

„Man weiß nicht eigentlich, was für einen Begrif die Peruvianer von einem zukünftigen Leben haben. Man weiß, daß die

Incas

Incas nach ihrem Tode in ihr Begräbniß gebracht werden; und man ſagt, daß einige ihrer Weiber mit ihnen zugleich begraben werden. Oftmals entſteht dieſer Ehre wegen unter denen, die ſie am liebſten gehabt haben, Streit. Daher kommt das Geſetz, ſagt man, daß der Mann, ehe er ſtirbt, dieſen Punct ausmachen ſoll. Auf ihr Grab ſetzt man große Bildſäulen, welche ſie vorſtellen, auf die Gräber aber des gemeinen Mannes, die Kennzeichen ihres Amtes, oder Profeßion.“

„Die gemeine Sprache dieſer Völker iſt die, welche man in Cuſco redet, und die Incas in allen eroberten Provinzen einzuführen ſich bemühet haben. Sie hat dreyerley Ausſprache, welche man brauchet, um die Bedeutung der Wörter zu verändern: eine geſchieht mit den Lippen, die andere mit dem Gaumen, und die dritte mit dem Halſe. Sie iſt überhaupt ziemlich ausdrückend, und einiger Zierlichkeit fähig; allein ſie iſt arm, und es fehlen ihr Wörter, um allgemeine, oder abgeſonderte Gedanken auszudrücken. Moraliſche, und metaphyſiſche Dinge können nur unvollkommen, und mit weitläufigen Umſchreibungen, angedeutet werden. Sie hat

keine

keine eigenen Wöreer, welche mit denen von Tugend, Gerechtigkeit, Rechtſchaffenheit, Undankbarkeit, Erkenntlichkeit, genau übereinkommen. Allein ſo unvollkommen auch dieſe Sprache iſt, ſo iſt ſie doch auch von den Dichtern des Landes verbeſſert worden. Die Peruvianer haben ihre geiſtlichen und weltlichen Lieder, wie wir. Wie oft hat die liebenswürdige Capillana mir nicht das Lied geſungen, welches ſich bey jedem Verſe anfängt, und endiget: mein Geſang wird dich einſchläfern; und ich werde mitten in der Nacht kommen, und dich überraſchen„.

„Die Peruvianiſchen Poeten verfertigen auch theatraliſche Stücken, in welchen ſie die berühmten Thaten ihrer erſten Kaiſer vorſtellen. Die übrigen Wiſſenſchaften ſind in Peru ſehr eingeſchränket. Man unterſcheidet nur drey Planeten durch eigene Namen: die Sonne, den Mond, und die Venus; die anderen werden unter den allgemeinen Namen der Sterne begriffen. Die Aernden zeigen die Jahreszeiten an; und die Sonnenwende kommt auch mit in die Zeitrechnung. Nichts aber gleichet der Aufmerkſamkeit, welche dieſe Völker für die Sonnenfinſterniſſen haben, ungeachtet ſie ihre Urſache

nicht

nicht wiſſen, ja ihnen ſo gar eine lächerliche zueignen. Sie ſehen eine Sonnenfinſterniß als ein Zeichen des Mißvergnügens dieſes Geſtirnes an, und geben ſich alle Mühe, ſeinen Unwillen zu beſänftigen. Sie ſind nicht weniger in Sorgen über die Mondfinſterniſſen: ſie glauben, er ſey krank, und die Heftigkeit ſeines Schmerzes werde ihm den Tod verurſachen. Sie bilden ſich ein, daß wenn dieſes Unglück geſchähe, er vom Himmel fallen, die ganze Welt umkehren, und alle Einwohner vertilgen würde. Um ihn alſo aufzumuntern, und wieder zu Kräften zu bringen, binden ſie ihre Hunde an die Bäume, und peitſchen ſie, daß ſie bellen müſſen, in der Meynung, daß dieſe von dem kranken Monde werth gehaltenen Thiere ihn von ſeiner Ohnmacht erwecken würden„.

„Im Anfange der Monarchie fieng das Jahr mit dem Januar an; aber ſeit der Regirung eines Inca, den man den Verbeſſerer hieß, fällt der Neujahrstag in den Monat December. Die Peruvianer haben keine gründlichen Begriffe von der Arzeneywiſſenſchaft. Die Erfahrung hat ihnen die Eigenſchaften gewiſſer Kräuter ken-

nen gelehret; und diejenigen, die ſich in dieſer Wiſſenſchaft hervorthun, ſtehen bey Hofe in großen Anſehen. Uebrigens haben ſie nicht mehr als drey Hülfsmittel, das Aderlaſſen, das Purgiren, und die Diåt. Die Inſtrumentalmuſik iſt wenig geliebet, und beſteht in nichts als in Trommeln und Pfeifen „.

Nachdem Pizarro den Fragen des Kaiſers, Carl V, Genüge gethan hatte, ſtellete er Sr. Majeſtåt vor, alles was er ausgeſtanden habe, was der Erfolg davon geweſen ſey, und was für Vortheile er ſich künftig für die Krone einzuſammeln verſpreche. Er erbot ſich, ſeine Unternehmung vom neuen anzufangen, und bat um die Statthalterſchaft des ſchon entdeckten Landes, und deſſen, welches er noch zu erobern hoffete. Dieſe Gnade wurde ihm verwilliget, und er kehrte wieder nach America zurück. Als er durch Truxillo, den Ort ſeiner Geburt, reiſete, fand er ſeinen Vater ſeit langer Zeit verheurathet, und drey Brüder, Ferdinand, Gonzalez, und Johann von Pizarro, welche ſich bey ihm in Dienſte begaben, und zuſammen in Panama anlangten. Der General brachte daſelbſt etliche Monate zu, und binnen ſolcher

Zeit

Zeit machte er Anſtalten zu ſeiner zweyten Unternehmung.

Ich bin, u. ſ. w.

Guayaquil, den 20 April, 1751.

Der 140 Brief.

Fortſetzung von Peru.

Franz Pizarro, bey ſeiner Rückkunft nach Tumbez, fand nicht die nämlichen Geſinnungen bey den Indianern, die er auf ſeiner erſten Reiſe bey ihnen angetroffen hatte. Er bediente ſich alſo der Gewalt; und von dieſem Augenblicke an, war der Friede zwiſchen ihnen, und den Spaniern, gebrochen. Peru war dazumal unter zwey Souveraine getheilet, die mit einander Krieg führeten: ſie waren Brüder, Söhne von einem Vater, aber von verſchiedenen Müttern. Der älteſte hieß Huaſcar, der zweyte Atahualipa, andere ſagen, Atabaliba. Nach einer Schlacht, welche drey Tage dauerte, wurde letzterer gefangen, und in einen Thurm geſperret. Während der Zeit, daß die Soldaten Freudenfeſte über ihren Sieg anſtelleten,

und der gefangene Prinz merkte, daß er nicht ſonderlich bewachet war, brach er durch die Mauer, und ſetzte ſich durch eine glückliche Flucht in Freyheit. Bey der Rückkunſt in ſeine Staaten, beredete er ſeinem Volke, daß der verſtorbene König, ſein Vater, der die Gerechtigkeit ſeiner Sache eingeſehen hätte, ihn in eine Schlange verwandelt habe, um ihn in den Stand zu ſetzen, durch ein kleines Loch zu entkommen. Seine Unterthanen, durch die Hoffnung eines übernatürlichen Schutzes aufgemuntert, vereinigten ſich unter ſeiner Anführung, und er befand ſich gar bald im Stande, die Krone ſeinem Bruder ſtreitig zu machen. Beyde nahmen ihre Zuflucht zu den Caſtilianern, und baten ſie um Hülfe. Dieſe Geſandtſchaft langte in dem Haven von Payta an, wo Pizarro ſich beſchäftigte, eine Stadt anzulegen, die er St. Michel, nach Gewohnheit der Spanier, nennete, als welche faſt allezeit denen Ländern den Namen eines Heiligen beylegten, in deſſen Namen ſie die Einwohner umbrachten.

Der General ließ alle ſeine Leute zuſammen kommen; und mit dem Vorſatze, die Lage der Umſtände zu nutzen, entſchloß er ſich, denjenigen von den Prinzen auf ſeine Seite zu

zu bringen, deſſen Macht des andern ſeine übertreffen würde. Atahualipa war dazumal Sieger; und nachdem eine Reihe mehrere Siege ſeinen Bruder in ſeine Gewalt gebracht hatte, eilete er, ihm das Leben zu nehmen. Pizarro machte, wie Cortez, den Anfang mit einer Geſandtſchaft, und bot dem Inca die Freundſchaft Carl V an. Der Peruvianiſche Monarch, durch dieſes Bezeigen geſchmeichelt, oder vielleicht auch über die Annäherung der Caſtilianer erſchrocken, befohl, daß man ihnen aller Orten, wo ſie durchkommen würden, die prächtigſte Aufnahme erweiſen ſollte. Die Indianer ſpareten keine Anſtalten. Die Prophezeyung des Vira-Cocha hatte einen ſolchen ſtarken Eindruck bey ihnen gemachet, daß, ſo bald ſie dieſe Fremden mit ihren Bärten, Kleidern, und Pferden ſahen, ſie zu ſchreyen anfiengen: „Der Sohn der Sonne iſt angekommen„. In ihrer Einfalt, da ſie geſehen hatten, daß die Pferde der Spanier ihr Gebiß faueten, bildeten ſie ſich ein, dieſe für ſie ſo außerordentlichen Thiere fräßen Metall. Sie giengen, und holeten ihnen Silber und Gold in Menge, und hielten es ihnen auf die freundſchaftlichſte Art vor. Des Pizarro ſeine Leu-

te, die bey dieſem Spiele nichts verloren, baten ſie, ferner damit fortzufahren.

Ein Peruvianiſcher Officier empfieng die Abgeſandten bey dem Eingange der Stadt, wo der Kaiſer war, und begleitete ſie in den Palaſt mit allen Kennzeichen der tiefſten Verehrung. Die Geſandten wurden von denen Reichthümern, die ſie überall ſahen, ganz geblendet. Der Inca ſaß auf einem Throne von gediegenem Golde. Er ſtund auf, um ſie zu umarmen, ließ ſie niederſetzen, und zwey junge Prinzeßinnen, von ausnehmender Schönheit, reichten ihnen Erfriſchungen, und wohlriechende Getränke.

Der erſte Abgeordnete, (es war Ferdinand Pizarro, einer von denen Brüdern des Generals,) machte ſein Compliment, und redete von denen zwey Mächten, dem Papſte und dem Könige von Spanien, die ſich beyde vereiniget hätten, die Indianer von der Sclaverey des Teufels zu befreyen. Er vergaß weder die Bulle Alexander VI, welche die Rechte der Caſtilianer beſtätigte, noch die berühmte Gränzſcheidungslinie. Atahualipa, ohne etwas von dieſer Rede zu verſtehen, antwortete mit Höflichkeit, und verſprach den Spaniern, er wolle den andern Tag kommen,

und

und ihren General beſuchen. Pizarro vertheilte die ſechzig Pferde, woraus ſeine ganze Cavalerie beſtund, in drey Compagnien. Er ſtellete ſie hinter eine alte Mauer, damit ſie nicht ſo gleich von den Indianern geſehen würden, und dieſe in deſto größere Verwunderung geriethen, wenn ſie ſich auf einmal zeigten. Er ſelbſt ſtellete ſich an die Spitze ſeiner Infanterie, welche in hundert und funfzig, oder zwey hundert Mann beſtund, und machte daraus ein Bataillon. Unter dieſen Anſtalten hatte er kein Bedenken, den Kaiſer zu erwarten, der mit zahlreichen Truppen kam, und ſeine königlichen Kleider angezogen hatte. Dieſe beſtunden in einer Art von Hemde, das bis auf die Kniee gieng, in einem Mantel von eben derſelben Länge, und in einem viereckigen Beutel, der von der linken Achſel auf die rechte Seite herab hieng, worinnen er ſeinen Coca hatte Dieſes iſt der Name eines Krautes, das man hier zu Lande kauet, ſo wie den Betel in Oſtindien: dazumal aber war dieſes Kraut nur für die Incas alleine beſtimmet. Endlich hatte dieſer Fürſt eine Krone auf dem Kopfe, die in nichts beſtund, als in einer Binde, eines Fingers breit, auf beyden Seiten, an den

Schläfen mit einem rothen Bande feſt gemachet.

Der Inca, als er die Spanier in Schlachtordnung geſtellet ſah, ſagte zu ſeinen Hofbedienten: „dieſe Leute ſind Boten der Götter; wir müſſen uns wohl in Acht nehmen, ſie nicht zu beleidigen: wir müſſen ſuchen, ſie durch unſere Höflichkeit zu beſänftigen.“ Zu gleicher Zeit trat ein Caſtilianiſcher Ordensgeiſtlicher, Vincenz von Valverda, mit einem hölzernen Kreuze in der einen Hand, und mit ſeinem Breviere in der andern, hervor, und gieng auf ihn zu. Seine Haare, die wie eine Krone geſchnitten waren, verwunderten den Inca. Er fragte, wer dieſer Mann wäre? Man ſagte ihm, es ſey der Verordnete des Allerhöchſten, das Werkzeug ſeines Willens, der Dollmetſcher ſeiner Geſetze. Der Fürſt, voller Hochachtung, hörete einer langen Rede zu, die dieſer Mönch über die Schöpfung der Welt, über die Wahrheit der chriſtlichen Religion, über die große Gewalt des Papſtes, und über den weiten Umfang der Monarchie Carl V, hielt. Endlich ſchloß er mit Anführung des Schickſals des Pharao, womit er den Inca bedrohete, wenn er ſo unglücklich ſeyn ſollte, ſich zu verhärten.

Atahualipa, der von der ganzen Rede nichts deutlich verſtund, als die Drohung, daß man wollte ſein Reich verwüſten, that einen tiefen Seufzer, und ſagte, daß dieſes Land, und alles was es unter ſich begrif, von ſeinem Vater, und von ſeinen Vorältern wäre erobert worden; daß er nicht einſähe, wie der Papſt es an andere geben könnte; übrigens aber, wenn er es gethan hätte, ſo würde er, der darunter litte, es nimmermehr zugeben. Was die Schöpfung des Himmels und der Erde anbelangte, ſo wüßte er davon nichts, kennete auch niemanden, der ſie geſchaffen hätte; wenn die Chriſten an Jeſum Chriſtum glaubeten, der am Kreuze geſtorben wäre, ſo glaubte er an die Sonne, die niemals ſtürbe. Endlich fragte er den Prediger, woher er wüßte, was er ſagte, und wodurch er es beweiſen könnte? Dieſer antwortete, daß es alles in dem Buche geſchrieben ſtünde, das er in der Hand hätte. Atahualipa wollte es ſehen, machte es auf, blätterte darinnen, beklagte ſich, daß er in dem Buche nichts verſtünde, und wurf es auf die Erde.

Die Spanier, über dieſe lange Unterredung verdrüßlich, erwarteten den Befehl ihres Generals nicht, um aus ihren Gliedern

zu gehen. Einige ſtiegen auf einen kleinen Thurm, wo ſie einen mit Goldplatten überzogenen Götzen entdecket hatten, und plünderten ihn. Dieſe Verwegenheit brachte die Indianer auf, und die meiſten waren Willens, dieſe Entheiligung zu beſtrafen: allein der Inca verbot, die Caſtilianer zu mißhandeln, weil er glaubte Urſache zu haben, ſie zu ſchonen. Der Mönch, der über das Lärmen unruhig wurde, ſtund jähling von ſeinem Stuhle auf, lief nach den Spaniern, und rufte ihnen zu, den Indianern kein Leid zu thun. Sein Laufen, und ſein Schreyen, wurde übel ausgeleget, ia man hielt es vielmehr für eine Aufmunterung zur Rache, daß der Fürſt das Brevier aus Verachtung hätte auf die Erde geworfen. Man behauptet ſo gar, der Mönch habe in der erſten Hitze, aus Verdruß, zum Gewehre gerufen. Das Handgemenge fieng ſehr hitzig an, und wurde mit Nachdrucke fortgeſetzet: doch nahm man den Befehl des Atahuliapa ſo viel möglich in Acht. Hundert und ſechzig Spanier, von einer Armee Indianer umringet, hatten weder Tode, noch Verwundete. Die Peruvianer begnügten ſich, den Trageſeßel des Fürſten zu umgeben, und zu verhindern, daß er nicht umgeriſſen wurde.

de. Allein der Caſtilianiſche General, der ſich Luft gemacht hatte bis zu ihm, nahm ihn bey dem Aermel, andere ſagen, bey den Haaren, fiel, und zog ihn im Fallen mit nieder. Die Unterthanen dieſes unglücklichen Monarchen, als ſie ihn in der Gewalt der Fremden ſahen, dachten auf nichts, als ſich mit der Flucht zu retten. Dieſe geſchah aber nicht geſchwinde genug, um der Wuth ihrer Feinde zu entkommen; und in dieſem Handgemenge, das für das Peruvianiſche Reich die Schlacht von Arbela abgeben konnte, ermordeten die Pizarro mit hundert und ſiebenzig Mann Infanterie, und mit funfzig oder ſechzig Reitern, die unzählbaren Truppen des Atahualipa. Das allgemeine Schrecken hatte die Americaner ſo eingenommen, daß ſie eine entſetzlich ſtarke Mauer, die ihnen auf ihrer Flucht in den Weg kam, gänzlich nieder rißen. Es hätte ihnen viel weniger Mühe gekoſtet, den Feind über den Haufen zu werfen.

Die, welche der Spanier Aufführung bey dieſer Gelegenheit haben rechtfertigen wollen, behaupten, die Peruvianer hätten den Anſchlag gefaßet gehabt, ſie alle umzubringen. Dem ſey, wie ihm wolle, die Caſtilianer plünderten den andern Tag des Kaiſers

Lager:

Lager: denn nach dem erſten Niedermetzeln hatten ſie ſich aufgehalten, zu trinken, zu tanzen, und die Jungfern der Sonne zu ſchänden. In dem Lager trafen ſie eine erſtaunende Menge goldene und ſilberne Gefäße, ſehr reiche Zelte, Kleider, und Meublen von unſchätzbarem Werthe an. Mehr als fünf tauſend Weiber begaben ſich freywillig in ihre Hände. Der Inca bat den General Pizarro, großmüthig mit ihm zu handeln, und ſchlug zu ſeiner Ranzion vor, den Saal, worinnen ſie waren, mit Golde ſo hoch anzufüllen, als er mit ſeinem Arme reichen könnte. Er verſprach, dieſem noch ſo viel Silber beyzufügen, daß es den Siegern unmöglich fallen würde, alles fortzuſchaffen.

Dieſer Vorſchlag wurde angenommen; und ſo gleich ſah man in der ganzen Gegend nichts als Indianer, die, unter der Laſt des Goldes ganz krumm gebücket, es von allen Seiten herbey brachten; weil es aber von den äußerſten Enden des Reiches mußte zuſammen geholet werden, meyneten die Spanier, man förderte ihre Ungeduld nicht genugſam; ja ſie argwohneten ſogar, in dem Verzuge, einige Hinterliſt. Atahualipa merkete das Mißvergnügen, und ſtellete dem Pizarro vor,

daß

daß die Stadt Cuſco über zwey hundert Stunden entfernet läge, auch die Wege beſchwerlich wären, es alſo kein Wunder ſey, daß diejenigen, denen er Befehl gegeben hätte, ſo lange außenblieben; wollte er auch ſelbſt einige von ſeinen Leuten dahin ſchicken, würden ſie mit Augen ſehen, daß er im Stande ſey, ſein Verſprechen zu erfüllen. Als die Caſtilianer wegen der Gefahr auf dieſem langen Wege unruhig zu ſeyn ſchienen, ſagte er lächelnd zu ihnen; „was befürchtet ihr denn? ihr haltet mich, meine Weiber, Kinder und Brüder, hier gefangen; ſind wir nicht hinlängliche Geiſel?„ Endlich boten ſich zwey Spanier an, die Reiſe zu unternehmen, und der Inca wollte, ſie ſollten ſie in einem ſeiner Tragſeßel thun, um mehr geehret zu werden.

Pizarro überſendete an Carl V. hundert tauſend Peſos an Golde, und auch ſo viel an Silber. Jeder Reiter bekam zu ſeinem Antheile zwölf tauſend, das iſt, zwey hundert und vierzig Mark; die Infanterie nach Verhältniß; und alle dieſe Summen machten nicht den fünften Theil der Ranzion des Inca aus. Niemals ſind Soldaten in ſo kurzer Zeit, und mit ſo weniger Gefahr, reich geworden. Niemals hat man ſo hoch ſpielen

geſehen:

geſehen: viele verlohren ihren Antheil auf Carten, oder Würfel; und dieſe groſe Menge Goldes machte, daß alles theuer wurde. Ein Pferd verkaufte man drey, vier, biß fünf tauſend Ducaten. Sechzig Mann baten um ihre Freyheit, nach Spanien zurück zu kehren, um ihre Reichthümer in Ruhe zu verzehren. Pizarro, der voraus ſah, daß das Beyſpiel eines ſo geſchwinden Glückes nicht fehlen würde, ihm eine groſe Menge Soldaten zu verſchaffen, machte keine Schwierigkeit, es zu erlauben.

Ferdinand, ſein Bruder, wurde als der geſchickteſte auserſehen, zu Carl V abgeſendet zu werden, und das, was ihm von den Schätzen gehörete, zu überbringen; zu gleicher Zeit aber die Beſchreibung dieſer groſſen Begebenheit zu machen. Als er von dem Inca Abſchied nahm, ſagte dieſer Fürſt, der viele Gewogenheit für ihm gewonnen hatte, zu ihm; „Sie erfreuen Sich, in Ihr Vaterland zurück zu kehren, mir hingegen gereicht Ihre Abreiſe zu groſſem Mißvergnügen, weil mir kein Freund unter Ihren Landesleuten übrig bleibt. Wir wollen alſo einander ein ewiges Lebewohl ſagen; denn ich ſehe augenſcheinlich, daß dieſe grauſamen

Leute

Leute mich nicht lange genug werden leben laſſen, um mich über Ihre Rückkunft zu erfreuen„.

Ehe Ferdinand noch abreiſete, kamen die zwey nach der Hauptſtadt Cuſco geſchickten Caſtilianer wieder zurück, die nichts in Gedanken hatten, als die unglaubliche Menge Goldes, die ſie in den daſigen Tempeln und Paläſten geſehen hatten. Ihre Beſchreibung vermehrete die Ungeduld des Generals, ſich aller dieſer Reichthümer zu bemächtigen. Ein Befehl des Inca konnte ſie in Sicherheit bringen: dieſes war, was die Spanier befürchteten; und in dieſer Unruhe wünſchten ſie, daß man ſich dieſen Monarchen vom Halſe ſchaffte, um auf einmal der Beſchwerlichkeit los zu werden, die er ihnen verurſachen könnte. Pizarro ſelbſt bekümmerte ſich wenig um das Leben ſeines Gefangenen, den er nicht liebete: die Urſache aber dieſes ſonderbaren Haſſes war folgende.

Unter denen Künſten, welche der Inca bey dieſen Fremden ausüben ſah, ſchien ihm die Kunſt zu leſen und zu ſchreiben ſo erſtaunenswürdig, daß er es anfänglich für eine beſondere Gabe der Natur hielt. Um gewiß zu werden, bat er einen Caſtilianiſchen Soldaten,

daten, ihm auf den Nagel des Daumen den Namen ſeines Gottes zu ſchreiben. Dem Soldaten wurde nicht ſchwer, ihm Genüge zu thun. Es kam hierauf ein anderer, dem er dieſe Schrift wies, und fragte, was dieſe Züge bedeuteten. Dieſer ſagte es gleich, und drey oder vier andere darauf folgende hatten eben ſo wenig Mühe, das Wort zu leſen. Als endlich Pizarro hereintrat, fragte ihn der Kaiſer um eben dieſe Erklärung, und der General, der, wie Sie geſehen haben, weder leſen noch ſchreiben konnte, wußte nicht, was er antworten ſollte. Der Inca begriff nicht allein, daß dieſe Gabe ein erlangtes Talent, und eine Frucht des Fleißes ſey, ſondern urtheilte noch weiter, und ſchloß, daß ein Menſch, der keine Erziehung gehabt hätte, von niedriger Herkunft, und von noch geringerer Geburt, als ſeine eigenen Soldaten, ſeyn müſſe. Dieſer Gedanke, der ihm vielleicht auch von einem Spanier mochte beygebracht worden ſeyn, flößte ihm im Grunde eine Verachtung wider den Pizarro ein, die er nicht Klugheit genug hatte zu verbergen.

Auf einer andern Seite beſchuldigte man dieſen Fürſten, er nähme geheime Maasregeln, um alle Europäer zu vertilgen. Der

General

General glaubte es, oder ſtellte ſich, als ob er es glaubte. Vergebens bemühete ſich dieſer unglückliche Fürſt, ſich zu rechtfertigen: ſein Tod war beſchloſſen. Einige wohldenkende Leute, die in den ungerechten Rath ihres Generals nicht eingiengen, ſagten, man ſolle wider das Leben eines Souverains nichts vornehmen, über welchen man kein anderes Recht hätte, als ihn überwunden zu haben; und hielte man ihn für ſchuldig, ſo ſollte man ihn nach Spanien ſchicken, und des Kaiſers Urtheile überlaſſen. Allein dieſe Vorſtellungen fanden keinen Eindruck; der Inca wurde verurtheilet, den Kopf zu verlieren; und, damit dieſer Grauſamkeit nichts mangelte, nahmen ſeine Feinde alle Rechtsformalitäten dabey vor. Man ernennte einen königlichen Oberrichter, und unter den Anklagepuncten wurf man dem Fürſten ſeinen Götzendienſt, die Vielweiberey, und die Abgaben vor, die er ſeinen Völkern ſeit der Ankunft der Spanier auferleget hatte. Alles dieſes ſollten des Todes würdige Verbrechen ſeyn.

Als Pizarro ihm dieſes Urthel ankündigte, vergoß Atahualipa Thränen, und klagte über die Verrätherey dieſer treuloſen Frem-

den, denen er doch allezeit mit ſo vieler Hochachtung begegnet hätte. Er kehrte ſich hernach zu ihrem Generale, und ſagte zu ihm: „Wie, Herr, hatten Sie mir nicht verſprochen, wenn ich die Ranzion, zu der ich mich anheiſchig gemachet hatte, bezahlte, ſo wollten Sie mir nicht allein meine Freyheit wiedergeben, ſondern auch meine Staaten verlaſſen? Konnte ich mir vorſtellen, daß auf ein ſo gewiß gethanenes Verſprechen ein ſo grauſames Urthel folgen ſollte? Ich appellire an den König von Spanien, Ihren Herrn, den ich in dieſer Angelegenheit gern als meinen Richter anſehen will, unerachtet Souveraine niemanden auf der Welt über ſich erkennen. Ich will meine Sache zu dem Fuße ſeines Thrones bringen; und ſein Urthel ſoll mein Schickſal entſcheiden„.

Pizarro antwortete ihm, daß das Urthel nicht könnte wiederrufen werden; und um ihn zu dem Tode zu ermahnen, und in dieſen letzten Augenblicken zu unterweiſen, ſchickte er ihm eben den Vincenz von Valverda, der ſich ſchon bey der erſten Gelegenheit hervorgethan hatte. Der triftigſte Bewegungsgrund, deſſen ſich der Spaniſche Mönch bediente, den Peruvianiſchen Monarchen zu bekehren,

kehren, war, daß er ihm ſagte, er ſolle, wenn er die chriſtliche Religion annähme, an ſtatt lebendig verbrennet zu werden, nur erdroſſelt werden. Der Fürſt fühlte die Stärke ſeiner Rede, ließ ſich taufen, und die von Pizarro abgeſchickten Leute hiengen ihn im Gefängniſſe auf. Dieſer General, um ſeine Treuloſigkeit in ein völliges Licht zu ſetzen, ließ ihm ein prächtiges Leichenbegängniß halten, legte ſelbſt die Trauer ſeinetwegen an, und beweinete ihn, als wenn er ſein beſter Freund geweſen wäre. Sie werden Sich des Todes der letzten Mexicaniſchen Souveraine erinnern: man ſollte glauben, die Vorſicht hätte beſchloßen gehabt, daß alles in dieſer neuen Welt auf eine außerordentliche Art geſchehen ſollte.

Die Generale dieſes unglücklichen Kaiſers wollten ſich anfänglich dem fremden Joche entziehen; und dieß gab Gelegenheit zu einer Menge kleiner Kriege, derer Beſchreibung ich hier übergehe. Es iſt genug, wenn ich ſage, daß ſie ſich allezeit zum Vortheile der Spanier endigten. Allein die Uneinigkeit gerieth unter die Ueberwinder von Peru ſelbſt, ſo wie ſie die Bezwinger von Mexico getheilet hatte. Almagro, und Pizarro, führten einen innerlichen Krieg in Cuſco ſelbſt, der Hauptſtadt der

Incas. Alle Angeworbene, die ſie aus Europa bekommen hatten, theileten ſich, und ſtritten für den General, den ſie ſich gewählet hatten. Sie lieferten eine blutige Schlacht unter den Mauern der Stadt, ohne daß die Peruvianer wagten, von der Schwäche ihres gemeinſchaftlichen Feindes Nutzen zu ziehen. Was ſage ich? es waren bey einer jeden Armee Peruvianer, die für ihre Tyrannen ſtritten, und einfältiger Weiſe erwarteten, welcher Parthey ihrer Vertilger ſie zu Theile werden würden. Dieſe innerliche Unruhen koſteten vieles Spaniſches Blut, und Pizarro verlor dabey das Leben.

Man ſchickte Vacca de Caſtro von Madrid, mit dem Auftrage als Statthalter, um ſeine Stelle zu erſetzen. Caſtro war von Majorca gebürtig: Carl V. hatte ihn mit dem Titel eines Staatsrathes, und mit dem Orden von St. Jacob, beehret. Er hatte ſehr viele Kenntniße, war von großer Entſchloſſenheit, und von bewährter Redlichkeit. Es iſt unbekannt, durch welchen Zufall ein Mann von ſolcher Rechtſchaffenheit bey Hofe in Anſehen gekommen war; aber gewiß iſt es, daß der Kaiſer ihn zu dieſer Ehrenſtelle erhob, ohne einen einzigen ſeiner Miniſter dar-

über zu Rathe zu ziehen, und ſagte, er wolle verſuchen, ob die Tugend auf Indianiſchen Boden beßer Wurzel ſchlagen würde, als in den Rechtstribunalen von Spanien. Niemals hat America einen ſolchen Statthalter gehabt; und der Erfolg ſeiner Verwaltung beweiſet augenſcheinlich, daß die Rechtſchaffenheit die beſte Regel der Politik ſey. Er bezeigte ſich als jemand, der weder ſuchet ſich Freunde zu machen, noch Vermögen zu erwerben. Alle Sachen entſchied er unpartheyiſch; und weder der Name eines Spaniers, noch eines Indianers, gaben der Waage den Ausſchlag. Mit denen, die ſich dem Kaiſer unterwurfen, gieng er um als ein Vater; wider die Rebellen handelte er nach den Geſetzen; und bey der beſcheidenen Lebensart einer bloſen Privatperſon, wußte er, wenn es die Gelegenheit erforderte, alle Würde eines Mannes von Anſehen zu behaupten.

Kaum war er in Peru angelanget, ſo ſchickte der junge Almagro, der ſich der Statthalterſchaft bemächtiget hatte, Abgeordnete an ihn ab, um ſeine Aufführung zu rechtfertigen, und ihm einen Vergleich anzubieten. Caſtro ließ ihm ſagen, er wäre im Namen des Kaiſers hergekommen, und würde ihm

Recht wiederfahren laſſen, wie allen Leuten; er ſollte ſich nicht zu beklagen haben, wenn er ſeine Pflicht als ein treuer Unterthan in Acht nähme; wenn er aber davon abwiche, würde er alle Schärfe der Geſetze zu erwarten haben. Dieſe Sprache ſchien Leuten, die faſt nicht mehr wußten, daß ſie einen Oberherrn hatten, fremd; und Almagro nahm ſich vor, es auf das Schickſal der Waffen ankommen zu laſſen. Caſtro ſeinerſeits glaubte, daß es ſich nicht ſchickte, Friedensvorſchläge anzunehmen, ſtellete ſich an die Spitze einiger Truppen, lieferte den Rebellen ein Treffen, und trug einen völligen Sieg davon. Verſchiedene Officiere vom Almagro, in Hofnung Pardon zu erlangen, verließen ihn mitten in der Schlacht, und giengen zu der Armee des Caſtro über; dieſer aber, der nicht dafür hielt, daß dieſe Art von Verrätherey als ein Verdienſt zu rechnen wäre, ließ ſie alle zuſammen hinrichten. Ihr Anführer wurde gefangen, und nach Cuſco gebracht, wo ein Gericht niedergeſetzet wurde, das ihm den Proceß machen mußte. Er wurde verurtheilet, den Kopf zu verlieren, und durch dieſe Hinrichtung vertilgete der neue Statthalter die Empörung bis in ihren Wurzeln.

Caſtro, der alle Unruhen, die das Land ſtöreten, geſtillet hatte, beſtrebte ſich, die Früchte des Friedens einzuſammeln. Er errichtete Gerichtshöfe, hielt die Spanier an, den Indianern mit mehrerem Glimpfe zu begegnen, vermochte die Geiſtlichkeit, an ihrer Bekehrung zu arbeiten, erbauete verſchiedene Städte, ſtiftete darinnen Schulen, und ſetzte die königlichen Einkünfte auf einen guten Fuß, ſo daß die Eroberung von Peru, die vorher blos gedienet hatte, den Geitz, und die Begehrlichkeit einer kleinen Anzahl Privatperſonen zu vergnügen, nunmehr ein allgemeiner Vortheil für den Staat wurde. Allein, weil die Spaniſchen Miniſter keine Geſchenke bekamen von einem Manne, deſſen Aufführung keines Beſchützers von nöthen hatte, ſo ſchickten ſie einen Unterkönig dahin, deſſen Anſehen das von dem Statthalter im Gleichgewichte erhalten ſollte. Bey der Verwirrung, welche der Streit dieſer Gerichtsbarkeiten veranlaſſete, wurde es dem Gonzalez, einem Bruder des berühmten Pizarro nicht ſchwer, ſich an die Spitze einer Parthey zu ſetzen. Es war nun nicht mehr die Frage von Mißhelligkeiten zwiſchen den Oberen, über die Gränzen ihrer Gewalt; Pizarro wollte dem Kaiſer

weiter keinen Gehorſam leiſten, als blos zum Scheine. Er verſtärkte ſich von Tage zu Tage, und nachdem er den Unterkönig zu einer Schlacht verleitet hatte, büßte dieſer darinnen das Leben ein. Caſtro gab der Uebermacht nach, und begab ſich nach Panama; Pizarro aber blieb allein Herr von Peru.

Der Hof, der wie billig darüber aufgebracht war, ſchickte Peter de la Gaſca mit dem Titel als Preſident ab, und mit einer Gewalt, die der von einem ſouverainen Fürſten gleich kam. Laut ſeinen Verhaltungsbefehlen wurde er bevollmächtiget, neue Geſetze zu machen, die alten abzuſchaffen, die Verrächereyen zu beſtrafen oder zu vergeben, ſo wie er es für die Ehre Gottes, und den Dienſt des Fürſten, ſchicklich finden würde. Er bekam die Freyheit, eben die Gewalt auszuüben, als wenn er ſelbſt König von Spanien, römiſcher Kaiſer, und Herr von Peru geweſen wäre.

Dieſer Peter de la Gaſca war Prieſter, Licentiat der Theologie, und Mitglied der Inquiſition. Unerachtet er die größte Gewalt hatte, fehlte es ihm doch an Truppen, und an Gelde: der Erfolg ſeines Auftrages kam alſo lediglich auf ſeine Geſchicklichkeit an. Er

war

war ein Mann von geprüfter Redlichkeit, und von unbeweglicher Standhaftigkeit, dabey leutſelig, geſprächig, ſcharfſinnig, fein, einnehmend, und der auf die uneigennützigſte Weiſe handelte. Als er zu Panama angekommen war, ſchrieb er an Pizarro einen Brief, der als ein Meiſterſtück von Klugheit und Beredſamkeit angeſehen wird. Ich würde mir es vorzuwerfen haben, Madame, wenn ich Ihnen nicht eine Abſchrift, oder wenigſtens einen Auszug davon, nach der Ueberſetzung des Geſchichtſchreibers ſelbſt, der ihn uns aufbehalten hat, überſchickte.

„Man hat über das, was in Peru vorgegangen iſt, ſagt er zum Pizarro, reiflich in Spanien gerathſchlaget, und nach langer und wohlbedächtiger Ueberlegung hat es Sr. Majeſtät gefallen, mich abreiſen zu laſſen, um die Ruhe im Lande durch Widerrufung derer Befehle, die es geſtöret haben, wieder herzuſtellen, mit der Gewalt, das Vergangene in ſeinem Namen zu vergeben, und der Einwohner Gutachten über die gegenwärtigen und künftigen Angelegenheiten anzuhören. Sie haben ohne Zweifel Gott zu danken, der nicht zugelaſſen hat, daß Se. Majeſtät, nebſt denen, welche die Ehre haben um ſie zu ſeyn,

in einer ſo kützlichen Sache, einige ihrer Handlungen, für eine Empörung wider die rechtmäßige Gewalt angeſehen haben. Wenn alſo der Kaiſer, dieſer wahrhaft catholiſche Fürſt, und der jederzeit die Gerechtigkeit liebet, Ihnen das, was ihnen gehöret, und Sie in Ihren Bittſchriften verlangen, zugeſtehet; wenn er Sie von denen Verordnungen, die Ihre Klagen veranlaſſen, frey ſpricht, ſo iſt es auch Ihrerſeits billig, daß Sie ihm die Pflichten eines guten Unterthanen leiſten, und Ihre Treue durch einen Ehrfurchtsvollen Gehorſam zu erkennen geben. Wie könnten Sie ſonſt die Eigenſchaft eines Chriſten behaupten, eines wahren Dieners des Gottes, der uns unter der Bedrohung der ewigen Pein befiehlt, daß wir einem jeden leiſten ſollen, was wir ihm ſchuldig ſind, beſonders aber Gehorſam den Königen? Aber auch die Eigenſchaft als Edelmann, verbindet Sie nicht weniger dazu. Sie wiſſen, daß diejenigen, welche Ihnen dieſen glorwürdigen Titel hinterlaſſen haben, ihn durch die Treue für ihren Fürſten, und durch Dienſte erworben haben, wovon der Adel zugleich eine Probe, und eine Belohnung iſt. Wollen Sie eine Tugend, deren Beyſpiel in ihrem Blute iſt,

ver=

verleugnen, und einen Fleck in Ihre Familie bringen, der ihren Ruhm ſchänden würde? Ein rechtſchaffener Menſch, kann er, nach dem ewigen Heyle ſeiner Seele, etwas lie⸗bers haben, als die Ehre?„

„Aber fügen Sie zu dieſen Betrachtungen noch diejenigen hinzu, welche Ihnen die Klug⸗heit darbietet. Ueberlegen ſie die Hoheit und Macht des Königes, deſſen Unterthanen wir ſind. Würde es Ihnen nicht unmöglich fallen, ihm zu widerſtehen, wenn Sie Sich auch einfal⸗len ließen, ſolches zu unternehmen? Sie haben niemals weder ſeinen Hof, noch ſeine Armeen, noch die Mittel geſehen, die er hat, um diejeni⸗gen zu beſtrafen, die ihn beleidigen: aber er⸗innern Sie Sich, was ſie von ſeiner Macht haben erzählen gehöret. Stellen Sie Sich zum Beyſpiele den Groß⸗Sultan vor, der an der Spitze von drey mal hundert tauſend Mann bis nach Wien vorgerücket war, und ſich nicht getraute, dem Kaiſer eine Schlacht zu liefern, weil er verſichert war, er würde ſie verlieren, ja er fand ſich von Furcht und Schrecken ſo eingenommen, daß er unter Be⸗deckung ſeiner Reiterey ſich ſchimpflich zurück⸗zog. Betrachten Sie die Größe und Macht des Königes von Frankreich, der mit allen

seinen

ſeinen Truppen nach Italien gegangen war, und ſie in Perſon commandirte, in Hofnung uns aus dieſem Lande zu vertreiben, wie er blos durch die Generale unſers Herrn geſchlagen, mitten in der Schlacht gefangen genommen, und nach Spanien geführet wurde. Erwegen Sie noch die Größe von Rom, und mit was für einer Leichtigkeit dem ungeachtet die Armee unſers Souverains ſolches einnahm, und plünderte.„

„Ich gebe Ihnen dieſe großen Beyſpiele zu überlegen, weil ich weiß, daß es öfters geſchieht, daß ſich die Menſchen durch die ſchwachen Gegenſtände, die ſie vor Augen haben, zu ſehr einnehmen laſſen, unterdeſſen daß ſie auf die größten Begebenheiten, die in der Entfernung vorgehen, wenig aufmerkſam ſind, blos aus der Urſache, weil ſie ſie nicht ſehen, und weil ſie glauben, ſie beträfen ſie nicht. Die chriſtliche Liebe, die brüderliche Zuneigung, die wir Menſchen einander ſchuldig ſind, macht mich wünſchen, daß Sie Sich nicht ſo ſehr verblenden mögen, um Sich zu ſchmeicheln, daß Ihre Kräfte mit denen von dem Kaiſer, unſerm Herrn, in Vergleichung ſtünden. Wenn es ihm gefiele, um den Unruhen und Bewegungen in Peru ein Ende

zu machen, an ſtatt der Gnade und Gelindigkeit, die ihm Gott mitzutheilen beliebet hat, die Schärfe, und Gewalt ſeiner Waffen, zu gebrauchen, ſo dürfte er vielleicht eher nöthig haben, ſeine Klugheit und Mäßigung zu Rathe zu ziehen, um nicht zu viel Truppen abzuſchicken, die den Ruin des Landes veranlaſſen würden, als Mühe brauchen, ihrer genug zu ſenden „.

„Sie müſſen auch überlegen, daß alles künftighin ein ganz anderes Anſehen bekommen wird. Bisher waren alle diejenigen, die ſich zu Ihnen gehalten haben, ihres eigenen Nutzens wegen dazu geneigt. Selbige konnten nicht anders, als Ihnen ergeben ſeyn, weil ſie Sie zu ihrer Vertheidigung nöthig zu haben glaubten. Ihre Sache wurde jener eigene, und dieſe Urſache verſicherte Ihnen ihre Zuneigung. Aber nunmehr, da jene für ihr Leben nichts mehr zu befürchten haben, wegen des Generalpardons, den ich in Händen habe, noch für ihre Güter, weil die Verordnungen dieſerwegen wiederrufen ſind, ſo können Sie wohl glauben, daß ſelbige in dem großen Monarchen, deſſen Befehle ich auszurichten habe, keinen Feind mehr finden; ſie werden in ihm noch mehr

als

als einen Freund, ſie werden einen Beſchüz=
zer, einen rechtmäßigen Oberherrn erkennen,
dem wir insgeſamt Gehorſam und Treue
ſchuldig ſind. In der That iſt dieſe Verbind=
lichkeit uns angebohren. Sie entſteht in uns
durch etwas wirklich Angeerbtes von unſe=
ren Vätern, Großvätern, und Vorfahren,
als welche uns dieſes Beyſpiel ſeit mehr als
dreyzehnhundert Jahren gegeben haben. Be=
denken Sie, daß in der Verfaſſung, darin=
nen Sie ſchon itzt ſtehen, und die Wendung,
welche die Sachen künftighin ohnfehlbar noch
nehmen müſſen, Sie Sich auf niemanden
mehr werden verlaſſen können. Sollten Sie
unglücklich genug ſeyn, eine übele Parthey
zu ergreifen, ſo werden Sie Sich in der be=
ſtändigen Nothwendigkeit befinden, auf Ih=
rer Hut zu ſeyn, und in Furcht, und Miß=
trauen mit jedermann, ſelbſt mit Ihren
Freunden und Verwandten, zu leben. Unſere
Väter, Brüder, und vertrauteſten Freunde,
ſind dieſe nicht verbunden, mehr den Geſetzen
eines guten Gewiſſens, als allen natürlichen
Empfindungen des Blutes und der Freund=
ſchaft zu folgen? Alſo, ſo gewiß es iſt, daß,
wenn man ſich wider die rechtmäßige Ge=
walt auflehnet, man ein geheiligtes Recht
über=

übertritt, ſein Gewiſſen verletzet, und ſein Seelenheil in Gefahr ſetzet, ſo gewiß iſt es auch, daß kein Band der Freundſchaft oder Verwandtſchaft uns berechtiget, die Parthey eines Rebellen zu ergreifen. Haben wir nicht in den letzten Empörungen von Spanien geſehen, daß die Betrachtung dieſer Pflicht allen andern vorgieng. Sie haben noch einen Bruder, einen Mann von Tapferkeit, der ſich ohne Zweifel mehr verbunden erachtet, ſeine und ſeiner Familie Ehre zu erhalten, als Ihren Meynungen zu folgen, wenn ſie nicht rechtſchaffen ſind. Ich will gar nicht zweifeln, daß, um ſeine Treue zu beweiſen, und um den Schandfleck, womit Sie Ihr Blut beſudeln würden, abzuwiſchen, er ihr größter Feind werden, und vielleicht der eifrigſte ſeyn würde, der Sie bey Gelegenheit beſtrafte. Wir haben ſeit kurzem ein Beyſpiel dieſer Art an zweyen Brüdern aus Spanien geſehen, davon der eine in Rom wohnete. Als dieſer hörete, daß ſein Bruder, welcher ſich in Sachſen aufhielt, die Lutheriſche Religion angenommen hatte, wurde er durch dieſe Untreue, die er ſeiner Familie als ſchimpflich anſah, ſo lebhaft gerühret, daß er ſich entſchloß, ein geſchwindes Mittel dawider vor-

zukeh-

zukehren. Er verließ Italien, und reiſete nach Deutſchland, mit dem Vorſatze, nichts zu verabſäumen, um ſeinen Bruder von ſeinem Irrthume zu bekehren, oder, wenn er nichts ausrichten könnte, ihn zu töden. Das Unternehmen wurde ausgeführet, wie er es beſchloſſen hatte. Nachdem er vierzehn oder zwanzig Tage in Ausübung ſeines Eifers vergebens angewendet hatte, erſtach er dieſen unglücklichen Bruder, ohne Rückſicht auf die Stimme der Natur, oder daß er zu befürchten hatte, ſein eigenes Leben einzubüßen, in einem Lande, wo alle Einwohner, zur Rache verbunden zu ſeyn, glauben konnten„.

„Urtheilen Sie, daß der Trieb zur Ehre in einer ſchönen Seele ſo ſtark iſt, daß er die Liebe zum Leben ſelbſt überſteigt; und denken Sie, daß Ihr Bruder um ſo viel mehr ſich verpflichtet halten wird, ſein Leben und ſeine Güter zu erhalten, indem er den Geſetzen der Ehre folgt, als ſich der Gefahr auszuſetzen, ſelbige zu verlieren, wenn er ſich für Sie erklärete. Ueberlegen Sie ferner, daß diejenigen, welche bis auf den heutigen Tag die meiſte Neigung für Ihre Parthey gezeiget haben, da ſie ohne Zweifel als die ſchuldigſten würden angeſehen werden, leicht begreifen

ſen müſſen, daß kein anders Mittel ſey, Gnade zu erlangen, ja eine Belohnung zu verdienen, als wenn ſie dem Könige einige wichtige Dienſte leiſteten; dieß geſchähe nun, daß ſie ſich Ihrem Nutzen zuwider, dem ſie entſaget hätten, oder wider Ihre Perſon ſelbſt erkläreten. Was für Unruhe würden Sie alsdenn empfinden, wenn Sie keinen ſichern Freund mehr wüßten? Ihr ganzes Dichten müßte dahin gerichtet ſeyn, Sich beſtändig vor denen, die Sie um Sich hätten, in Acht zu nehmen. Vergebens würden ſelbige ſich bemühen, Sie durch Eidſchwüre zu beruhigen. Schwache Verſicherungen: weil ſie nicht, ohne ein neues Verbrechen zu begehen, geſchehen könnten, und wenn ſie unglücklicher Weiſe gethan ſind, das Unglück, ſie zu halten, noch größer iſt. Fügen Sie dem noch bey, daß Ihre groſſen Güter ein neuer Gegenſtand von Unruhe für Sie abgeben würde: denn ſo wie die Menſchen gemachet ſind, ſollte die Hoffnung, einen Theil davon zu erlangen, nicht vermögend ſeyn, viele dahin zu bringen, daß ſie ſich wider Sie erkläreten. Endlich ſtellen Sie Sich noch vor, in was für Gefahr diejenigen gerathen würden, die ſich von dem Pardone, den Se. Majeſtät al-

len Einwohnern von Peru gern angedeyhen laſſen wollen, ausſchließen würden; da hingegen die, welche ihn angenommen haben, aller ihrer Vortheile, ohne Unruhe und Gefahr, genießen können„.

„Ich bitte Sie alſo, alles was ich Ihnen hier geſchrieben habe, aufmerkſam zu überlegen. Verbinden Sie mit dieſen Betrachtungen die Früchte Ihres Eifers, den Sie, wie ich glaube, Ihrer Schuldigkeit gemås, für dieſes Land und ſeine Einwohner bezeiget haben. Wenn Sie itzt das Ihrige beytragen, um den Unruhen ein Ende zu machen, ſo werden Sie Sich ein ewiges Recht an der Erkenntlichkeit aller Spanier in Peru erwerben, weil ſie blos Ihnen werden zu danken haben, daß ihre Güter ſind erhalten, ihre Bitten geneigt aufgenommen, die Vollziehung der Verordnungen aufgehalten, und endlich Se. Majeſtåt bewogen worden, einen Miniſter mit dem ausdrücklichen Auftrage hierher zu ſchicken, allen Klagen ein Ende zu machen. Im Gegentheile würde aller anderer Entſchluß den Werth eines ſo großen Verdienſtes vernichten; weil Sie, nach Erlangung deſſen, was Sie zum gemeinen Beſten für nöthig erachtet haben, die

Unru-

Unruhen nicht länger können fortdauern laſſen, ohne Verdacht zu erwecken, daß Sie das gemeine Beſte wenig betrachtet, ſondern blos darauf geſehen haben, wie Sie Ihrem Geitze, oder Ihrer Ehrſucht, Genüge thäten. Würden alsdenn die Einwohner von Peru nicht Recht haben, Sie als ihren Feind zu betrachten, der ſie beſtändigen Strafen und Ungemache ausſetzte, der ſie in immerwährender Furcht und Gefahr unterhielte, ihr Vermögen und Leben zu verlieren, und der ihnen die Gelegenheit benähme, die ein guter König anbietet, ſeiner Wohlthaten ruhig zu genießen„.

„Der Krieg, den Sie auszuführen unternähmen, würde Se. Majeſtät nöthigen, eine große Anzahl Truppen nach Peru zu ſchicken; und Sie würden Sich folglich alles des Uebels, das daraus entſtehen könnte, ſchuldig machen. Seyn Sie verſichert, daß man Sie deswegen verabſcheuen würde, inſonderheit die Reichen, die Kaufleute, und die, welche liegende Gründe beſitzen, derer Anzahl, wie Sie wiſſen, ſehr groß iſt. Diejenigen ſelbſt, welche weder Vermögen, noch Beſitzungen haben, würden dieſe nicht ebenfalls den größten Schaden zu befürchten ha-

ben? Denn nicht zu gedenken, daß ſie könnten getödet, verwundet, oder durch Beſtrafungen heimgeſuchet werden, ſo iſt ja klar, daß wer auch dieſer Gefahr entgienge, alle Hofnung müßte fahren laſſen, welche zu einer ſo langen und beſchwerlichen Anherokunft Anlaß gegeben hat. Bey Ermangelung der ſchon gemachten Austheilungen verſprechen ſich ſelbige, etwas durch neue Entdeckungen zu gewinnen, damit ſie dereinſt reich nach Spanien zurück kehren, oder in dem hieſigen Lande ehrbar leben können. Anſtatt nun ihren Zweck zu erreichen, würden ſie ſich davon entfernen, wenn ſie in dieſen innerlichen Kriegen dieneten, und würden ſo wenig Vortheil dabey haben, daß, um nach ihrem Vaterlande zurück zu kehren, die meiſten die Reiſekoſten dazu erbetteln müßten.„

„Ich bin vielleicht weitläuftiger, als es nöthig wäre. Ein Chriſt, ein vernünftiger Edelmann, welcher Ehre hat, wie Sie, der das Land liebt, und ſeine eigenen Vortheile einſieht, findet ohne Zweifel in ſich ſelbſt Bewegungsgründe genug, die ihn zu ſeiner Pflicht antreiben. Sie wollen daher auch nicht glauben, daß meine Vorſtellungen aus einem Zweifel oder Mißtrauen herrühren, die

ich

ich in Ihre Religion, Großmuth, und Ehrfurcht für den König, ſetze. Es ſind dieſes Eigenſchaften, welche Ihnen Ihr guter Ruf giebt; und eben daher habe ich mich berechtiget zu ſeyn geglaubet, Ihnen mit Freymüthigkeit und ungeheuchelt zu ſchreiben, um ſo mehr, da ich nicht allein als ein Chriſt, der ſeinen Nächſten lieben ſoll, ſondern auch als ein Mann, der ſich angelegen ſeyn läßt, Ihr Diener zu ſeyn, und Ihre Freundſchaft zu erwerben, und als Miniſter, dem unſer gemeinſchaftlicher Herr ſeine Befehle aufgetragen hat, Ihren Vortheil ſo wohl als des Landes, wo Sie ſo viele Ehre erlanget haben, herzlich wünſche. Der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich bey meinem Auftrage keine andere Abſicht habe, als die Ehre Gottes, in Beförderung des Friedens, den ſein Sohn ſo ſehr empfohlen hat; den Gehorſam, den wir den Befehlen des Souverains ſchuldig ſind; den Nutzen des Nächſten, ſo wohl Ihrer wegen, als für die Einwohner von Peru; und diejenige kluge Haushaltung, die unſer Glück in dieſem und jenem Leben befördert. Ich kann Ihnen aufrichtig verſichern, daß nichts als Liebe und Eifer, den Sie hier ausgedrücket finden, mich antreiben, in ge-

genwärtigen Angelegenheiten bey Ihnen Vorſtellung zu thun, und dieſe haben mich vermocht, keine Sorgfalt und Mühe zu ſparen, Ihnen meine eifrigſten Dienſte zu leiſten. Selbſt mein Leben würde ich zu Ihrer Beruhigung und Ehre anwenden. Sollte ich in meinen Bemühungen das Glück haben, das ich wünſche, ſo ſchätze ich mich belohnet genug, und kehre vergnügt nach Spanien; wo nicht, ſo werde ich mich wenigſtens tröſten, durch das Zeugniß, welches ich mir ſelbſt geben kann, alles mögliche gethan zu haben, als ein Chriſt, der ſein Gewiſſen befriedigen will, als ein treuer Unterthan, der den Befehlen ſeines Herrn folgen ſoll, und als ein ehrlicher Mann, bey dem blos die Menſchenliebe fähig iſt das Verlangen zu erwecken, Gutes zu thun.„

Die Antwort des Pizarro war, daß er ſich der Statthalterſchaft nicht begeben würde, und man ſich erinnern möchte, daß dieſes ganze Land durch die Tapferkeit ſeines Bruders an Spanien gekommen wäre. „Ich allein, ſetzte er hinzu, bin derjenige, der ihn vorſtellet, und glaube, daß ich nichts verlange, als was vernünftig iſt. Ich bin weit entfernet, den Kaiſer einiger Unbilligkeit zu beſchul-

beſchuldigen; aber ich muß auch ſagen, daß wenn er meine Verfaſſung wüßte, und könnte ſolche unpartheyiſch betrachten, er mir, anſtatt des ſchimpflichen Namen eines Rebellen, noch anſehnlichere Belohnungen geben würde, als diejenigen ſind, mit denen ich mich habe begnügen müſſen.„

La Gaſca nahm ernſthaftere Maasregeln; und fand theils durch Klugheit, theils wegen des guten Rufes, den er durch ſeine Ehrlichkeit erlanget hatte, Mittel, Geld und Truppen zu bekommen. Nun ſah man, den Licentiaten der Theologie, an der Spitze einer mächtigen Armee, die Städte Lima und Cuſco einnehmen, und eine Schlacht liefern, wo Pizarro zum Kriegsgefangenen gemachet wurde. Man glaubte, das beſte Mittel ſey, das Schickſal der Rebellen ſo geſchwind als möglich zu entſcheiden; und dem zu Folge wurde dem Anführer und ſeinen Anhängern der Proceß gemachet, und ſie verurtheilet, den Kopf zu verlieren. Man ſchleifte ihre Häuſer bis auf den Grund; man ſtreuete Salz auf den Platz; man errichtete eine marmorne Säule, worauf ihre Verbrechen, und ihre Strafe geſchrieben ſtunden; und man ſtellte ihre Körper auf dem Marktplatze

platze von Lima öffentlich auf. Dieſes war das Schickſal derer, welche zur Eroberung von Peru, und zum Tode des Atahualipa das meiſte beygetragen hatten. Franz Pizarro wurde mitten in ſeinem Palaſte ermordet, Almagro gehenket, ſeinem Sohne der Kopf abgeſchlagen, einer der Ankläger des Inca geviertheilet, der Bruder des Pizarro als ein Verräther hingerichtet, u. ſ. f.

Nachdem der Preſident alle dieſe Schuldigen dem Staate geopfert hatte, begab er ſich nach Cuſco, wo er durch ſeine Gelindigkeit die Unruhen vollends ſtillete, die anfänglich alle ſeine Strenge erfordert hatten. Er ſchüttete etliche Millionen in den königlichen Schatz; bezahlte alle ſeine Schulden, und kehrte wieder nach Spanien ſo arm, als er von da weggegangen war. Carl V. machte ihn zum Biſchofe von Palencia, und Don Anton von Mendoza ernennete er zum Unterkönige von Peru.

Derjenige, welcher letztere Stelle heutiges Tages beſitzet, iſt der ſechs und dreyßigſte ſeit dem Tode des letzten Inca. Nach dem Licentiaten la Gaſca hat ſich keiner von ihnen durch merkwürdige Thaten hervor gethan. Unter einem andern Licentiaten, Garcia de Caſtro, der

im

im Jahre 1563 zum Statthalter ernennet wurde, ſah man zum erſten male Jeſuiten nach Peru kommen. Franz von Toledo, ſein Nachfolger, brachte unter nichtigen Beſchuldigungen vollends alles um, was von dem Blute der Incas noch übrig war; das ganze Geſchlecht wurde ausgerottet, bis auf etliche Spaniſche Kinder, die von der Mutterſeite daher entſproſſen waren. Dieſes abſcheuliche Blutbad wurde von dem Könige von Spanien nicht gebilliget; denn als dieſer Unterkönig im Jahre 1581, nach Spanien berufen wurde, und große Belohnungen erwartete, weil er, wie er ſagte, die Nation von aller Unruhe durch Austilgung der Uebrigen des kaiſerlichen Hauſes befreyet hätte, befohl ihm Philipp II, ſich weg zu begeben, und ſagte ihm, „er hätte ihn nicht gewählet, um der Scharfrichter der Könige zu ſeyn, ſondern den Unglücklichen in ihrer Noth beyzuſtehen.„ Unter eben dieſem Vicekönige, geſchah es, daß die Inquiſition in Peru eingeführet wurde.

Die Caſtilianer, unerachtet der öftern Veränderung ihrer Statthalter, waren nicht weniger begierig, ihre Eroberungen zu vergrößern, als geſchickt, ihre Herrſchaft zu be-

feſtigen. Sie erhielten täglich neuen Beyſtand aus Europa; und in weniger Zeit ſahen ſie ſich unumſchränkte Herren von dieſem ſchönen und reichen Lande. Es entſtund in dieſem Theile der Welt gar bald eine völlig Spaniſche Regirung. Die großen Provinzen bekamen Statthalter; es wurden königliche Audiencias errichtet; die Erzbiſchöffe, Biſchöffe, die Inquiſitionsgerichte, verrichteten ihr Amt, wie in Madrid.

Ich bin, u. ſ. w.

Guayaquil, den 23 April, 1751.

Der 141 Brief.

Fortſetzung von Peru.

Nach unſerer Entfernung von der Spitze St. Helena, wo wir die Schnecke, welche den alten berühmten Purpur erzeugt, angetroffen hatten, lieſen wir in der Bay von Guayaquil ein, fuhren den Fluß hinauf, und kamen endlich in die Stadt gleiches Namens. Sie iſt eine der älteſten, welche die Spanier in Peru angeleget haben. Anfäng-

fänglich ſtund ſie auf einem andern Platze; nachdem ſie aber von den Indianern war zerſtöret worden, wurde ſie ein wenig mehr gegen Norden, an den Ort, wo ſie jetzt iſt, an das weſtliche Ufer des Fluſſes, wieder aufgebauet. Sie wird in die alte und neue Stadt eingetheilet, und beyde haben, vermittelſt eines Dammes, oder einer Art von Brücke, von drey hundert Toiſen, Gemeinſchaft mit einander. Dieſe Brücke füllt die Tiefe, welche zwiſchen den beyden Städten iſt. Auf beyden Seiten ſieht man Fiſcherhütten, und Wohnungen für das gemeine Volk.

Guayaquil erſtreckt ſich längſt dem Fluſſe dieſes Namens auf eine halbe Stunde weit; ſie iſt aber nicht Verhältnißmäßig breit, weil jedermann hat wollen am Waſſer wohnen, ſo wohl wegen der angenehmen Lage, als wegen der kühlen Winde, die man im Sommer daſelbſt ſpüret. Die Häuſer ſind groß, aber faſt alle hölzern, mit Ziegeln oder Stroh gedecket. Sie haben nur ein Stockwerk, das von dem Erdgeſchoße durch ein Halbgeſchoß abgeſondert iſt. Das unterſte dienet zu Magazinen, und Kramläden; denn die Stadt treibt viele Handlung. Die Reichen wohnen

nen in den oberſten Zimmern: und das Zwiſchengeſchoß bleibt für die Fremden, die ihre Waaren dahin bringen. Die gebräuchlichſten Baumaterien zu den inneren Theilen eines Gebäudes, als zu den Scheidewänden, Decken, und Treppen-Geländern, ſind Rohr. Der ganze Unterſchied, den man in den groſſen Häuſern wahr nimmt, iſt, daß das meiſte von Holze iſt. Wenn man zu bauen anfängt, gräbt man acht oder zehn gabeliche Pfähle in die Erde, und legt in der Höhe von zwölf oder funfzehn Fuß Balken darüber. Auf dieſe Balken wird das Rohr dergeſtalt gefüget, daß es eine Reihe Schalhölzer abgiebt; und oben darauf werden noch breitere Rohrſtäbe befeſtiget, welches zuſammen ein ſo ſchöner, und dauerhafter Fußboden wird, als ob er von Holze wäre. Die äußerlichen Mauern ſind von Gitterwerke, damit die Luft durchſtreichen kann. Das Dach wird mit Blättern gedecket. Ungeachtet nun das Gebäude alle Bequemlichkeit bekommet, ſo wird es doch mit wenigen Koſten errichtet. Die Arbeit eines einzigen Menſchen iſt zu einer Wohnung für arme Leute hinlänglich. Er begiebt ſich auf einem kleinen Kahne nach dem nächſten Holze, ſchneidt das benöthigte

Rohr

Rohr ab, trägt es an das Ufer, macht ein Floß, worauf er die anderen Materialien ladet, und fähret den Fluß hinunter, bis an den Ort, wo er ſeine Hütte hin bauen will. Hernach fängt er ſeine Arbeit an, bindet diejenigen Stücken, die ſonſt mit hölzern Nägeln befeſtiget werden, mit Stricken von einer faſigen Pflanze, Liane genennet, zuſammen, und ſein Gebäude iſt in wenigen Tagen fertig. Unten iſt alles offen, ohne Mauer, oder andere Vermachung, nichts ſieht man, als die Pfähle, die das Gebäude tragen.

Um ſich vor Feuersgefahr zu verwahren, welche die Einwohner von Guayaquil, wegen der davon ſchon öfters empfundenen traurigen Wirkungen, um ſo vielmehr zu fürchten haben, ſind die Küchen zwölf oder funfzehn Schritte von den Häuſern entfernet. Sie hängen mit dieſen durch einen unbedeckten Gang, in Geſtalt einer Brücke, zuſammen, der ſo leicht gebauet iſt, daß, bey dem geringſten Anſcheine von Feuer, er in einem Augenblicke kann weggeriſſen werden. Dieſe Feuersbrünſte ereignen ſich das meiſte mal aus Bosheit der Schwarzen, welche, um ſich an ihren Herren zu rächen, bey

Nacht-

Nachtzeit Feuer auf die Dächer ſchmeißen, und ein ganzes Quartier iu Brand ſtecken.

Das Erdreich, worauf die neue Stadt ſteht, iſt zu Winterszeit nicht zu gebrauchen. Außer dem daß der Grund Kreidenartig ausfällt, ſo iſt auch der Boden überall ſo eben und gleich, daß das Waſſer nirgends ablaufen kann, und der geringſte Regen veranlaſſet lauter Moraſt. Man hat daher faſt in allen Häuſern Arten von bedeckten Gängen angeleget, die zum Fortkommen dienen; und dem ungeachtet iſt man genöthiget, wenn die Regenmonate eintreten, quer über die Gaſſen große und breite Breter zu legen, auf welchen man geht. Sie werden aber gar bald ſo ſchlüpferig, daß man häufig in den Koth fällt. Im Sommer wird das Erdreich trocken, und hart, und man wird von keinem Staube beſchweret. Die alte Stadt hat nicht die Unbequemlichkeiten der neuen, weil ſie auf einem beſtändig feſten Kiesgrund gebauet iſt.

Guayaquil wird durch drey Forts vertheidiget, davon zweye an dem Fluſſe, das dritte aber hinter der Mauer des Platzes liegen, um den Eingang zu einem großen hohlen Wege zu bedecken. Sie ſind aus ſtarken

Stücken eines ſehr harten Holzes zuſammen geſetzet, das keine Feuchtigkeit annimmt. Die Kirchen und Klöſter ſind von eben dieſer Materie, ſo wie alle die anderen Gebäude, ausgenommen das Dominicaner Kloſter, welches von Steine iſt, weil der Boden an dieſem Platze Feſtigkeit genug hat, Gebäude von dieſer Schwere zu tragen. Die übrigen Kirchen, außer der Hauptkirche, ſind die von den Franciſcanern, Auguſtinern, und Jeſuiten. Letztere haben auch ein Collegium; die Mitglieder aber aller dieſer Geſellſchaften ſind nicht zahlreich, weil ſie wenige Einkünfte haben. Hier zu Lande weiß man nichts, wie in Mexico, von denen andächtigen Freygebigkeiten, welche die Klöſter reich, und die Familien arm machen. In Anſehung der geiſtlichen Regirung, ſo iſt ein Großvicarius des Biſchofes von Quito da, der gemeiniglich auch Pfarrer in der Stadt iſt. Die weltliche Gerichtsverwaltung iſt dem Corregidor, oder Preſident, den der König ernennet, und alle fünf Jahre verändert wird, untergeben. Die übrige Regirungsverfaſſung iſt ohngefähr ſo, wie in dem ganzen Spaniſchen America.

In Guayaquil rechnet man nicht weniger als zwanzigtauſend Seelen, das heißt, für ihre Größe iſt ſie eine der volkreichſten Städte in Peru. Die meiſten ihrer Einwohner ſind Europäer, welche ſich entweder daſelbſt verheurathet, oder wegen der Handlung niedergelaſſen haben. Der übrige Theil iſt ein Gemenge von Indianern, und Creolen. Diejenigen, welche im Stande ſind, Waffen zu tragen, ſind in verſchiedene Compagnien einer Bürgermiliz, zur allgemeinen Beſchützung, eingetheilet. Der Corregidor iſt der Chef davon: er hat einen Commendanten und Major unter ſich, welche die Kriegszucht beſorgen.

Man bemerket hier zwey Dinge, welche gleiche Aufmerkſamkeit verdienen. Das erſte iſt, daß, unerachtet der Hitze des Clima, die natürlichen Eingebohrnen des Landes die Haut weder von der Sonne verbrennt haben, noch im Geſichte olivenfarbig ausſehen, wie in den anderen unter eben dem Grade gelegenen Ländern: das zweyte, daß, obgleich die Spanier nicht ſo weiß ſind, als die nördlichen Völker von Europa, doch ihre Kinder in Guayaquil faſt alle blond, und im Geſichte von ausnehmender Schönheit und

Weiße

Weiße ſind. Außer dieſem Vorzuge, womit die Natur ſie zu begünſtigen ſcheint, Gefallen getragen zu haben, ſind ſie auch ſehr wohl geſtaltet; und überhaupt hält man die hieſigen Einwohner für das höflichſte Volk von America. Dieß veranlaſſet eine Menge Fremder, ſich daſelbſt zu verheurathen, ohne daß der Eigennutz beſonderen Antheil daran habe: denn man kann ſagen, daß das Frauenzimmer weniger Vortheil von den Glücksgütern, als von der Annehmlichkeit ihrer Geſtalt ziehe.

Aus der Handlung dieſer Stadt zu ſchlüßen, ſollte man glauben, daß ſie viel reicher ſeyn müßte. Ihre mittelmäßige Beſchaffenheit aber kommt großen Theils von denen Plünderungen her, die ſie erlitten hat, und von denen Feuersbrünſten, welche ſie vollends zu Grunde gerichtet haben. So bald die Europäer ein gewiſſes Vermögen daſelbſt erworben haben, und keine liegenden Gründe beſitzen, die ſie zurück halten, ſo begeben ſie ſich nach Lima, oder Quito, wo ſie es beſſer nutzen, oder mit mehrerer Sicherheit aufbehalten können.

Die Ufer des Fluſſes Guayaquil ſind mit Landhäuſern gezieret, und auf beyden

Seiten mit einer Menge Hütten beſetzet. Man bedienet ſich der Kähne, um von einem Hauſe zu dem andern zu kommen; und diejenigen, welche rudern, ſind ſo geſchickt, daß ein kleines Mägdgen ſich alleine in das Schifgen ſetzet, und mitten durch den ſchnelleſten Strom fähret. Das Holz, woraus die Kähne gemachet ſind, iſt weiß, weich, und ſo leicht, daß ein Kind mit weniger Mühe ein Stück von funfzehn Fuß in der Länge, und von zwölf Zollen im Durchſchnitte, tragen kann. Sie machen auch Flöße daraus, und brauchen ſie zu kleinen Reiſen auf der See; zuweilen fahren ſie damit bis nach der Inſel Puna, welche mitten in dem Golfo liegt. Einige dieſer Flöße ſind zum Fiſchen gemachet, andere zum Ueberſetzen der Waaren. Es giebt ihrer auch, die mehr verzieret, und ſchön gebauet ſind, auf welchen ganze Familien aus der Stadt auf ihre Landgüter fahren, und darinnen wieder zurück kommen. Sie ſind keiner heftigen Bewegung auf den Flüſſen unterworfen, und man findet eben die Bequemlichkeit darauf, wie in den Häuſern. Man kann ſolches aus ihrer Größe ſchlüßen, welche hinlänglichen Platz zu aller benöthigten Einrichtung giebt. Von dem Holze da-

zu giebt es Stücken, welche bis zwölf Toiſen in der Länge, und mehr als zwey Fuß im Durchſchnitte haben. Die ſtärkſten dieſer Flöße tragen bis fünfhundert Centner; aber das ſonderbareſte dieſer ſchwimmenden Maſchinen iſt, daß ſie Segel haben, und die Indianer, die in Europa unbekannte Kunſt beſitzen, ihnen alle Wendungen eines ordentlichen Schiffes machen zu laſſen.

Der Guayaquil iſt ſo fiſchreich, daß die Fiſcherey alleine die Einwohner einen großen Theil im Jahre beſchäftiget. Ich habe vielmals bewundert, mit was für Fertigkeit die Indianer dieſe Handthierung ausüben. Ein Mann wirft ein Stücke Holz in das Waſſer, das dem gleichet, woraus die Flöße gemachet werden, machet an dem einen Ende ein Netz quer vor, und an dem andern ſteht er aufrechts mit einer Ruderſtange. Er entfernet ſich auf eine halbe Stunde weit vom Ufer, unterdeſſen daß ein anderer, der ihm auf eben dergleichen Stücke Holz folget, das Ende eines an das Netz gebundenen Strickes nimmt. Die zwey Fiſcher kehren wieder nach dem Ufer, wo ihre Camaraden ſie erwarten, und ihnen helfen die Fiſche ziehen. Nichts iſt mehr zu bewundern, als die Ge-

ſchicklichkeit, mit welcher ſie das Gleichgewicht auf dieſen wankenden Stücken Holz zu erhalten wiſſen. Die Bewegung des Waſſers nöthiget ſie, aller Augenblicke ihre Stellung zu verändern, und alles mögliche Gegengewicht zu halten. Was die Schwierigkeit vermehret, iſt, daß die Fiſcher müſſen beſtändig auf das Ruder, und inſonderheit auf das Netz, Achtung geben, um es gegen das Land zu ziehen. Zuweilen geſchieht es, daß ihnen der Fuß ausgleitet; weil ſie aber unvergleichliche Schwimmer ſind, erreichen ſie den Balken gar bald wieder; und in einem Augenblicke ſind ſie in ihrer vorigen Stellung.

Die Statthalterſchaft, oder, wie man hier ſaget, das Corregimente von Guayaquil wird in ſieben Lieutenanzen, oder Landvogteyen eingetheilet, davon ſich etliche durch Merkwürdigkeiten auszeichnen. Puerto Vejo iſt eine der fünf Städte, welche die Spanier zuerſt in dem flachen Lande von Peru bauen ließen. Bey ihrer Ankunft in das Land flüchteten die Indianer auf die Bäume, wie die Vögel: ſie hatten daſelbſt Hütten, um vor ihren Feinden ſicher zu ſeyn. Hiernächſt iſt dieſe Landſchaft den Ueber-

ſchwem-

ſchwemmungen ſo unterworfen, daß wenn die Indianer auf der Erde nicht bleiben können, ſie ihre Zuflucht zwiſchen Himmel und Erde ſuchen. Als ſie von den Caſtilianern angefallen wurden, zeigten ſie ungemeine Tapferkeit, und wehrten ſich mit Aexten und Wurfſpießen, und goſſen auf die Fremden Töpfe mit ſiedenden Waſſer. Es koſtete viele Mühe, ſie aus ihren Neſtern, und unter das Joch zu bringen.

Der Flecken Monte-Christo gehöret mit zu eben dem Bezirke. Er iſt aus der Stadt Manta entſtanden, einem Seeplatze, den die Seeräuber geplündert, und verwüſtet haben. An einem Felſen, der auf dieſer Küſte beſonders hervorraget, ſieht man eine lateiniſche Aufſchrift, die zum Nutzen der Seeleute von unſern Herren der Franzöſiſchen Academie iſt eingegraben worden. Sie beſtimmet den Punct auf der Küſte, wo dieſe von dem Aequator durchſchnitten wird. Sie wiſſen Madame, und ich glaube Ihnen in meinen Briefen über Lappland ſchon geſaget zu haben, daß zu der Zeit, da die Herren von Maupertuis, Clairaut, le Camus, u. a. die Eißgegenden in Norden beſuchten, um die Geſtalt der Erde zu berichtigen, die Her-

ren Godin, Bouguer, und de la Condamine, die brennende Hitze des mittäglichen Erdſtriches auszuſtehen hatten. Dieſe berühmte Frage über die Geſtalt unſerer Erdkugel beſchäftigte die Academie ſeit vierzig Jahren: einige ſagten, ſie ſey gegen die Pole eingedrückt, andere ſie ſey länglich. Jedermann fühlte die Nothwendigkeit dieſer Entſcheidung: die Schiffer betraf es am meiſten, weil die Entfernung der Oerter nach beyden Lehrſätzen verſchieden waren, und dieſe Ungewißheit zu allerhand Irrthümern Anlaß gab. Die Erdbeſchreiber verfielen in große Verwirrung wegen ihrer Charten; die Sternkundiger, wegen der Parallaxe des Mondes; die Naturforſcher, wegen der Schwere der Körper u. ſ. f. Die Bemühungen unſerer Herren von der Academie unter den beyden äußerſten Landſtrichen auf der Erde, werden in der Geſchichte eine der glänzendeſten Ereignungen der Regirung Ludwig XV. ſeyn, und ein rühmlicher Beweis ſeines Eifers für die Wiſſenſchaften.

Die Landſchaft Quito, und überhaupt ganz Peru, ſchien am bequemſten zu Beobachtungen zu ſeyn, derer die meiſten unter dem Aequator angeſtellet werden ſollten.

ten. Man erbat die Genehmhaltung des Königes von Spanien bey einer Arbeit, wovon dieſe Länder ſeiner Bothmäßigkeit einen neuen Glanz bekamen. Der Monarch gieng nicht allein in die ſeiner Familie ſo rühmlichen Abſichten ein; ſondern er wünſchte an dieſer Ehre ſelbſt unmittelbaren Theil zu nehmen, und ernennete zwey Spaniſche Mathematiker, welche unſere Academiſche Herren begleiten mußten. Der eine hieß Don George Juan, Maltheſer Ritter, und See Officier; der andere, Don Anton von Ulloa, Schiffs-Lieutenant. Sie ſchiffeten von Cadix im Jahre 1735 ab, und kamen zu Carthagena glücklich an, wo ſie die Herren Godin, Bouguer und de la Condamine, erwarteten. Dieſe Letzteren kamen drey Monate hernach mit dem Herrn von Jüßieu an, der ihnen als ein Kräuterkenner, der Herr Seniergues, als Wundarzt, und noch andere Franzoſen, als Zeichner, Uhrmacher, und Zugeordnete, mit gegeben worden waren. Ich werde oft Gelegenheit haben, von dieſer Geſellſchaft Gelehrter zu reden, welche überall, wie zu Manta, Spuren ihrer aſtronomiſchen Beobachtungen hinterlaſſen haben.

Die Inſel Puna iſt wegen des Grabes der Maitreſſe von Pizarro ſowohl, als des berůhmten Mönches Val Verda, der anfånglich Feldprediger bey den Spaniern, und hernach erſter Biſchof von Peru war, berůhmt. Der Mönch flůchtete auf dieſe Inſel, um der Rache des Almagro zu entgehen, dem er wegen ſeines großen Eifers ohne Zweifel mißfallen hatte. Als er daſelbſt entdecket, und ůberfallen wurde, ſchlugen ihn die Eilånder mit Keulen tod: er war ebenfalls eines der Schlachtopfer, das dem Tode des unglůcklichen Atahualipa billiger Weiſe gewidmet wurde.

Die junge und ſchöne Capillana war ůber den traurigen Tod ihres Liebhabers auſſer ſich; war eine Chriſtinn und Philoſophinn geworden; und hatte ſich nach Puna begeben. Man zeiget noch an dem Ufer des Meeres eine ziemlich tiefe Grotte, wohin ſie begraben worden ſeyn ſoll. Man hat mir auch in der Bibliothek der Dominicaner dieſer Stadt einen Pack Malereyen von ihrer Hand gewieſen, mit allerhand alten Denkmalen ihres Landes, die ſie in ihrer Einſamkeit gezeichnet hatte. Die Peruaner wußten wenig von der Malerey; aber die Geliebte

des

des Pizarro hatte ſich, bey Erlernung der Spaniſchen Sprache, auch zugleich in unſeren Künſten unterrichten laſſen. An der Seite einer jeden Figur ſteht eine kurze Beſchreibung in Caſtilianiſcher Sprache. Wenn dieſe Handſchrift wirklich von dieſer Frau iſt, wie man es ſagt, ſo werden Sie mir Recht geben, daß ſie mit unter die koſtbaren Stücken dieſer Bibliothek gehöret.

Die erſte Seite ſtellet die Grabmale vor, welche die ehemaligen Peruaner der Nachkommenſchaft, unter dem Namen der Guaques, weiheten. Sie wähleten, wie die Egypter, erhabene Oerter zu ihren Begräbniſſen. Ihr Gebrauch war, die Toden nicht zu vergraben; ſondern ſie umgaben ſie mit einem Haufen Steine und Ziegel, womit ſie eine Art von Mauſoleum baueten; und ihre Freunde und Bekannte wurfen oben darauf eine ſolche Menge Erde, daß ein durch Kunſt gemachter Hügel von acht oder zehn Toiſen in der Höhe, und zwanzig oder vier und zwanzig in der Länge, daraus entſtund. Die Felder um die Städte und Flecken, in der Ebene und auf den Bergen, ſind davon voll. Die Verſchiedenheit der Größe, die man an dieſen Monumenten bemerket, macht

ſchlüßen, daß ſie nach dem Range und Vermögen der darinnen begrabenen Perſonen eingerichtet waren.

Vielmals begrub man die Peruaner mit ihrem Hausgeräthe, welches meiſtentheils von Golde war; und dieß erwecket noch heutiges Tages die Begehrlichkeit der Spanier. Dieſe bringen ihre Zeit hin mit Nachgraben in den Begräbniſſen, um die Schätze zu ſuchen, die ſie darinnen verborgen zu ſeyn glauben. Zuweilen wird ihre Geduld belohnet; allein ordentlich enthalten die Guaques nur Skelette, etliche irrdene Gefäße, eine Axt von Kupfer, und einen Spiegel, von einer Art von Flintenſteine gemachet. Um dieſe Begräbniſſe zu öfnen, durchſticht man ſie in der Länge, und in der Quere; und im Mittel des Kreuzes findet man den Körper, und das Hausgeräthe, deſſen er ſich bedienet hat.

Die Spiegel, davon die Handſchrift verſchiedene Zeichnungen vorſtellet, ſind mehrentheils rund; die eine Seite iſt flach, und glatt, wie ein Cryſtal, die andere aber nicht ſo eben. Unerachtet ſie von verſchiedenen Größen ſind, haben doch die meiſten nicht über drey und vier Zolle im Durchſchnitte.

Oben

Oben haben ſie ein Loch, welches beweiſet, daß man einen Faden durchzog, und ſie etwa an einen Haken aufhieng. Es finden ſich ihrer flache, hohl und erhaben geſchliffene, und ſo gut gearbeitet, daß man glauben ſollte, die Werkmeiſter hätten eine Kenntniß der Optik, und der dazu erforderlichen Inſtrumente gehabt. Man weiß noch die Steingruben, woraus man dieſen Stein nahm; die Spanier aber achten ihn nicht; weil er bey ſeiner Durchſichtigkeit und Härte, Adern und Splitter hat, die ihn zerbrechlich machen, und die Oberfläche verderben.

Die kupfernen Aexte, welche in die Peruaniſchen Begräbniſſe zugleich geleget wurden, waren faſt von eben der Geſtalt, wie die unſerigen. Wenn dieſes Werkzeug auch nicht das einzige derer ſchneidenden war, welche dieſe Völker zu ihrem Gebrauche hatten, ſo zeiget doch die Menge, die man davon findet, daß es eines der gewöhnlichſten war. Ihr hauptſächlichſter Unterſchied beſteht in der Größe; doch zeiget die Handſchrift einige, woran die Schneide rund iſt; andere haben ſolche ausgeholet; noch andere, haben auf der andern Seite eine Spitze, nebſt einem Stiele. Obgleich die meiſten von Kupfer

ſind, ſo machte man ihrer doch auch von dem Steine, woraus die Spiegel geſchliffen wurden; und der Capillana Zeichungen ſtellen etliche von dieſer Art vor.

Die alten Trinkgeſchirre ſind von einem ſchwarzen, ſehr feinen Letten: man weiß aber nicht, wo ihn die Peruaner hernahmen. „Ihre Geſtalt, ſagt der Verfaſſer, gleicht einem runden Kruge, ohne Fuß, mit einem Henkel in der Mitten. Auf der einen Seite iſt die Oefnung zum Ausgieſſen des Getränkes, auf der andern ſieht man den Kopf eines Indianers, der ziemlich natürlich iſt. Die goldenen und ſilbernen Schaalen konnten in einem Lande nicht ſelten ſeyn, wo dieſe Metalle ſo gemein ſind. Sie machten daher auch ehedem die gröſte Koſtbarkeit der Gräber aus. Man fügte dieſen noch die kleinen goldenen Zängelgen bey, derer unſere Indianer ſich noch bedienen, um ſich die Haare an dem Kinne auszureiſſen.„ Ich finde ihre Figur in der Handſchrift gezeichnet, ſo wie eine Menge anderer Zierrathen, welche alle zu erzählen zu viele Zeit erforderte.

Da der Mais zu allen Zeiten die vornehmſte Speiſe der Peruaner geweſen iſt, ſo ſtelleten ſie die Aehren in Steine, mit

ſolcher

ſolcher Kunſt vor, daß man ſie von den natürlichen zu unterſcheiden nicht vermögend iſt. Ihre Geſchicklichkeit, die Smaragden zu ſchleifen, verurſachet nicht weniger Erſtaunen. Die Gräber liefern ihrer eine große Anzahl; und man bemerket, daß ſie an Schönheit alle die aus der Provinz Bogota übertreffen. Man kann nicht begreifen, wie ein Volk, das den Stahl und das Eiſen nicht kennete, hat ſo harten Steinen ſolche ſchöne Formen geben, und ſie ſo künſtlich durchbohren können. Die Richtung der Löcher machet noch mehr Verwunderung: einige Löcher gehen gerade durch: andere gehen nur bis in die Hälfte des Steines, und kommen auf der Seite, nicht weit von einander, wieder heraus.

Die alten, von den Einwohnern von Peru, errichteten Gebäude, ſowohl zu dem Dienſte ihrer Götter, als zur Wohnung ihrer Souveraine, als auch zu Vertheidigung des Reiches, ſind nicht weniger ein Gegenſtand der Bewunderung. Ich kann Ihnen, nach den Zeichnungen, und der Erklärung der Capillana, die Beſchreibung von etlichen Ueberbleibſeln dieſer Denkmale geben. Ich mache den Anfang mit dem Tempel zu

Cayam-

Cayambé, davon man noch den größten Theil ſehen kann. „Er ſteht, ſagt die Verfaſſerinn, auf einem erhabenen Platze, welcher einem kleinen Berge gleicht. Die Geſtalt des Gebäudes iſt rund: die Ziegel, woraus es verfertiget iſt, ſind mit eben ſolcher Erde verbunden, ſo daß dieſe Maſſe eine ſo feſte Mauer abgiebt, als wenn der Tempel aus einem einzigen Steine erbauet wäre. Inwendig iſt keine Scheidemauer, weil er ein Ort der allgemeinen Verſammlung war. Die Thüre des Tempels iſt klein, denn die Kaiſer, aus Ehrfurcht für das *Heiligthum* der Sonne, giengen zu Fuße hinein, ungeachtet ſie ſich allezeit, ſelbſt in ihrem Palaſte, in einem Seſſel tragen ließen. Cayambé wurde wegen ſeines berühmten Tempels für eine heilige Stadt gehalten; und dieſe Meynung erſtreckte ſich bis auf die herumliegenden Gegenden, daher die Caciquen, und die Könige ſelbſt ihre Begräbniſſe daſelbſt haben wollten.„

In der Provinz Quito ſieht man noch den Pallaſt von Callo, wo die erſten Incas ihre Reſidenz hatten: dieſer ehrwürdige Aufenthalt der Peruaniſchen Könige dienet heut zu Tage zu einem Landhauſe der Mönche. In

Verglei-

Vergleichung der anderen Gebäude im Lande ſpüret man in dieſem etwas edeles, welches die Majeſtät ſeiner erſten Beſitzer anzeiget. Um einen Hof liegen drey große Säle, die ihn in ein Viereck einſchließen. Jeder Saal hat verſchiedene Abtheilungen, und hinter dem, welcher dem Eingange gegen über iſt, ſind verſchiedene kleine Behältniſſe, welche ſcheinen eine Menagerie geweſen zu ſeyn: man unterſcheidet noch die Fänge eines jeden Thieres. Das Gebäude, obwohl ein wenig verunſtaltet, beſtund noch, als ich es ſah, aus ſeinen vornehmſten Theilen; aber man hat mir geſaget, daß ſeit der Eroberung große Veränderungen darinnen vorgenommen worden ſind. Die Materialien zum Gebäude ſind von faſt ganz ſchwarzen, ſehr harten, und ſo gut zuſammen gefügeten Steinen, daß keine Meſſerſpitze dazwiſchen zu bringen iſt. Die Thüren haben zwey Toiſen Höhe, unten vier Fuß Breite, und gehen oben enger zu, bis auf dreyßig Zolle. Man gab ihnen dieſe Höhe, daß der Monarch in ſeinem Tragſeſſel durchkommen konnte, deſſen Stangen auf den Achſeln etlicher Indianer getragen wurden. Auf dieſe Art begab er ſich bis in ſein Zimmer, dem einzigen Orte, wo er zu Fuße gieng.„

„Nahe

„Nahe bey dem Flecken Atun-Canar, in der Provinz Cuenza, habe ich die größte, und vielleicht am beſten gebauete Feſtung von ganz Peru beſuchet. Der Eingang dazu wird durch einen Fluß, der zugleich den Graben abgiebt, vertheidiget; und auf der Seite, gegen über, erhebt ſich die Mauer auf einen Hügel, der den Zugang ungemein ſchwer machet. In der Mitte der Feſtung ſteht ein ovalrunder Thurm, der nicht mehr als zwey Toiſen über die andern Gebäude hervorraget, aus deſſen Mittel ein Viereck, wie ein kleiner Thurm, von vier Mauern, mit Schilderhäuſern herausſteht, damit die Schildwachen das Feld überſehen können. Der Umfang dieſer Feſtung nimmt einen weitläufigen Platz ein. Sie hat nur ein einziges Thor, welches in verſchiedene kleine Gaſſen führet, von da man an etliche Hauptgebäude kommt. Einige von dieſen ſcheinen Caſernen für die Beſatzung geweſen zu ſeyn: andere, wegen ihrer Höhe, Eintheilung, und Thüren, ſind vermuthlich Wohnungen der Incas geweſen. Die zu den Mauern gebrauchten Steine ſind eben ſo hart, glatt, und künſtlich zuſammen gefüget, als die an dem Palaſte von Callo: auch ſind alle Gemächer unbedecket, ohne die gering-

geringſte Spur zu ſehen, daß ſie Decken gehabt hätten.„

„Man ſieht viele andere Ruinen in dieſer ganzen Landſchaft, inſonderheit in den wüſten Gegenden, wo nicht das geringſte Kennzeichen einer Wohnung übrig iſt. Dieſe Ruinen ſind entweder von rohen Ziegeln, oder von gemeinen Steinen: es iſt daher zu muthmaſen, daß es eine Arbeit der Landeseingebohrnen ſey, noch ehe ſie der Botmäſigkeit der Incas unterworfen waren. Eben dieſe Völker hatten noch eine andere Art, ſich zu befeſtigen, wovon man Merkmale antrifft. Sie gruben um einen ſteilen Berg die Erde auf, und legten kleine Bruſtmauern darinnen an, um wider den Feind bedecket zu ſeyn, und ihn mit weniger Gefahr zurück zu treiben. Zu unterſt im Graben baueten ſie kleine Hütten, welche Wohnungen für die Soldaten abgaben. Dieſe Verſchanzungen waren ſo gemein, daß man ihrer faſt auf allen Bergen ſieht.„

Was Sie hier, Madame, von der Baukunſt der Peruaner, zu den Zeiten ihrer alten Oberherren, geleſen haben, ſcheint mir etwas übertrieben. Wenn ſie ſo ſchöne Feſtungen gehabt hätten, iſt es wohl wahr-

ſcheinlich, daß man ſie mit ſolcher Geſchwindigkeit hätte einnehmen können? Selbſt die Stadt Cuſco muß nichts als ein Haufen Hütten geweſen ſeyn, welche die Europäer zerſtöret haben, weil ſie nicht darinnen wohnen konnten. Die Ruinen des Tempels der Sonne in dem Dorfe Cayambé, die Ruinen des Palaſtes der Incas zu Callo, und die Feſtung, nicht weit von Atun-Canar, ſind Gebäude von rohen Ziegeln, mit Leimen gemauert. Das ganze Innere dieſer Gebäude war ſo finſter, daß man darinnen nicht anders ſehen konnte, als unter der Vorausſetzung, daß ſie keine Dächer hatten. Die Peruvianer wußten kein Eiſen zu ſchmieden; wenigſtens hat man in ihrem ganzen Lande kein einziges Werkzeug von dieſem Metalle gefunden, das doch die Seele aller Handwerke und Künſte iſt.

Alle dieſe Beſchreibungen, davon ich, ſo zu ſagen, nur einen Auszug gemachet habe, ſind mit einer kleinen Abhandlung über die Quippos begleitet. Sie haben geſehen, Madame, daß vor der Ankunft der Spanier, die Völker von Peru nicht die geringſte Kenntniß vom Schreiben hatten. Unterdeſſen fanden ſie doch Mittel, das Andenken ihrer

rer Vorfahren zu erhalten, und ſich eine Art von Geſchichte zu verfertigen, worinnen alle merkwürdige Begebenheiten ihrer Monarchie enthalten waren. Anfänglich erſetzten ſie den Mangel der Buchſtaben durch ziemlich unförmliche Malereyen, wie die Mexicaner, und durch hieroglyphiſche Figuren, nach dem Beyſpiele der Aegypter. Aber dieſe langweilige Art zu ſchreiben konnte kaum etliche wenige der vornehmſten Begebenheiten, einige Geſetze, einige Geheimniſſe der Religion, auf die Nachkommenſchaft bringen. Man nahm daher ſeine Zuflucht zu einem geſchwindern und leichtern Mittel: an ſtatt der gemalten und geſchnitzten Figuren, wählte man andere Zeichen, welche in kleinen wollenen Schnuren von allen Farben beſtunden, und auf allerhand Weiſe geknüpfet und geſchlungen wurden. Einer jeden ſolchen Figur, und ihrer Farbe, gab man die Bedeutung der wichtigſten Dinge. Als, eine Rundung mit gelber Wolle geknüpft, bedeutete die Sonne: eine andere, von weiſſer Wolle, zeigte den Mond an. Der Inca wurde durch einen bloßen Knoten, woran eine kleine gelbe Franze hieng, vorgeſtellet; denn die gelbe Farbe war die Farbe der Sonne, für deren

Kinder die Incas ſich ausgaben. Die Königinn wurde eben ſo vorgeſtellet, aber weiß, als das Sinnbild des Mondes, welchen die Peruvianer für die Schweſter, und zu gleicher Zeit für die Frau der Sonne hielten. Aus dieſer Urſache war der regirende Fürſt verbunden, ſeine eigene Schweſter zu heurathen. Die Verbindung dieſer Knoten und Farben, diente an ſtatt der Bücher, und Regiſter. Nicht allein alles, was zu der Geſchichte, zu den Geſetzen, Finanzen, Ceremonien, Rechnungen der Kaufmannswaaren, u. d. gehörete, wurde auf dieſe Art aufbehalten, ſondern auch die kleineſten Umſtände fanden hier Platz, vermittelſt kleiner Faden, die an die Schnuren gebunden wurden. Man hatte öffentliche Beamte, derer Sorgfalt dieſe Quippos anvertrauet waren: ſie hatten ſie in ihrer Verwahrung, wie bey uns die Notarien die Acten haben; und man verließ ſich eben ſo ſehr auf ihre Redlichkeit. Die Maitreſſe des Pizarro geſteht offenherzig, daß dieſe Schnuren weniger geſchickt ſind, die Gedanken zu erkennen zu geben, als die Buchſtaben der Europäer; und daß bey einem Liebesverſtändniſſe unendlich viele Dinge vorkommen, welche die Quippos nicht ausdrü-

drücken können. „Dieſe Sprache, ſagte ſie, war zu eingeſchränkt, um anzuzeigen alles, was ich für meinen Geliebten empfand.„

Was noch mehr die Unzulänglichkeit dieſer Art von Alphabete zu beweiſen ſcheint, war die Anſtalt der Peruaner, daß ſie auf gewiſſe Weiten unterlegte Couriere hatten, welche die Befehle des Souverains von einer Provinz zu der andern mündlich fortbrachten. Zuweilen, wenn der Auftrag verſchwiegen gehalten werden ſollte, gaben dieſe Couriere, einer dem andern, eine Art von Quippos; alsdenn aber war dieſes ein beſonderer Zug, den der Incas und der Statthalter mit einander abgeredet hatten.

So wie die Peruaniſchen Völker keine Buchſtaben hatten, um einander ihre Gedanken mitzutheilen, ſo fehlte es ihnen auch an Zahlen zu ihren Rechnungen. Um zu wiſſen, was jede Stadt dem Kaiſer zu liefern hatte, machten ſie dieſe Eintheilung mit kleinen Steinen, oder mit Körnern von Mais. Die Rechnung einer jeden Sache zeichneten ſie durch Faden an: ſie banden ſelbige in Gebinde, und dieſe waren für ſie ſo viel Hefte Papier. Sie hatten Rechnungsführer für Kriegs- und Friedens-Angelegenheiten, für

die Vaſallen, für die Abgaben, u. ſ. w.; und ihre größte Beſchäftigung war, ſich in dieſer ſonderbaren Art von Rechenkunſt geſchickt zu machen.

Eben die Handſchrift, woraus ich alle dieſe Umſtände gezogen habe, erwähnt auch verſchiedener Pflanzen, und Thiere von Peru, welche Capillana abgezeichnet hatte. Es war keine Erklärung dabey, wie bey den andern Zeichnungen; allein der Mönch, der ſie mir zeigte, unterließ nicht, allezeit eine kleine Auslegung dazu zu machen, die das Stillſchweigen des Zeichners erſetzte. „Sie ſehen hier, ſagte er zu mir, dieſes Thier, welches an dem Hange eines Hügels Gras zu freſſen ſcheint: es iſt ein Reh von dem Gebirge Paramos, der höchſten, und unfruchtbarſten Gegend auf der ſo berühmten Kette von Bergen, welche man Cordilleras nennet. Ihre Gipfel verlieren ſich in den Wolken, und ſind faſt alle mit ungeheueren Klumpen von Schnee bedecket, der ſo alt iſt, als die Welt. Von etlichen dieſer Gipfel, die zum Theile eingeſtürzet ſind, ſieht man noch Rauch und Flammen, mitten aus dem Schnee, hervorkommen. Ihre Höhe, in Vergleichung mit unſeren Europäiſchen Bergen,

iſt wie die Thürme unſerer Städte, in Anſehung der ordentlichen Häuſer. Dieſe Gebirge, wie Sie wiſſen, nehmen ihren Anfang in Terra Magellanica, erſtrecken ſich durch die Landſchaften Chili, Paraguay, und Peru, bis an die Erdenge von Panama, wo ſie ſich zuſammen ziehen, um durch zu kommen, erweitern ſich hernach wieder, und gehen bis an das äußerſte Ende von Mexico. Auf der mittäglichen Seite hat man ſie niemals beſſer kennen gelernet, als ſeit der Reiſe der Franzöſiſchen und Spaniſchen Mathematiker; weil ſie gleichſam das Theater ihrer gelehrten Unternehmungen geweſen ſind. Die Luft daſelbſt iſt mehr oder weniger kalt, das Erdreich mehr oder weniger dürr, nachdem ſie mehr oder weniger erhaben ſind. Die höchſten Berge, wie ich ſchon geſaget habe, heißen Paramos, welches Heiden bedeutet; und weil ſie in ihrer erſtaunenden Länge mit beſtändigem Schnee bedecket ſind, iſt die Kälte ſo beißend, daß ſie niemand bewohnen kann. Man ſieht weder Pflanzen, noch Thiere, ausgenommen etliche Binſen, und das Thier, deſſen Figur ſie hier vor ſich haben.„

„Dieſe Rehe gehen truppweiſe auf die höheſten Gipfel dieſer verlaſſenen Oerter, wo folglich die Luft am wenigſten erträglich iſt; was aber die meiſte Verwunderung erwecket, iſt die raſende Begierde, welche man hier für dieſe Jagd hat, ohne die damit verbundene Gefahr zu ſcheuen. Die Jagd geſchieht durch einen Haufen Perſonen, die in zwey Claſſen vertheilet ſind; eine Claſſe beſteht aus Indianern zu Fuße, welche die Rehe aufjagen; die andere, aus Leuten zu Pferde, die das Wild verfolgen. Mit dem Anbruche des Tages gehen ſie auf den Gipfel des Paramo, ein jeder mit einem Windhunde an dem Stricke. Diejenigen, welche zu Pferde ſind, nehmen ihren Stand auf den höchſten Felſen, unterdeſſen daß die Fußgänger die Thäler mit vielem Lärmen durchſtreichen. Auf dieſe Art nimmt man einen Bezirk von drey oder vier Stunden ein; läßt ſich ein Reh ſehen, ſo läuft ihm das nächſte Pferd nach, ohne daß der Reiter im Stande ſey, es aufzuhalten, oder zu lenken. Es ſetzet durch die ſteileſten Abgründe, wo ein Menſch zu Fuße nicht anders als mit Vorſicht gehen würde. Es achtet weder Zaum, noch Gefahr, und läßt nicht eher nach, als bis es müde iſt, oder das Wild ihm den Sieg einräumet.„

„Die

„Die Jäger, die auf den übrigen Plätzen angeſtellet ſind, haben das Laufen des erſtern nicht ſo geſchwind wahrgenommen, als ſie ebenfalls forteilen; einige, um dem Rehe in den Weg zu kommen, andere, um es von vorne anzunehmen. Die Pferde brauchen keiner Aufmunterung: es iſt genug, um auszuziehen, daß ſie das Geſchrey der Jäger und Hunde hören: alsdenn thut man am beſten, daß man ſie nach Gefallen laufen läßt; man muß aber zu gleicher Zeit feſt im Sattel ſitzen, um ihre Stöße und Sprünge auszuhalten. Demjenigen, der herunter fiel, koſtete es ohnfehlbar das Leben, entweder wegen der Heftigkeit des Falles, oder wegen der Bewegung des Pferdes, das ihn im Laufen gewiß zertreten würde. Man nennet dieſe Pferde Parameros, weil man ſie, ſo bald ſie nur gehen können, übet, in dieſen Gebirgen zu laufen.„

„Außer denen Binſen, die auf den Paramos wachſen, findet man noch eine gewiſſe Pflanze, **Licht-Holz** (bois de lumière) genennet, die ohngefähr zwey Fuß in der Höhe hat. Sie beſteht aus geraden und glatten Stängeln, eines kleinen Fingers dick, die aus einer einzigen Wurzel hervorkommen:

man ſchneidet ſie ganz nahe bey der Erde ab, und zůndet ſie wie Lichter an; unerachtet ſie noch grůn ſind, geben ſie doch einen ſo ſtarken Schein, wie eine Fackel, und erfordern keine andere Bemůhung, als daß man die Kohle, welche ſie im Brennen machen, wegthut. „

„Die andere Pflanze, welche ſie auf der folgenden Seite gezeichnet ſehen, iſt das berůhmte Kraut, *Coca* genennet, damit man hier einen ſehr groſen Verkehr treibt. Ehedem fand man es nur in einigen Provinzen von Peru; es iſt aber durch den Fleiß der Indianer, die es hǻufig aufziehen, in den mittǻglichen Provinzen ſehr gemein geworden. Viele Leute behaupten, es ſey einerley mit dem Betel, der in Oſtindien nicht weniger gebrǻuchlich iſt. Sein Blatt iſt glatt, weich, grůn, und anderthalben Zoll lang. Die Frucht hǻngt an Trauben, und iſt zu erſt roth, hernach ſchwarz: in dieſer letzten Verfaſſung ſammelt man ſie, und lǻßt ſie zum Aufbehalten trocken werden. Die Peruaner bedienen ſich ihrer ſtatt kleiner Můnze, ſo wie die Mexicaner des Cacao. Die Indianer kauen die Blǻtter des Coca, und thun gleiche Theile einer Art Kreide darunter, von gebrenn=

gebrennten Auſterſchalen verfertiget. Sie dienen ihnen ſtatt aller andern Nahrung; und ſie mögen arbeiten, was ſie wollen, ſo verlangen ſie kein größeres Labſal. Die Erfahrung zeiget auch wirklich, daß dieſes Kraut ſie ſtark machet, und ſie ſchwächer werden, wenn es ihnen fehlet. Die beſte Gattung wächſt in der Gegend von Cuſco. Es wird viel davon verthan, an den Oertern, wo man die Bergwerke bauet; denn die Arbeitsleute können ohne dieſes Nahrungsmittel nicht dauern. Man liefert ihnen davon ſo viel als ſie verlangen, und zieht es an ihren Tagelohne ab. Verſchiedene Privatperſonen haben mit dieſem Handel anſehnliches Vermögen erworben: die Einkünfte des Biſchofes, der Domherren, und der Cathedralkirche von Cuſco beſtehen größtentheils in dem Zehnten der getrockneten Blätter des Coca.„

„Auf eben der Seite, wo dieſe Pflanze vorgeſtellet iſt, ſehen Sie die Figur eines **Baumes**, der in dem nördlichen Theile der Provinz Quito wächſt. Er läßt beſtändig einen **Gummi** laufen, welchen die Einwohner **Mopa=mopa** nennen, und woraus ſie einen dauerhaften Lack, oder Firniß machen,

machen, der niemals abgeht, auch durch das ſiedendeſte Waſſer nicht unſcheinbar wird. Die Art, ihn aufzutragen, iſt ſehr einfach. Man nimmt ein Stück dieſes Gummi in den Mund, und wenn er durch den Speichel aufgelöſet iſt, beſtreicht man einen Pinſel damit, und nimmt die Farbe dazu, die man gewählet hat, und trägt es auf das Holz: wenn es trocken iſt, wird ein ſo ſchöner Lack daraus, als der Chineſiſche.„

„Der Leibo, auf der andern Seite, iſt ein hoher und buſchiger Baum, der eine Art von Wolle trägt, die weicher und feiner iſt, als die Baumwolle. Die Indianer wiſſer ſie nicht zu ſpinnen; und bisher hat man ſie nur zu Ausſtopfung der Matrazzen gebraucht. Sie ſchickt ſich dazu um ſo viel beſſer, da ſie bey ihrer natürlichen Weiche in die Höhe tritt, und an der Sonne aufläuft, ſo daß die Leinwand der Matrazze aufgeſpannet wird, wie eine Trommel, ohne hernach im Schatten nieder zu fallen, es müßte denn an einem feuchten Orte ſeyn.„

„Die Vijahuas, davon die Figur zur Seite des Leibo ſteht, ſind große Blätter, welche an ſtatt der Betttücher dienen könnten. Ihre ordentliche Länge iſt fünf Fuß, und die

Breite,

Breite, zwey und einen halben: außer dem Stängel, der in der Mitten durchgeht, ſind ſie glatt und gerade. In den Wüſteneyen von Guayaquil nimmt man ſie, um auf der Stelle kleine Hütten zu bauen: im ganzen Lande aber werden ſie gebraucht, die Häuſer damit zu decken, die Fiſche, Salz, und alle andere Waaren hineinzupacken, die man wegſchicken, und vor der Feuchtigkeit bewahren will.„

„Auf der andern Seite iſt der Makapalo, der anfänglich nur wie eine ſchwache Pflanze ausſieht, aber eine erſtaunende Stärke erreicht. Er wächſt ganz dünn an dem Fuße eines mächtigen Baumes, an welchen er ſich anhält, und in die Höhe ſchießt, bis er über ihn weg iſt: alsdenn verbreitet ſich ſeine Krone genug, um ſeiner Stütze die Strahlen und den Einfluß der Sonne zu benehmen. Er zieht auch ſeine Nahrung von dem Baume ſelbſt, der ihn hält; und wenn er ihn nach und nach ausgezehret hat, nimmt er endlich ſeinen Platz ein, und wird ſo ſtark, daß man Kähne von der erſten Größe daraus machet.„

„Wenden Sie das Blatt um, und Sie werden die ſchönſten Früchte von Peru vorge-

vorgeſtellet finden. Die Chirimoya wird für die beſte gehalten; und man zieht ſie der Ananas vor. Ihr Saft iſt ſüß, mit ein wenig Säuere vermengt, und ſie hat einen ſo angenehmen Geruch, daß der Geſchmack dadurch ungemein erhoben wird. Ihre Größe und Figur kommt den ſpitzigen Aepfeln in Europa bey. Die Schale iſt grün, und gleichſam ſchupenförmig geſtickt. Das Fleiſch iſt weiß, weichlich, und mit einigen faſt unvermerkten Faſern durchflochten. Der Baum, der dieſe Frucht hervorbringt, iſt hoch und buſchig. Seine Blumen werden ſehr geſuchet, und theuer verkaufet, weil das Frauenzimmer den Geruch davon außerordentlich liebet.„

„Sie kennen die andere Pflanze, welche der Erdbeerſtrauch iſt. Er unterſcheidet ſich von dem Europäiſchen nicht, als daß letzterer kleiner iſt. Auch ſind unſere Peruaniſchen Erdbeeren viel größer, als die Ihrigen; und ihr Geſchmack iſt ſaftiger, und nicht weniger angenehm.„

Der Mönch, der mir alle dieſe Figuren erklärete, wurde durch das Lauten einer Glocke, welche ihn zum Eſſen rufte, unterbrochen. Wir waren bey den letzten Seiten

des

des Manuſcripts, wo ich mit einem Blicke ſah, daß das, was uns übrig blieb, von weniger Wichtigkeit war. Eben das muß ich von einigen andern Beſchreibungen der Provinz Guayaquil ſagen. Es iſt auch alles zu unſerer Abreiſe veranſtaltet; doch weiß ich noch nicht, ob wir zu erſt nach Lima, oder nach Quito gehen werden. Es kommt dieſes auf einen Waaren-Umſchlag an, der meinen Kaufmann vielleicht für letztere Stadt entſchließen wird. Ich werde ihnen dieſes in meinem nächſten Briefe ſagen können.

Ich bin, u. ſ. w.

Guayaquil, den 28 April, 1751.

Der 142 Brief.

Fortſetzung von Peru.

Ja, Madame, es iſt nach Quito: ich lange in dieſem Augenblicke hier an, und ſammele die vornehmſten Umſtände meiner Reiſe. Wir ſchifften uns auf dem Guayaquil ein, bis zu dem Flecken von Caracol. Es geht zwar auch ein Weg zu Lande dahin; aber die vielen Moräſte, und etliche große

Flüſſe,

Flüſſe, machen ihn im ganzen Jahre, außer im Sommer, unbrauchbar. Sie können Sich nicht vorſtellen, was wir auf dieſer kurzen Schiffahrt von denen Mosquiten, von welchen ich Ihnen ſo viel erzählet habe, und die man wegen ihrer Verfolgung aller Augenblicke wieder erwähnen muß, haben auszuſtehen gehabt. Alle Vorſicht, uns ihrer zu erwehren, war vergebens. Bey Tage waren wir in beſtändiger Bewegung, dieſes Ungeziefer zu verjagen, und die Nacht litten wir von ihrem Stechen unerträgliche Schmerzen. Wir hatten zwar dicke Handſchuhe an, die uns die Hände bedeckten; das Geſicht aber war frey, und die Kleider holfen für den übrigen Leib wenig. Die Stiche giengen durch das Tuch, und verurſachten ein unbeſchreibliches Jucken.

Dieſe Klage dauerte bis Caracol, wo man uns Mauleſel verſchaffte, worauf wir unſern Weg fortſetzten. Nach einer Reiſe von vier Stunden kamen wir an den Fluß Ojibar. Dieſen mußten wir, wegen ſeiner vielen Krümmungen, neunmal, und allezeit mit Lebensgefahr, durchwaden. Des Abends blieben wir in einem großen, an dem Ufer gelegenen Hauſe, nicht weit von einem Orte,

der

der Haven der Moſquiten genennet. Sie werden gleich aus dieſem Namen ſchlüſſen, was wir die Nacht auszuſtehen hatten: wir wurden von dieſen abſcheulichen Inſecten ſo unbarmherzig angefallen, daß wir den Entſchluß faßten, uns in den Fluß zu werfen, und darinnen bis an den Morgen zu bleiben. Allein, ob wir gleich auf ſolche Art der Unerſättlichkeit dieſer ſchädlichen Thiere entgiengen, ſo war es doch nicht möglich, unſere Köpfe zu verwahren. Wir mußten alſo das ganze Hülfsmittel aufgeben, und dieſe Marter auch den übrigen Theilen des Leibes empfinden laſſen. Früh Morgens konnten wir einander nicht ohne Grauen anſehen: unſere Geſichter waren voller Blaſen, und die Hände geſchwollen. Man erzählte uns, daß dieſes Haus verlaſſen worden ſey, weil es das Fegefeuer eines daſelbſt verſtorbenen Menſchen wäre: ich glaube, daß es vielmehr die Hölle der Lebendigen hätte ſollen genennet werden.

Wir ſetzten unſere Reiſe durch einen ſo moraſtigen Weg fort, daß unſere Maulthiere bis an die Bruſt hineinfielen. Des Nachmittags um fünf Uhr kehrten wir an einem Orte ein, Caluma genennet; wir fanden

aber daſelbſt keine Zimmer; und unſere Indianiſchen Führer giengen auf den Berg, haueten Pfähle und Zweige ab, und machten uns in weniger als in einer Stunde Hütten, worunter wir alle bedeckt waren. Den andern Tag kamen wir an einen Ort, Mama-rumi genennt. Hier ſahen wir einen Waſſerfall von größter Schönheit. Der Felſen, wo das Waſſer herunter fällt, iſt mehr als funfzig Toiſen hoch, und auf beyden Seiten mit großen und ſchattigten Bäumen beſetzet. Der Anblick iſt ſowohl wegen der Helligkeit, als wegen der Menge des fallenden Waſſers ungemein reizend. Wenn das Waſſer herunterkommt, ſetzet es ſeinen Lauf, in einem etwas abhängigen Bette fort, in welchem die Landſtraße hingeht.

Wir folgten dieſem Wege nicht ohne große Gefahr, weil auf der einen Seite entſetzliche Abgründe waren, auf der andern aber der Weg ſo enge wurde, daß Reiter und Maulthiere entweder beſtändig an einander, oder wider die Felſen, und Bäume ſtießen, ſo daß wir ganz zerquetſchet nach Tarigagua kamen. Es war auch eben ſo gefährlich über die Brücken, als über die Flüſſe, zu kommen. Denn da ſelbige von Holze, und ſehr

lang ſind, wackeln ſie auf eine fürchterliche Art: überdieß ſind ſie nur drey Fuß breit, ohne Bruſtwehr, oder Geländer, ſo daß bey dem geringſten falſchen Schritte das Maulthier in dem Strom fallen kann, und mit ſeiner Laſt ohnfehlbar umkommen müßte. Man beſſert dieſe Brücken alle Jahre bey herannahenden Winter aus, weil dieſes die einzige Zeit iſt, da man ſich ihrer bedienet; denn im Sommer kann man allezeit durch den Fluß waden; man bauet ſie aber ſo leicht, daß ſie alle Jahre dieſe Ausbeſſerung erfordern.

Wenn ein Mann von Anſehen, wie ein Biſchof, ein Präſident, ein Statthalter, dieſe Reiſe thut, muß der Corregidor von Guaranda hölzerne Häuſer durch die Indianer errichten laſſen, welche für jeden Tag zum Nachtlager beſtimmet ſind. Sie bleiben zum Gebrauche anderer Reiſender ſo lange ſtehen, bis ſie von ſich ſelbſt einfallen. In einer dieſer verlaſſenen Hütten war es, wo wir von den Mosquiten ſo grauſam verfolget wurden. Wenn dieſe Häuſer eingefallen ſind, ſo begnüget man ſich, wie wir gethan haben, mit Hütten, welche die Wegführer in Eil zuſammen bauen.

Tarigagua, liegt am Fuße des Berges St. Antonio. Es iſt ſchwer, eine Beſchreibung zu machen von dem Wege, der zu dieſem Berge führet, und von der Schwierigkeit, ihn zu überſteigen. An manchen Oertern iſt er ſo ſteil, daß man mit der allergrößten Mühe hinanklettern muß. An anderen, iſt das Herunterſteigen ſo gäh, daß ſich die Maulthiere kaum erhalten können. Zuweilen iſt auch der Weg ſo enge, daß man faſt keinen Platz findet, wo die Thiere gehen können. Ein anderes mal iſt er mit ſo fürchterlichen Abgründen eingefaſſet, daß man bey jedem Schritte meynet, hinab zu ſtürzen.

Dieſe Wege, oder vielmehr Fußſteige, ſind in ihrer ganzen Länge, von einem Schritte zu dem andern, voller tiefen Löcher, wo das Maulthier den Fuß hineinſetzet, ſo daß es mit dem Bauche auf die Erde trift. Es iſt wahr, dieſe Löcher ſind ſo gut wie Treppen, und machen den Weg ein wenig leichter: wenn es aber geſchieht, daß das Thier den Fuß nicht recht ſetzet, ſo ſchlägt es nieder, und der Reiter läuft mehr oder weniger Gefahr, nachdem die Seite iſt, wo er hinfällt, und er mehr oder weniger Klüfte antrift. Sie werden vielleicht ſagen, daß es

ſicherer

ſicherer wäre, zu Fuße zu gehen: allein man kann ſich nicht wohl erhalten, und gleitete man aus, ſo fiel man in den Koth bis an die Kniee, wo es unmöglich wäre, ſich wieder heraus zu ziehen.

Obwohl dieſe Oerter den Weg ſehr gefährlich machen, ſo iſt die Gefahr an denen Oertern, wo ſie fehlen, doch noch größer. Da der Hang ſehr abſchüßig iſt, und das Erdreich durch den Regen abgeſpület wird, ſo wird der Weg ungemein ſchlüpfrig. Die Maulthiere können nicht fußen, es müßten denn Leute vorher gehen, und kleine Gräben, auf die Art wie Treppen, machen. Dieſe Arbeit müßte beſtändig wiederholet werden, weil der Regen in einer einzigen Nacht die Arbeit des vorigen Tages verderbt. Die Ungemächlichkeit, jemanden beſtändig vor ſich zu haben, der den Weg zurechte macht, die Gefahr die man läuft, zu fallen, und ſich zu beſchädigen, die Unannehmlichkeit mit Kothe beſprizet, und öfters bis auf die Haut naß zu werden, würden aber doch leichter zu ertragen ſeyn, wenn ſie nicht durch den Anblick der Tiefen und Abgründe vermehret würden, die auch den beherzteſten Menſchen Zittern machet.

Die Art, wie man dieſe entſetzlichen Oerter hinab ſteiget, verurſachet nicht weniger Schrecken. Auf der einen Seite ſind ſteile Felſen, auf der andern unergründliche Tiefen. Die Maulthiere ſcheinen die Gefahr zu kennen, und nehmen ihre Vorſicht, um ſie zu vermeiden. Wenn ſie oben auf einer Höhe ſind, bleiben ſie ſtehen, ſetzen die Vorderfüße einen nach den andern, machen es mit den Hinterfüßen eben ſo, halten ſich einige Zeit in dieſer Stellung, als wenn ſie den Weg unterſuchen wollten, und laſſen ſich hernach wie ein Blitz hinunter fahren. Der Reiter hat dabey nichts zu thun, als ſich feſt in dem Sattel zu halten, weil durch die geringſte Bewegung das Thier das Gleichgewichte verlieren, und beyde den Berg hinab ſtürzen würden.

Unerachtet dieſe Thiere durch die Gewohnheit zu dieſer Kunſt abgerichtet ſind, ſo pflegen ſie doch allemal, wenn ſie auf den Gipfel einer Höhe kommen, eine Art von Erſtaunen merken zu laſſen. Sie bleiben ſtehen, ohne daß ſie der Reiter anhält; und wenn dieſer, aus Mangel der Erfahrung, ſie mit dem Sporne antreibt, gehen ſie dennoch nicht fort, bis ſie ihren Vortheil recht genommen haben.

Nicht allein unterſuchen ſie den Weg, ſo weit ſie ſehen können, ſondern ſie fangen auch an zu wiehren, als wenn ſie dem Reiter erinnern wollten, auf ſeiner Hut zu ſeyn: wenn er an dergleichem Orte noch nicht geweſen iſt, ſo verurſachen ihm dieſe Zeichen viel Furcht. Alsdenn gehen die Führer voraus, treten längſt dem Wege hin, klettern auf einen Felſen, halten ſich an die Wurzeln der Bäume, und muntern das Maulthier durch ihr Geſchrey auf, ſo lange bis es den Berg hinunter iſt. Man muß ſich verwundern, mit was für einer Genauigkeit dieſe Thiere alle ihre Bewegungen einrichten. Die Menſchen ſelbſt könnten nicht mit mehrerer Klugheit, und Ueberlegung zu Werke gehen. Wenn dieſe Thiere öftere dergleichen Reiſen gethan haben, erwerben ſie ſich eine Art von Ruhme, der ſie ſehr theuer machet.

Glücklicher Weiſe überſtiegen wir alle Schwierigkeiten auf dieſem Wege, und kamen nach dem Flecken Guaranda. Der Ueberreſt des Weges bis Quito hat weder Abgründe, noch gefährliche Oerter; aber die Kälte iſt deſto empfindlicher. Die Landſchaft war alle Morgen weiß vom Reife, und die Gipfel der Felſen mit Eiſe beleget. In

 dem

dem hitzigen Erdſtriche, und unter dem Aequator, ſollte ein Europäer, ein Franzoſe, eine ausnehmende Hitze erwarten; und ich bin das meiſte mal für Kälte erſtarret geweſen.

Wir hatten das Vergnügen, auf der Ebene von Callo den berühmten Palaſt der alten Incas zu ſehen, wovon Sie die Beſchreibung geleſen haben. Je weiter wir reiſeten, je mehr nahmen die dicken Hölzer ab. Nicht lange hernach fanden wir bloſen Sand, und etwas weiter hinauf, nackende und verbrennte Berge, welche den Rücken des Feuerſpeyenden Berges Pichincha umgaben. Dieß will ſo viel ſagen, Madame, daß wir uns dem Ende unſerer Reiſe näherten.

Als wir auf der Höhe der Berge angelanget waren, erinnerte ich mich, was ich in den Abhandlungen eines unſerer Herren von der Academie, der einige Jahre vorher an eben dem Orte geweſen war, geleſen hatte. „Ich wurde bey dem Anblicke eines langen, und fünf oder ſechs Stunden breiten Thales, der mit Bächen durchſchnitten war, welche ſich in einen Fluß vereinigten, in Erſtaunen und Bewunderung verſetzet. So weit mein Geſicht reichen konnte, bemerkte ich angebauete Landſchaften, Felder und Wieſen, mit

buſchigen

buſchigen Anhöhen, mit Dörfern, und Häuſern untermenget, welche mit lebendigen Hecken, und mit Gärten umgeben waren. Die Stadt Quito zeigte ſich zu Ende dieſer anmuthigen Ausſicht; und ich glaubte, in die ſchönſten Provinzen von Frankreich verſetzet zu ſeyn. Je weiter ich von dieſer Höhe herunter kam, je mehr veränderte ſich das Clima, und ich kam nach und nach aus einer heftigen Kälte, in die gemäßigte Luft unſerer ſchönſten Tage im Monate May. Gar bald entdeckte ich alle dieſe Gegenſtände in der Nähe, und deutlicher. Jeder Augenblick vermehrte meine Verwunderung: ich ſah zum erſtenmale Blumen, Knoſpen, und Früchte, auf allen Bäumen in freyem Felde; ich ſah ackern, ſäen, und ärnden, in einem Tage, und an einem Orte.„

Endlich bin ich hier in Quito; und damit ich nichts vergeſſe, habe ich für nöthig gefunden, alle Umſtände gleich bey meiner Ankunft aufzuſchreiben. In etlichen Tagen werde ich meinen Brief wieder vornehmen, und fortfahren. : : : :

Ich fange die Fortſetzung meines Briefes, Madame, um ſo viel lieber wieder an, da ich ſeit drey Wochen die Gaſſen, und umliegen-

den Gegenden von Quito durchwandert habe, und Ihnen das Inwendige und Aeußere dieſer Stadt kann kennen lernen. Ich muß Ihnen erſtlich ſagen, daß ich bey einem Spanier wohne, welcher allen Beobachtungen derer Mathematiker, die zu Beſtimmung der Figur der Erde hierher geſchicket wurden, beygewohnet hat. Dieſer hat mich berichtet, daß beſagte Herren bey ihrer Herreiſe eben den Weg von Guayaquil genommen haben, wie ich; „daß ſie eine halbe Stunde von dem Flecken Guaranda den Corregidor, nebſt dem provinzial Alcalde angetroffen hatten, der ihnen entgegen gekommen war; daß ſie ein wenig weiter den Pfarrer hatten erſcheinen geſehen, welcher von jungen blau gekleideten Indianern, die einen Gürtel von Bande, und eine Art von Turbane auf dem Kopfe gehabt hatten, war begleitet worden; jeder von ihnen hatte eine kleine Fahne in der Hand getragen: und in dieſem Aufzuge hatten ſie zwey oder drey Compagnien ausgemachet, die nach ihrer Landesart getanzet, und ein Freudengeſchrey gemachet hatten. Dieſer muntere und anſehnliche Trupp, ſetzte der Spanier hinzu, begleitete die Mathematiker bis in den Flecken. Der

Pfarrer

Pfarrer complimentirte ſie; und ſo bald ſie hineingegangen waren, ließen ſich die Glocken und eine Muſic von allerhand Inſtrumenten hören, welches alles dieſem Empfange das Anſehen eines Triumphes gab. Die Aſtronomen, bey ihrer Verwunderung, fragten, wem ſie dieſe Ehre zuſchreiben ſollten? und man antwortete ihnen, daß die Einwohner des Landes es mit Fremden von einigem Anſehen allemal auf dieſe Art zu halten pflegten. Als ſie zu Quito angekommen waren, räumte ihnen der Statthalter Zimmer in dem Palaſte der Audienzia ein; und bewirthete ſie drey Tage lang auf das prächtigſte: binnen dieſer Zeit beeiferten ſich der Biſchof, die Domherren, die Alcaldes, Regidors, und alle andere vornehme Perſonen, wer ihnen die meiſte Höflichkeit erweiſen konnte. „

„Die Franzöſiſchen Academiſchen Herren langten auf einem andern Wege an. Dieſe Stadt ſollte ihr ordentlicher Wohnplatz, und der Mittelpunct ihrer aſtronomiſchen Verrichtungen ſeyn. Die erſten Tage wurden zu Beſuchen, und Gegenbeſuchen, ſo wohl als zu Stillung der Neugierde des Publicum, und der ihrigen, angewendet. Hierauf

auf fiengen ſie an, die Gegend für ihre erſten Unternehmungen zu unterſuchen. Sie wurden aber durch einen derer Zufälle aufgehalten, welcher die Gelehrten demüthigen muß, indem er ihnen zeiget, daß der Vorzug ihrer Einſichten ſie wegen der gemeinen Lebensbedürfniſſe nicht in Sicherheit ſtellet. Die Entfernung der Oerter, und inſonderheit der Mangel des unmittelbaren Handels zwiſchen Frankreich und dem Spaniſchen America hatten die Wechſelbriefe, die ſie erwarteten, verzögert; und es waren in achtzehn Monaten, ſeit ihrer Abreiſe von Paris, keine Nachrichten aus Europa angekommen. Derjenige unter ihnen, der die Verwaltung der Gelder unter ſich hatte, meldete zwar die traurige Lage, worinnen ſie ſich befanden, dem Unterkönige von Peru; es verliefen aber nicht allein zwey Monate, ehe er Antwort bekam, ſondern ſelbige fiel auch nicht günſtig aus.„

„Dieſe Gelehrten alſo, von allem Gelde entblößet, und drey tauſend Stunden von ihrem Vaterlande entfernet, ſahen ſich genöthiget, Zuflucht zu ſuchen, ohne zu wiſſen, wo. Einer von ihnen reiſete nach Lima, um von denen Credit-Briefen, die ſie an die Franzöſiſchen Correſpondenten bey ſich hatten,

ten, Gebrauch zu machen. Dieſe Reiſe war von dem guten Erfolge, den ſie ſich verſprachen, und nichts ſtörete nunmehr ihre vorzunehmende Arbeit; ſie fiengen ſolche in der Ebene von Yaruqui an, wo ich ihren Beobachtungen öfters beygewohnet habe. Sie bekamen auch eine unzähliche Menge junger Indianer zu Zuſchauern, für welche dieſe gelehrten Unternehmungen unergründliche Geheimniſſe waren. Sie konnten nicht begreifen, was ein Menſch auf den Knieen, am Fuße eines Quadranten, mit zurückgebogenem Kopfe, und in einer gezwungenen Stellung, machen könne; warum er in der einen Hand ein ſchwarz gemachtes Glas halte, mit der andern die Schrauben am Fuße des Inſtruments richte; warum er ſein Auge bald auf die Diopter, bald auf die Grade, bald auf das Senkbley richte; warum er von Zeit zu Zeit die Minuten und Secunden einer Penduluhr anſehe, etliche Zahlen auf ein Papier ſchreibe, und hernach ſeine vorige Stellung wieder nehme. Keine von allen dieſen Bewegungen entgieng ihrer Aufmerkſamkeit; und weil dieſe Völker vortreffliche Pantomimen ſind, welche die Gabe haben, alles was ſie ſehen, wenn ſie es auch nicht verſtehen,

nach-

nachzumachen, ſo erblickte man, ehe man es ſich vermuthete, auf dem Sande große hölzerne Quadranten, und bemaltes Papier, ziemlich gut nachgemachet, und dieſe Poſſenreißer die Mathematiker ſo natürlich vorſtellen, daß man einen jeden von ihnen erkennen konnte. Dieß alles geſchah auf eine ſo komiſche Art, daß unſere Gelehrten die erſten waren, welche darüber lachen mußten.„

„So wie ich unſeren Academiker auf dem flachen Lande gefolget war, ſo begleitete ich ſie auch auf die Berge. Wir ſtiegen auf den höchſten Gipfel des Pichincha, den Veſuv von Quito, an deſſen Fuße dieſe Stadt gelegen iſt, und da können Sie nicht glauben, was wir von der Kälte, und von der Gewalt des Windes, haben auszuſtehen gehabt. Auſſer dieſen beyden Beſchwerlichkeiten, waren wir noch von einem ſo dicken Nebel umgeben, daß wir kaum auf ſieben oder acht Schritte um uns ſehen konnten. Wenn die Düſternheit ſich zertheilete, und die Wolken durch ihre Schwere ſich nach der Erde ſenketen, ſo wurden ſie einer See ähnlich, wo unſer Felſen aus der Mitten hervor ragte, wie eine Inſel. Wir konnten das Geräuſch der Gewitter hören, welche über Quito, und die

benachbarten Oerter, wegrolleten: wir ſahen das Blitzen, und Leuchten, unter uns; und unterdeſſen daß Ströme von Regen das ganze umher gelegene Land unter Waſſer ſetzten, genoſſen wir ruhig des heiterſten Wetters. Der Himmel war hell; die Sonne erwärmete die kalte Luft; der Wind ließ ſich faſt nicht mehr ſpüren. So bald aber die Wolken wieder in die Höhe ſtiegen, änderte ſich alles: ihre Dicke benahm uns den Athem; es fieng wieder an, Schnee zu fallen, windig zu werden; und aller Augenblicke mußten wir gewärtig ſeyn, uns, mit unſern Hütten, in die herum gelegenen Abgründe geſtürzet zu ſehen. Das Krachen derer Felſen, welche ſich von dem Berge losmachten, und im Fallen ihn erſchütterten, vermehrete unſere Furcht noch mehr. Es war dieſes um ſo viel fürchterlicher, da man in dieſer Wüſte nichts anders hörete; und kein Schlaf konnte dawider helfen.„

„So oft als es ſchneiete, mußten wir mit Schaufeln aus unſeren Hütten gehen, und den Schnee, der ſich auf dem Dache häufte, wegmachen, aus Furcht, die Hütte möchte eingedrücket werden. Wir hatten zwar Bediente; ſie waren aber von der Kälte ſo erſtarret,

ſtarret, daß man ſie aus ihrem kleinen Zelte, wo ſie ein beſtändiges Feuer unterhielten, nicht heraus bringen konnte. Unſere Koſt beſtund in ein wenig gekochtem Reiße mit Fleiſche, oder Flügelwerke, welches man uns von Quito brachte. An ſtatt des Waſſers fülleten wir unſere Krüge mit Eiſe, das wir am Feuer ſchmelzen ließen; und ſo lange wir aßen, mußte ein jeder ſeinen Teller über einem Kohlfeuer haben.„

„Zuweilen überfiel uns die Nacht unten am Berge auf freyem Felde, wo wir gezwungen waren, den Tag zu erwarten. Unſere Sättel dienten uns alsdenn zu Kopfküſſen, und unſere Mäntel zu Matrazzen; unſere Schnupftücher, die wir auf unſere Hirſchfänger hiengen, ſtellten eine Art von Bettbehänge vor, der uns vor dem Rauchfroſte ſchützte. Anderemale hatten wir das Herabfallen der großen Schneehaufen, die mit Sande vermenget hart geworden waren, und wir für Felſenſtücken anſahen, zu befürchten. Sie ſonderten ſich von dem Gipfel des Berges ab, und fielen neben unſern Zelten nieder. Wir wurden durch dieſes Krachen, das der Widerſchall verdoppelte, und die Stille der Nacht zu vergrößern ſchien, aufgewecket.„

„Unter-

„Unterdeſſen, daß wir an dieſem Orte gelagert waren, kamen zwey Einwohner von Quito, die, vielleicht mit der ganzen Stadt, voller Neugierde waren, zu wiſſen, was wir ſo lange Zeit oben in der mittelſten Gegend der Luft machten. Ihre Maulthiere brachten ſie an den Fuß des Felſen, wo wir unſere Wohnung hatten; allein es blieben noch zwey hundert Toiſen in gerader Höhe zu überſteigen, wohin man nicht anders, als durch Hülfe der Hände und Füße, kommen konnte. Wir ſahen etliche male, wie ſie verſuchten hinauf zu klettern, ſolches aber aufgeben mußten; endlich ſetzten ſie von neuem an, und kamen an unſern Poſten, nachdem ſie mehr als zwey Stunden zugebracht hatten, ihn zu überſteigen. Wir empfiengen ſie freundlich, und ließen ſie an unſeren Reichthümern Theil nehmen. Sie fanden uns mit Schnee reichlicher verſorget, als mit Waſſer. Es wurde ein großes Feuer gemacht, um ihnen Eis zu trinken zu geben. Sie blieben einen Theil des Tages bey uns; und am Abende kehrten ſie wieder nach Quito, wo wir ſeitdem in den Ruf als außerordentliche Leute, kamen. Niemand konnte ſich einbilden, daß der einzige Bewegungsgrund dieſer Mathematiker

ſey, die Geſtalt der Erde zu berichtigen, und deſſenwegen ein ſo mühſeliges Leben zu führen. Man ſtund in der Meynung, ſie wären ausgegangen, durch Hülfe magiſcher Künſte die Goldgruben auszuforſchen, und unterhielten ein heimliches Verſtändniß mit dem Teufel. Zwey Indianer, die ihre Eſel verloren hatten, nahmen ihre Zuflucht zu ihnen, und baten ſie auf den Knieen, ihnen zu ſagen, wo dieſe Thiere hingekommen wären, weil ihnen, wie ſie ſagten, nichts verborgen wäre.„

„Der Pichincha war vor dieſem ein Feuerſpeiender Berg, und hat ſeit der Eroberung einige ziemlich ſtarke Auswürfe gehabt. Seine Oefnung iſt auf einer hohen Spitze, welche nunmehr mit Sande, und verbrennter Materie bedecket iſt, und wo kein Feuer mehr heraus kommt; ja man ſpüret nicht einmal den geringſten Rauch. Unterdeſſen werden diejenigen, welche in der Gegend herum wohnen, zuweilen durch das fürchterliche Getöſe, der in den Höhlen des Berges verſchloſſenen Winde, in Schrecken geſetzet. Sie erinnern ſich noch der ehemaligen Verwüſtungen, da die Stadt, und das herum gelegene Land, unter einer Ueber-

ſchwem-

ſchwemmung, ſo zu ſagen, von Aſche begraben wurden.„

„Dieſer weite Schlund iſt, wie durch eine Mauer, getheilet; und alles, was wir darinnen wahrnahmen ſchien nichts als Schutt von dem verbrennten, und herab gefallenen Gipfel zu ſeyn. Ein unordentlicher Haufen ungeheuerer, zerbrochener, und übereinander geworfener Felſen, ſtellt dem Auge ein lebhaftes Bild des Chaos vor. Man hat aus dieſem Volcane Ströme von Feuer heraus kommen geſehen, die ſich neue Wege geöfnet, und die Seiten des Berges durchbohret haben. Ganze Waſſerfälle von halb geſchmolzenen Schnee ſtürzten ſich in die Ebene; eine See ſiedenden Waſſers bedeckte das Land auf etliche Stunden in der Runde, und rollte in ſeinen Wellen entzündete Klumpen, mit untermiſchten Eisſchollen, und Stücken Felſen.„

„Die Lebensart der Mathematiker auf dem Eisgipfel des Pichincha war, ſo zu ſagen, das Noviziat derjenigen Einrichtung, die ſie zwey Jahre lang, auf mehr als dreyßig verſchiedenen Bergen zu erdulden hatten, wo ihnen keine andere Linderung, als die Gewohnheit, zu ſtatten kam: denn ihre Kör-

per wurden endlich abgehärtet, und lerneten das Clima, und die groben Speiſen vertragen. Sie wurden auch die große Einſamkeit, und die Verſchiedenheit der Hitze und Kälte, wenn ſie von einem Berge auf den andern giengen, gewohnt. So groß die Kälte auf den höchſten Bergen war, ſo unausſtehlich war die Hitze in denen Thälern, die ſie durch zu wandern hatten. Kurz, die Gewohnheit machte ſie vor aller Gefahr unempfindlich; und die Ehrbegierde unterſtüzte bey den größten Beſchwerlichkeiten ihren Muth. Einsmals glaubten die Einwohner, als ſie vom weiten die etliche Tage lang anhaltenden Blitze, und die beſtändig krachenden Donnerwetter, den unaufhörlich fallenden Schnee, und die weiß bedeckten Gipfel der Berge ſahen, daß dieſe Gelehrten alle müßten umgekommen ſeyn. Es war nicht das erſtemal, daß ſich dergleichen Rede ausgebreitet hatte; und bey dieſer Gelegenheit ſtellete man öffentliche Gebete ihrer wegen an.„

„Allein es waren dieſes nicht die einzigen Schwierigkeiten, die ſie zu beſtreiten hatten; ſie wären allzu glücklich geweſen, wenn ſie nichts, als die Rauigkeit der Witterung wider

der ſich gehabt hätten. Sie mußten noch alle Advocatenſtreiche, bey Entſcheidung verſchiedener Proceſſe, die man wider ſie angeſponnen hatte, aushalten: ein wunderliches Schickſal, für Leute, die bis hierher vielleicht kaum den Namen davon gekennet hatten; noch wunderbarer aber für Mitglieder einer Academie, die genöthiget waren, an ſtatt ſich dem Hauptgegenſtande ihrer Reiſe lediglich zu widmen, die Hälfte ihrer Zeit mit Einrichtung der Proceſſe, mit Vorſtellungen bey dem Richter, und mit Anwälden und Advocaten, zubringen mußten. Dieſe Proceſſe waren von dreyerley Art: ſie betrafen civil, politiſche, und peinliche Sachen.„

„Was den Civilproceß anbelangt, ſo haben Sie geſehen, daß der Geldmangel die Herren Academiker zuweilen in Verlegenheit ſetzte. Einſtmals ſahen ſie ſich genöthiget, bis auf ihre Kleider, und andere Habſeligkeiten, zu verkaufen, um leben zu können. Die Nothwendigkeit, dieſen kleinen Handel zu treiben, veranlaſſete, daß man ſie in Quito für Schleichhändler hielt, die verbotene Waaren verkauften. Verſchiedene Perſonen ſagten aus, ſie hätten von dieſen Fremden, und ihren Bedienten, Nadeln, Flintenſteine, Hem-

den, Spitzen, Edelſteine, und andere Kleinode gekaufet. Das Angeben wurde an den Unterkönig geſchicket; ein Alcalde mußte die Meublen, Kleider, Bücher, und Inſtrumente dieſer Herren durchſuchen, nichts aber ſchien ihm contreband zu ſeyn; er machte eine Regiſtratur, und die Beklagten wurden für unſchuldig erkennet.„

Der zweyte Proceß betraf eine politiſche Angelegenheit. Er entſtund bey Gelegenheit derer Pyramiden, welche in Quito aufgerichtet wurden, um die Arbeit der Herren Mathematiker den künftigen Zeiten kund zu thun, und das Andenken davon zu verewigen. Die Herren Juan, und Ulloa, widerſetzten ſich der Errichtung dieſer Denkmale, und führten zur Urſache an, daß die lateiniſche Aufſchrift, welche eingegraben werden ſollte, der Spaniſchen Nation, und der Perſon Sr. Catholiſchen Majeſtät, ſchimpflich wäre: hiernächſt hätte man vergeſſen, ihrer darinnen Erwähnung zu thun, unerachtet ſie dieſer Arbeit ebenfalls wären zugeſellet worden; man hätte auch die Namen zweyer Franzöſiſcher Miniſter genennet, ohne von den Spaniſchen zu reden, und oben auf die Pyramiden hätte man eine Lilie geſetzet, welches

ches die Ehre des Königes beleidigte. Sie machten daher den Schluß, die Aufſchrift müſſe unterdrücket werden, und der Verfaſſer einen Verweis bekommen.„

„Dergleichen wider Fremde erhobene Klagen konnten nicht fehlen, Eindruck zu machen; aber, ohne in dieſen verwirrten Handel, der ſehr langweilig wurde, einzugehen, iſt es genug, wenn man weiß, daß ſie endlich die Oberhand behielten. Sie erkläreten ſich, daß, wenn die beyden Spaniſchen Mathematiker, die Herren Juan und Ulloa, in der Aufſchrift nicht genennet wären, ſie es ſich ſelbſt zuſchreiben müßten, weil ſie nicht hätten verſtatten wollen, als Mitarbeiter, (cooperantibus,) angeführet zu werden; und da ihnen dieſer Ausdruck nicht anſtändig geweſen wäre, hätte man vorgeſchlagen, concurrentibus, auxiliantibus, zu ſetzen, alles dieſes aber wäre nicht angenommen worden: dieſem zu Folge wären ihre Namen weggeblieben; man hätte aber einen leeren Platz gelaſſen, wo ſie mit leichter Mühe, im Falle man einig werden ſollte, noch hineinkommen könnten. Es wäre nicht zu begreifen, wie man die Franzoſen beſchuldigen wollte, wider den Reſpect eines Souverains von ihres Kö-

niges Geblüte gehandelt zu haben; wenn ſie geſaget hätten, daß die Pyramiden unter dem Schutze Sr. Cathol. Majeſtät, (auſpiciis regis catholici,) wären errichtet worden, ſo wäre dieſes weit anſtändiger geſaget, als wenn ſie geſetzet hätten, mit Seiner Genehmhaltung; überdieß würde kein Menſch vermuthen, daß ein Werk von dieſer Art könne auf dem Gebiete eines Souverains, ohne ſeine Einwilligung, vorgenommen werden: die Namen der Spaniſchen Miniſter könnten gar wohl als ein fremder, nicht hierher gehöriger Umſtand angeſehen werden; da man hingegen wegen der Franzöſiſchen Miniſter niemals dergleichen Urtheil fällen würde. Letztere wären die Beförderer dieſes glorreichen Unternehmens geweſen: Gegentheil könne auf ſeine Koſten andere Pyramiden errichten, wo man ihm die Freyheit nicht ſtreitig machen würde, darauf zu ſetzen, was er wolle.„

„In Anſehung der Lilie, welche oben auf dieſen Denkmalen ſtund, ſo zeigete man, daß der völlige Schild des Spaniſchen Wappens ſich zu einem freyſtehenden Aufſatze nicht ſchicke; man wäre dem beſtändigen und regelmäßigen Gebrauche gefolget, daß man das vornehmſte Stück des Wappens als einen

Zier-

Zierrath genommen hätte: da die Aufſchrift dem Könige von Spanien gewidmet wäre, hätte man das Familienwappen des damals regirenden Philipp V, nehmen müſſen; um aber alle falſche Auslegung zu vermeiden, dürfte man nur über dieſe Lilie die Spaniſche Krone ſetzen, und niemand würde alsdenn zweifeln, daß ſie das Sinnbild eines Spaniſchen, aus dem königlich Franzöſiſchen Hauſe herſtammenden Monarchen ſey.„

„Zuletzt baten die Herren von der Academie die königliche Audienzia um ihre Genehmhaltung wegen der Aufſchrift. Dieſes Tribunal ertheilte ihnen, durch einen Rechtsſpruch, die Erlaubniß, auf der Ebene von Yaruqui zwey Pyramiden, zum Andenken ihrer Beobachtungen errichten zu laſſen, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß die Spaniſche Krone zugleich oben darauf geſetzet würde. Die Aufſchrift wurde in allen ihren Theilen gebilliget; die Namen der beyden Mathematiker, Juan und Ulloa, ſollten nebſt der Anzeige, daß dieſe Gelehrten wären abgeſchicket worden, um den Beobachtungen der Franzöſiſchen Academiker beyzuſtehen, mit hinein geſetzet werden.„

„Allein dieſe Denkmale, derer Errichtung ſo viele Schwierigkeiten fand, dieſe berühmten Pyramiden, welche den Ruhm ſo vieler Gelehrten in Indien verbreiten, und die Früchte ihrer Arbeit verewigen ſollten, beſtunden wenige Zeit nach der Herren von der Academie ihrer Abreiſe. Vermöge eines Befehls vom Spaniſchen Hofe wurden ſie bis auf den Grund zerſtöret; und die Steine, welche den Mittelpunct der beyden Plätze zum Grunde ausmachten, ſind ſeitdem zu Mühlſteinen gebrauchet worden.„

„Der dritte Proceß wurde erreget, wegen der Ermordung des Herrn Seniergues, eines Wundarztes, den die Herren von der Academie nach Peru geſchicket hatten, und der ſein Leben auf eine traurige Art daſelbſt endigte. Es wurde zu Cuenza, auf dem öffentlichen Platze, ein Stiergefecht gehalten. Seniergues, der ruhig in einer Loge ſaß, wurde von dem bewaffneten und wütenden Pöbel angefallen, und derjenige, der Amts wegen dergleichen Aufruhr ſteuern ſollte, hetzte das Volk noch auf. Der beherzte Wundarzt, als er ſich überfallen ſah, gieng aus ſeiner Loge, widerſetzte ſich dem Haufen, hielt ihn einige Zeit ab, wurde aber endlich verfol-

verfolget, umringet, entwaffnet, fiel zuletzt, und wurde tödlich verwundet. Eine Franzöſiſche Galanterie war die Urſache des Streites. Seniergues hatte ſich einfallen laſſen, die gerechte Sache einer hübſchen Frau wider einen Liebhaber, der ſie betrogen hatte, zu vertheidigen.„

„Es entſtund ein allgemeiner Aufruhr wider die, welche von Ihrer Nation gegenwärtig waren; faſt alle liefen Gefahr, das Leben einzubüßen. Zum Glücke fanden ſich unter den Geiſtlichen und Mönchen, gutherzige Leute, die ſie in Schutz nahmen. Der Verwundete ſturb nach vier Tagen in dem Hauſe der Jeſuiten. Die Herren von der Academie, um das Andenken des Verſtorbenen zu ehren, hielten ſich verbunden, wider die Mörder klagend einzukommen, und der Proceß hat drey Jahre gedauert. Den Verbrechern wurde die Landesverweiſung zuerkennet, die ſie nicht gehalten haben, eine Geldſtrafe, die ſie nicht bezahlet haben; und nach der Abreiſe der Franzoſen ließ man neue Zeugen abhören, wodurch ſie gänzlich losgeſprochen wurden. Der Hauptverbrecher allein nahm den Entſchluß, und wurde Prieſter.„

„Uner=

„Unerachtet des Geſetzes, welches Dolche zu tragen verbietet, werden ſelbige dennoch in ganz America unter uns geduldet. Daher auch in den großen Städten, wie Lima, Quito, u. d. keine Woche, und zuweilen kein Tag vergeht, der nicht durch eine Mordthat bezeichnet wird. Der Mißbrauch der Zufluchtsörter iſt die hauptſächlichſte Urſache dieſer Unordnung. Ein Mörder, auf dem Platze vor einer Kirche, ſpricht der ganzen weltlichen Juſtiz Hohn. Es iſt zu verwundern, daß die Größe des Uebels, die Nothwendigkeit es zu unterdrücken, noch nicht begreiflich gemachet hat.„

„Unterdeſſen daß man einerſeits den Academikern in Peru allerhand Verdruß anthat, ſo bezeigte man andererſeits der berühmten Geſellſchaft, deren Mitglieder ſie waren, daſelbſt viele Ehrerbietung. Die Univerſität zu Quito widmete der königlichen Academie der Wiſſenſchaften zu Paris eine Streitſchrift, und überſchickte ſie ihr nebſt der Zueignungsſchrift. Beydes war auf eine ſilberne Platte geſtochen, mit der Minerva, die von ſpielenden Kindern umringet war, nebſt den Sinnbildern der mathematiſchen, und phyſicaliſchen Wiſſenſchaften. Die Academie

mie bezeugte der Univerſität ihre Erkenntlichkeit in einem Dankſagungs-Schreiben.„

Der Spanier, von dem ich alle dieſe Umſtände habe, ſagte mir, daß die meiſten unſerer gelehrten Argonauten, nach einem ſiebenjährigen Aufenthalte in Peru, wieder in ihr Vaterland gekehret wären; der Herr de la Condamine über den Amazonen-Fluß; Herr Bouguer, über Carthagena und S. Domingo; die Herren Godin, und Jüßieu aber hatten dieſes Land erſt etliche Jahre hernach verlaſſen. Erſterer nahm den Titel an, als Sr. Cathol. Majſt. Cosmograph, (Weltbeſchreiber,) und wurde Profeſſor der Mathematik auf der Univerſität zu Lima. Seit etlichen Monaten iſt er nach Spanien gereiſet, wo er, wie man ſagt, Willens iſt, ſich beſtändig aufzuhalten. Der Herr von Jüßieu wurde, vermittelſt einer Beſtallung von der Audienzia von Quito, als Arzt zurück behalten: die Proben ſeiner Geſchicklichkeit, die er abgeleget hatte, und das Zutrauen, welches man in ſeine Einſichten ſetzte, machten ſeine Hülfe nothwendig zu einer Zeit, da die Blattern die ganze Provinz verheereten. Dieſe Krankheit herrſchet hier nicht beſtändig: zuweilen gehen ſieben oder acht Jahre

vorbey,

vorbey, ohne daß man etwas von ihr ſpüret; wenn ſie aber einmal einreißt, ſo verſetzet ſie das ganze Land in die größte Bekümmerniß. Außer daß ſie natürlich bösartig iſt, ſo ſchreibt man einen Theil ihrer traurigen Wirkungen der ſchlechten Hülfe zu, welche man den Kranken leiſtet. Diejenigen, welche davon kommen, haben ihr Leben blos der Stärke ihres Temperaments zu danken.

Ich bin, u. ſ. w.

Quito, den 22 May, 1751.

Der 143 Brief.

Fortſetzung von Peru.

Ich glaube, Madame, die Stadt Quito nunmehr genug zu kennen, um Ihnen einen hinlänglichen Begrif davon zu machen. Sie liegt in dem Innern des Landes, an einem Hange des Pichincha, zwiſchen zwey groſſen Ebenen, die ſich in der Nähe des Berges zuſammen ziehen, und endlich vereinigen. Daſelbſt liegt die Stadt auf einem ſehr ungleichen Boden, auf den Ruinen ſelbſt des alten, von den Indianern erbauten Quito. Dieſe

Lage verurſachet, daß die Gaſſen uneben ſind: einige befinden ſich in der Tiefe, andere auf Höhen. Man muß ſich wundern, daß die Spanier dieſe unangenehme Lage, den ſo ſchönen, und weitläuftigen Flächen, vorgezogen haben. Vielleicht glaubten ſie nicht, dereinſt eine ſo große Stadt daſelbſt zu ſehen: denn zu der Zeit, da ſie den alten Platz wählten, thaten ſie nichts weiter, als feſte Häuſer, an ſtatt der zerbrechlichen Hütten, hinzuſetzen; aber durch den Aufenthalt von Gonzalez Pizarro wurde Quito eine reiche und blühende **Stadt**. Die beyden Ebenen wurden gar bald mit Landhäuſern beſetzet, die Felder angebauet, die Wieſen mit Graſe und Blumen beſäet, und die Anhöhen mit zahlreichen Heerden bedecket. Verſchiedene Hügel geben überflüßiges Waſſer, welches durch unterirrdiſche Canäle in alle Theile der Stadt geleitet wird. Sie iſt ohngefähr ſo groß, wie Rouen: auf einem weniger ungleichen Boden würde ſie größer ſcheinen.

Der vornehmſte **Marktplatz** iſt viereckig, und jede Seite mit vier großen Gebäuden gezieret; nämlich mit der Cathedralkirche, mit dem biſchöflichen Palaſte, dem

Stadt=

Stadthauſe, und dem Gebäude der Audienzia, welches anfängt einzufallen. In der Mitten ſteht ein ſehr ſchöner Springbrunnen, und auf die Ecken ſtoſſen vier große, breite, gerade, aber unbequeme Gaſſen, wegen des beſtändigen Auf- und Niederſteigens. Dieſer Fehler macht, daß man an keinem Orte in der Stadt im Wagen fahren kann; die Weiber behelfen ſich mit Sänften; die Mannsperſonen gehen zu Fuße, mit einem Bedienten, der den Sonnenſchirm trägt.

Die übrigen Gaſſen gehen krumm, und haben weder Ordnung noch Aehnlichkeit, noch Annehmlichkeit. In einigen ſieht man Klüfte von dem Berge, und die daſelbſt ſtehenden Häuſer folgen den Krümmungen und Abwegen. Einige dieſer Spalten ſind ſo tief, daß man oben darüber hat Gewölber ſchließen müſſen, um die Häuſer darauf zu bauen; ſolchergeſtalt ſteht ein Theil von Quito in ſeinen Grundmauern auf Bögen. Die vornehmſten Häuſer ſind ſehr geraumig; und einige darunter, ob ſie gleich nur ein Stockwerk hoch ſind, haben wohl angelegte Zimmer. Die meiſten ſind mit Balcons verzieret; alle aber haben niedrige, und enge Thüren und Fenſter,

Fenſter, um vor der Sonne, und dem Winde, geſchützet zu ſeyn.

Außer dem großen Platze, giebt es noch andere ziemlich anſehnliche, die mit Kirchen, und Klöſtern umgeben ſind. Das Franciſcaner-Kloſter könnte unter den ſchönſten Gebäuden unſerer Mönche in Europa ſtehen. Es iſt von gehauenen Steinen gebauet, und hat unermeßliche Summen gekoſtet. Die übrigen, ohne ſo koſtbar zu ſeyn, ſind mit allen Zierrathen der Baukunſt verſchönert. Mit Erſtaunen ſieht man die Menge Silberwerk, und die koſtbaren Tapeten, womit die Tempel gezieret ſind, beſonders an öffentlichen Feſttagen. Die Klöſter der Nonnen übertreffen die von den Mönchen, nicht an Reichthum, ſondern wegen der Schönheit, und des Geſchmackes der Verzierungen.

Der Unterſchied iſt unglaublich, wenn man von dieſen Kirchen in die Pfarrkirchen kommt: in letzteren zeiget alles wenige Sorgfalt, Unreinlichkeit, und Armuth an: kaum haben ſie das Benöthigte, den Gottesdienſt mit Anſtande zu feyern. Viele ſind weder gepflaſtert, noch mit Dächern verſehen: das übrige trift mit dieſen Kennzeichen von Armuthe, und Verfalle, überein. Man rech-

net in Quito ſieben Pfarrkirchen, zwey Jeſuiter-Collegia, Auguſtiner, Dominicaner, Barfüßer, barmherzige Brüder, und verſchiedene Nonnenklöſter.

Der Gottesdienſt in dem Hoſpitale wird durch die Ordensbrüder Unſerer lieben Frauen zu Bethlehem verſehen, welche unſeren Ordensbrüdern von der Charité ähnlich ſind. Dieſer Orden iſt in Mexico entſtanden. Sein Stifter, Namens Betancourt, ſtammte, wie man ſaget, von einem Franzöſiſchen Edelmanne ab, der ein Fräulein entführet, und ſich auf die Canariſchen Inſeln geflüchtet hatte. Die Sorgfalt dieſer Geiſtlichen, die Pflichten ihres Berufs zu erfüllen, hat die vornehmſten Städte in Peru veranlaſſet, ſie zur Verwaltung ihrer Hoſpitäler zu wählen.

Eines von den Jeſuiter-Collegien iſt mit dem Titel einer Univerſität beehret worden: die Beſoldungen der Profeſſoren bezahlet der König. Merkwürdig iſt, daß die Profeßion der Arzneywiſſenſchaft allemal ledig bleibt, weil niemand iſt, der ſich dazu angiebt. Der König hat zwölf Plätze darinnen, für die Söhne der Oydores, und anderer civil- und militair-Bedienten.

Der

Der Biſchof von Quito hat mehr als hundert tauſend Livres an Einkünften; und ſein Capitul, welches aus vierzehn Chorherren beſteht, ohngefähr ſechzig tauſend. Das Amt bey dem Gottesdienſte in der Cathedral-Kirche, wird mit vieler Feyerlichkeit gehalten; das Feſt aber, wobey das meiſte Gepränge gemacht wird, iſt das **Fronleichnams-Feſt.** Alle hohe Gerichtshöfe, Beamten, und vornehme Perſonen, finden ſich dabey ein, und erſcheinen mit einer Pracht, die dem Spaniſchen Stolze eigen iſt. Was dabey am merkwürdigſten iſt, ſind die auſſerordentlichen Proceßionen, und Tänze der Indianer, welche dieſe in die Augen fallenden Andachtsübungen allezeit begleiten. Die Häuſer ſind mit reichen Tapeten behangen, und an dem Ende der Gaſſen Triumphbögen, nebſt Altären auf gewiſſe Weiten errichtet, worauf eine erſtaunende Menge goldener und ſilberner Gefäße prangen. Dieſe Pracht, mit der Koſtbarkeit der Kleider zuſammen genommen, giebt dieſem Feſte ein Anſehen, welches man in unſern Europäiſchen Städten nur unvollkommen nachahmet.

Einen Monat vor dem Feſte, wählen die Pfarrer in den Städten, und in der nächſten

ſten Gegend, eine gewiſſe Anzahl Indianer zu den Tänzen, und laſſen ſie diejenigen verſuchen, die vor der Eroberung im Lande gebräuchlich waren. Ihre Muſik beſteht in einem Pfeifer, und Trommelſchläger; ihre Tänze aber ſind nichts, als gewiſſe, auf eine ſehr ungeſchickte Art gemachte Sprünge. Die meiſten ſind wie Weiber angezogen, und jeder ſucht ſich durch ſeine närriſche Kleidung zu unterſcheiden. Sie haben eine Art von Larve, von Bändern gemacht, die ſie vor das Geſicht nehmen; über die Strümpfe ziehen ſie kleine Stiefeln, und binden Schällen daran, die einen beſtändigen Lärmen machen. In dieſer lächerlichen Kleidung, errichten ſie Compagnien von acht bis zehn Perſonen, und bringen ganze Tage zu, in den Gaſſen herum zu laufen, aus keiner andern Urſache, als eine Religions-Pflicht zu verrichten, oder vielleicht auch, weil ihnen dieſe Uebung gefället. Sie fangen einen Monat vorher damit an, und hören nicht eher, als einen Monat nach dem großen Feſte auf. Sie bekümmern ſich, dieſe Zeit über, weder um ihre Arbeit, noch Familie; und thun nichts, als laufen, ſpringen, tanzen, ohne müde, oder es überdrüßig zu werden, unerachtet die An-

zah

zahl ihrer Bewunderer von Tage zu Tage abnimmt, und der Beyfall ſich endlich in Spott und Verachtung verwandelt.

Dieſe Art von Andacht giebt nicht zu erkennen, daß dieſe Völker ſehr erleuchtete Begriffe vom Chriſtenthume haben. Es giebt auch in der That ſehr wenige, die es im Ernſte angenommen haben. Kommen ſie die Sonn- und Feſt-Tage in die Kirche, ſo geſchieht es blos aus Furcht, wegen der darauf geſetzten Strafe. Es iſt nicht lange, ſo wurde ein Indianer, der nicht in die Meſſe gekommen war, ſondern ſich beym Trinken aufgehalten hatte, mit Peitſchenſchlägen gezüchtiget, einer in dergleichen Fällen üblichen Strafe. Nachdem er ſie, ohne ſich zu beklagen, erduldet hatte, beobachtete er einen andern Theil des Geſetzes; er gieng nämlich zu dem Pfarrer, und bedankte ſich, daß er das Gebot mit ſo vielem Eifer hätte vollſtrecken laſſen. Der Pfarrer gab ihm einen kurzen Verweis, und ermahnte ihn liebreich, die Pflichten der Religion künftighin nicht zu verabſäumen. Kaum hatte er ausgeredet, ſo trat der Indianer zu ihm, und bat, er möchte ihm die Hiebe noch einmal, für den morgenden Tag, welcher auch ein Feſt war, ge-

ben laſſen, weil er Luſt hätte, ebenfalls zu trinken, und voraus ſähe, daß er nicht in die Meſſe kommen würde. Dieſes, Madame, würde man bey anderen Nationen als eine Bosheit auslegen können; hier aber iſt es nichts, als ein Uebermaas von Unwiſſenheit, und Schwäche des Verſtandes.

Das, was das **Wachsthum** der Chriſtlichen Religion in den Herzen dieſes Volkes **verhindert**, iſt, außer ſeiner natürlichen Dummheit, daß es noch beſtändig eine große Neigung zu dem Dienſte der Sonne, als ſeinem alten Götzendienſte, behält. In den großen Städten, wo man glauben ſollte, daß das Volk mehr Eifer für das Chriſtenthum hätte, ſind doch noch Tage, wo ſeine Andacht für dieſes Geſtirn rege wird, und ihn die Zeiten bereuen machet, die es nur der Sage nach noch kennet. Dergleichen Tag iſt **Mariä Geburt**, an welchem die Indianer das Gedächtniß des **Atahualipa** durch eine Art von **Trauerſpiele** feyern, das ſie auf den Gaſſen vorſtellen. Sie ziehen ſich alsdenn an, ſo wie man es zur Zeit der Incas zu thun pflegte. Sie tragen das Bildniß der Sonne, und des Mondes, ihrer geliebten Gottheiten; und die übrige Zeit bringen ſie mit

Trinken zu. Weil ſie ſehr geſchickt ſind, Steine mit der Hand, oder mit der Schleuder zu werfen, ſo muß man ſich in Acht nehmen, daß man ihnen in ihrer Trunkenheit nicht in den Weg kommt. Die Spanier, die ſonſt von dieſem Volke ſo ſehr gefürchtet, und als ihre Herren angeſehen werden, ſind dieſen Tag nicht ſicher; und die klügſten halten ſich in ihren Häuſern inne.

Eine andere Hinderniß, warum die Indianer nicht völlig bekehret werden, iſt der ſchlechte Unterricht, den ſie bekommen, und der Widerſpruch, den ſie bey der gepredigten Lehre, in den Beyſpielen eines ſchlechten Lebenswandels finden. Jeder Pfarrer iſt ein Tyrann, der die armen Leute ſeines Vortheils wegen arbeiten, und bey dem geringſten Verſehen halb tod prügeln läßt. Sie ſind verbunden, alle Wochen dreymal in das Catechiſmus-Examen zu gehen; kommen ſie nun ein wenig zu ſpät, ſo beſteht die väterliche Züchtigung des Pfarrers in einer Tracht Stockſchläge, die er ihnen gleich in der Kirche ſelbſt geben läßt: um nun den Pfarrer auf gelindere Gedanken zu bringen, nimmt ein jeder ein Geſchenk für ihn mit. Eben dieſer Pfarrer unterſaget ihnen auch den Umgang

mit den Frauensperſonen; er ſelbſt aber hält ihrer verſchiedene, welche er ſich nicht einmal die Mühe giebt zu verbergen. Wenn die Mönche auf das Land gehen, Almoſen für ihr Kloſter einzuſammeln, iſt dieſes eine Art militairiſcher Execution, denn ſie nehmen alles, was ihnen anſteht. Läßt nun der Indianer das, was man von ihm erpreßt hat, nicht gutwillig fahren, wird er mit Scheltworten und Schlägen überhäuft.

Unter denen Gerichtshöfen, welche zu Quito errichtet ſind, iſt der vornehmſte die königliche Audienzia: ſie unterſcheidet ſich in nichts von anderen gleiches Namens, welche an verſchiedenen Oertern des Spaniſchen America gehalten werden. Ich habe Ihnen ſchon gemeldet, daß dieſe Gerichte mit unſeren Parlementen übereinkommen. Die Audienzia zu Quito erſtreckt ſich bis an die äußerſten Gränzen der Provinz; und man kann von ihren Rechtsſprüchen nirgends als an den hohen Rath von Indien appelliren, und dieſes doch nur in Fällen, wo eine offenbare Ungerechtigkeit vorwaltet. Nach ihr kommt die Finanz-Cammer, welche die Abgaben der Indianer, ingleichen die Einkünfte von Zöllen, und alle andere Gelder

ein-

einnimmt, wovon die Beſoldungen dererjenigen, welche in Aemtern ſtehen, bezahlet werden. Der Stadtrath hat ſeine Stadtbeamten; die Inquiſition, ihre Commiſſarien, Gerichtsdiener, u. d.

Man ſchätzet die Anzahl der Einwohner auf funfzig bis ſechzig tauſend; und ſie werden in verſchiedene Claſſen eingetheilet, wie ich bey denen von Carthagena geſaget habe. Die Spanier ſind die ärmſten, weil ſie den Müßiggang dem Reichthume vorziehen. Sie glauben, durch Erlernung eines Handwerkes ihrem Stande zu vergeben, welcher aber in nichts beſteht, als daß ſie weder Schwarze, noch Mülatres, noch Indianer ſind. Die Meſtizen, weniger ſtolz, erlernen allerhand Profeßionen, und legen ſich auf Künſte. Sie werden Goldſchmiede, Maler, Bildhauer; und man muß ſich über die Vollkommenheit ihrer Arbeit um ſo mehr wundern, da ihnen das meiſtemal die erforderlichen Werkzeuge fehlen. Den Indianern überlaſſen ſie die blos mechaniſchen Beſchäfftigungen; dieſe aber beſtehen faſt lediglich in Fabriken, in dem Anbaue der Pflanzörter, und in der Wartung des Viehes. Jedes Dorf iſt, laut den Verordnungen, ver-

bunden, den Meyerhöfen ſeiner Gegend eine gewiſſe Anzahl Menſchen zu liefern, derer Arbeitslohn beſtimmet iſt. Nach Jahresfriſt kehren ſelbige wieder heim, und es kommen andere an ihre Stelle. Unerachtet dieſe Eintheilung auch die Manufacturen angeht, ſo wird bey dieſen doch nicht mehr darauf geſehen, weil nicht jedermann die Weberey verſteht, folglich wenig Vortheil zu erwarten ſtünde von denen, die dergleichen Arbeit nicht tüchtig machten. Man begnüget ſich, die Geſchickteſten zu wählen, welche mit ihren Familien in den Fabriken bleiben, und eben dieſe Handthierung ihren Kindern lehren. Außer dem jährlichen Lohne für dergleichen Arbeit, giebt man noch denjenigen, welche ſich durch ihren Fleiß beſonders hervorthun, Stücken Landes, und Rindvieh, das ſie nutzen können. Sie machen alsdenn das Land urbar, ſie ackern, ſie beſäen es, ſie bauen Hütten, welche nach und nach große Dörfer, und die Meyerey ein Herrnhof werden.

Die Kleidung der gemeinen Leute iſt verſchieden, nach dem es ihnen einfällt: wenige kleiden ſich auf Spaniſch; niemand aber mit Geſchmacke. Ein Kittel, eine Kappe,

Aermel ohne Aufſchläge, leinewandene Beinkleider, u. ſ. f. alles mehr oder weniger reich, mehr oder weniger mit Golde oder Silber verbrämet, nach dem Stande, Vermögen oder Anſehen eines jeden; und daraus beſteht ihr ganzer Anzug. Faſt alles iſt blau gefärbet; die einzige Farbe, die dieſem Volke gefällt. Man zieht daher auch von den Küſten von Mexico eine große Menge Indigo, die in den Fabriken des Landes verbrauchet wird.

Die meiſten Indianer haben kein Hemde: ſie begnügen ſich mit leinenen Beinkleidern, und mit einem ſchwarzen baumwollenen Wamſe, das wie ein Sack ausſieht, mit drey Löchern; eines davon iſt in der Mitten, wo ſie den Kopf durchſtecken, und die beyden andern ſind auf den Seiten, für die Aerme. Um den Hals haben ſie eine vier Finger breite Spitze, wie einen gekräuſelten Kragen, der auf die Bruſt, und auf die Schultern herunterhängt. Das Wams geht bis auf die Kniee; und oben darüber tragen ſie eine Art von zeugenem Mantel, der, nebſt einem im Lande fabricirten Hute, ihren ganzen Anputz machet: ſolchen aber legen ſie niemals ab, nicht einmal wenn ſie ſchlafen gehen. Niemals

mals verändern ſie ihre Kleidung; niemals ziehen ſie etwas an die Beine, oder tragen Schuhe, ſie müßten denn beſonders wohlhabend ſeyn; und in ſolchem Falle haben ſie goldene oder ſilberne Schnallen. Die Kleidung der Weiber iſt nicht künſtlicher: überhaupt aber bemerkt man mehr Reichthum, als Geſchmack.

Die jungen Leute von vornehmen Stande, legen ſich in den Schulen auf Erlernung der Scholaſtik, und ſehr wenige auf die ſchönen Wiſſenſchaften, auf die Mathematik, oder Geſchichte. Wenn ſie die Schulen verlaſſen, und nicht den geiſtlichen Stand erwählen, iſt ihre einzige Verrichtung, daß ſie ihre Landgüter beſuchen. Die Handelſchaft überlaſſen ſie den Europäern, und leben in einer Unthätigkeit, woraus ſie nicht zu bringen ſind, als bis ſie in ein lüderliches Leben verfallen, welches hier unter allen Geſchlechten, Ständen, und Jahren eingeführet iſt. Sie lieben das Spiel, das Frauenzimmer, ſtarke Getränke, und alle Laſter, die mit dieſen verſchiedenen Leidenſchaften verknüpfet ſind. Daher ſind auch die veneriſchen Krankheiten in dieſen Ländern ſo gemein, daß wenige Perſonen davon

befreyet bleiben, unerachtet man ihnen dieſe Krankheit äußerlich nicht anſieht. Was ſelbige ſo allgemein machet, iſt die wenige Sorgfalt, die man anwendet, um ſie zu heilen. Es iſt wahr, das Clima iſt zuträglich, und ſelten darf man dabey das Bette hüten. Man ſieht auch Leute ungemein alt werden, ohne daß dieſe von Jugend an zugezogene Krankheit ſie einen Augenblick verlaſſen habe.

Der Pöbel in Quito iſt dem Stehlen ganz beſonders ergeben, und weiß es mit ſo vieler Kunſt anzuſtellen, daß kein Taſchenſpieler es feiner machen könnte. Die Meſtizen, welche man für die verwegenſten Spitzbuben hält, machen ſich hauptſächlich an die Hüte der vornehmen Leute, weil ſie gemeiniglich mit Edelſteinen beſetzet ſind. Diebe, welche auf noch größeren Gewinn ſinnen, nehmen die Nacht zu Hülfe, und legen an die Thüren der Magazine Feuer, damit ihre Mitgehülfen durch die Oefnung hineinkriechen können, ſie aber bleiben auf der Gaſſe hauſſen ſtehen, und übernehmen die Waaren. Dieſe Verwegenheit iſt ſo gewöhnlich, daß die Kaufleute wohl bewafnete Wächter halten müſſen, welche in den Gaſſen auf und nieder gehen.

Man hält hier für kein Verbrechen, eßbare Waaren, oder Tafelgeſchirr zu ſtehlen. Ein Indianer, der Gelegeheit hat, ein Stück Silberwerk, oder ein Eſſen aus der Speiſekammer zu nehmen, wird ſolches niemals unterlaſſen; wird er entdecket, ſo entſchuldiget er ſich, und ſagt, er habe es ſo böſe nicht gemeynet; und dieß iſt genug, ihn für unſchuldig zu halten. Wird er darüber nicht angetroffen, ſo iſt kein Verdacht noch Beweis wider ihn, der die That beſtätigen könnte, wenn er ſie läugnet.

Die Sprache, die man in dieſer ganzen Provinz redet, iſt nicht einerley. Das Spaniſche iſt ſo gewöhnlich, als das Peruvianiſche; und in beyden ſind viele Wörter von einander entlehnet, und verderbet worden. Die Indianiſche Sprache iſt die erſte, welche die Kinder lernen, weil es die Sprache der Ammen iſt; in der Folge aber gewöhnen ſie ſich einen Miſchmaſch an, den ſie nicht wieder los werden können. Ein Spanier, der aus Europa kommt, muß einen Dollmetſcher haben, um ſie zu verſtehen.

In Quito bemerket man erſtaunende Veränderungen in dem Clima. Die Gipfel der Berge ſind mit Schnee bedecket; inwendig in den

den Bergen iſt alles voller verzehrenden Feuers; und in den Thälern ſteht man eine brennende Hitze aus. Nach Beſchaffenheit der Lage der Oerter empfindet man alle Grade von Hitze, und Kälte. Ein Europäer ſieht mit Vergnügen und Bewunderung, Pflanzen auf einem Felde verwelken, unterdeſſen daß andere von eben der Gattung heran wachſen; Blumen, die ihre Schönheit verlieren, da andere erſt anfangen aufzublühen. Der Hang der Berge ſtellet alle Pracht und Reichthum der verſchiedenen Jahreszeiten auf einmal vor. Die Ebenen ſind ſo angenehm, die Natur verbreitet daſelbſt ihre Gaben mit ſo freygebiger Hand, daß man ſie denen Ländern vorziehen muß, die unter einem mehr gemäßigten Himmelsſtriche liegen. Hitze und Kälte ſind hier niemals unbequem; und man genießt unaufhörlich, und zu einer Zeit, die Reize des Frühlings, und den Ueberfluß des Herbſtes. Die Gelindigkeit der Luft, und die Gleichheit der Tage, und Nächte, verurſachen tauſend Annehmlichkeiten. Die benöthigte Feuchtigkeit trift man beſtändig an; und ſelten geht ein Tag vorbey, ohne die Erde von den Strahlen der Sonne gewärmet zu finden. Das

ganze

ganze Jahr über ſpüret man keinen merklichen Unterſchied; und man trägt leichte Zeuge, und Tuchkleider, wie man will. Die daſelbſt herrſchenden Winde ſind nicht unbeſtändig, nicht wüthend, und von welcher Seite ſie auch kommen, erfriſchen ſie die Luft.

Allein dieſen Vorzügen hält eine Menge Unbequemlichkeiten das Gegengewicht. Entſetzliche, und faſt beſtändige Regen, von Blitzen, Donnerwettern, und abſcheulichen Erdbeben untermenget, ſcheinen oftmals der Natur den Untergang zu drohen. Auf den ſchönſten Morgen fangen an die Dünſte in die Höhe zu ſteigen; die Luft wird mit ſchwarzen Wolken bedecket; der ganze Himmel wird von den Blitzen entzündet; ein entſetzliches Gewitter läßt ſich in den Bergen hören, und verurſachet in der Stadt häufigen Schaden. In einem Augenblicke iſt dieſe unter Waſſer geſetzet; die Gaſſen ſind in Flüſſe, die Märkte in Teiche, verwandelt; und dieſe Unordnung dauert bis zu Sonnen Untergange, wo die Luft wieder ſtill, der Himmel heiter, und das Wetter hell wird. Wenn dieſe Regen [illegible]zehn Tage lang auſſen bleiben, ſo iſt ganz Quito voller Sorgen, und die Einwohner ſtellen dieſerwegen Gebete an; dauern ſie

aber,

aber, ohne nachzulaſſen, ſo werden wiederum öffentliche Wünſche gethan, daß ſie aufhören. Die Urſache davon iſt, daß die Trockenheit gefährliche Krankheiten veranlaſſet; die übermäßige Feuchtigkeit aber die Saat verderbt: da hingegen der abwechſelnde Regen nicht allein die brennende Hitze abkühlet, ſondern auch die Gaſſen in der Stadt rein machet, welche bey Ermangelung einer guten Polizey, mit allen Arten von Unreinlichkeit angefüllet ſind.

Dieſer Wechſel von Näſſe und Hitze, verſchaft der Erde eine vortrefliche Fruchtbarkeit, und eine herrliche Eigenſchaft für die Landeserzeugungen. Dieſes verſpüret man bey allem, was man in Quito ißt. Das Weizenbrod, das in den meiſten anderen mittäglichen Gegenden von America ſo ſelten iſt, ſteht hier in ſehr niedrigem Preiße, und würde noch viel ſchmackhafter ſeyn, wenn die Indianiſchen Weiber, welche das Backen zu beſorgen haben, den Vortheil beſſer verſtünden, es zu kneten, und zuzurichten. Das Rind- Kalb- Schöpſen- und Schweinefleiſch, das Federvieh, ſind ſo gut, als in Europa, und koſten viermal weniger. Die übrigen Eßwaaren ſtehen in gleichem Verhältniſſe.

Die benachbarten Gegenden des Gipfels der Berge tragen Korn, Gerſte, und verſchiedene Wurzeln, und Hůlſenfrůchte. *Unten* darunter ſind unůberſehliche Viehweyden, wo zahlreiche Heerden Schafe ihr Futter finden. Ihre Wolle, die zur Kleidung angewendet wird, beſchåftiget eine große Menge Arbeiter. Viele Pachter legen ſich blos auf die Viehzucht, um Milch und Kåſe zu machen, womit ein erſtaunender Handel getrieben wird. Hauptſåchlich aber erklåret ſich der Geſchmack der Einwohner fůr eingemachte Sachen. Sie wůrden Sich wundern ůber die Menge Zucker und Honig, die dazu aufgewendet wird. Alle Tafeln ſind mit Obſte beſetzet: es ſind die erſten Schůſſeln, welche man giebt, und auch die letzten. Den Saft dieſes Obſtes braucht man nicht weniger, um die ůbrigen Speiſen damit ſchmackhafter zu machen.

Alle Dörfer, die ich bis jetzt in der Provinz Quito geſehen habe, ſind ſehr unordentlich gebauet. Das Beſte darinnen ſind die Kirche, und das Pfarrhaus, welches man hier das Kloſter nennet, weil alle Pfarrer anfånglich Mönche waren. Dieſe Gebåude haben einiges Anſehen von Ehrbarkeit; der Ueberreſt des Dorfes beſteht in elenden Hůtten,

ten, die auf dem Felde zerſtreuet herum ſtehen, wobey ein jeder ſein Stück Landes hat, das er zu ſeinem Unterhalte bauet.

Der größte Theil der Einwohner ſind Indianer. Dieſes bauerhafte Volk, das in der tiefſten Finſterniß der Unwiſſenheit ſteckt, iſt nicht weit von derjenigen Barbarey entfernet, welche die meiſten Wilden den Thieren ähnlich machet. Es iſt nicht zu begreifen, wie ein Volk, das ehedem vernünftig genug war, billige Geſetze zu machen, und eine ſo ordentliche Regirung, wie der Incas ihre, anzuordnen, nicht das geringſte Kennzeichen dieſer alten Polizey übrig behalten habe. Vielleicht iſt dieſe Veränderung eine Wirkung der Tyranney ihrer neuen Herren: denn es iſt nicht zu glauben, daß ihre ehemalige kluge Einrichtung blos ihren Kaiſern zuzuſchreiben ſey, und daß Unterthanen, welche von ſo erleuchteten Fürſten beherrſchet wurden, ſollten ſo grob, und unwiſſend geblieben ſeyn. In dem Zuſtande, worinnen ſie ſich heutiges Tages befinden, geht die Schwäche ihres Verſtandes ſo weit, daß man ſie kaum über die unvernünftigen Thiere ſetzen kann. Ihre Gleichgültigkeit für alles, was in der Welt vorgeht, iſt

ſo groß, daß nichts fähig iſt, ihre Gemüths-ruhe zu ſtören. Sie ſind bey Glücke und Unglücke gleich unempfindlich. Halb nackend ſcheinen ſie eben ſo zufrieden zu ſeyn, als der ſtolzeſte Spanier in ſeiner reichſten Kleidung. Alles was man Wohlleben nennet, hat für ſie keinen Reiz: Ehrenſtellen erwecken ſo wenig Ehrgeiz bey ihnen, daß ſie das Amt eines Alcalde, oder eines Scharfrichters, mit gleicher Unempfindlichkeit annehmen, und von einem zum andern übergehen würden, ohne Vergnügen oder Verdruß zu empfinden. Es iſt ihnen einerley öffentlich ausgelachet zu werden, oder bey ihren Feſten zu tanzen: beyde Ereignungen ſcheinen ihnen gleich zu ſeyn, weil ſie nichts darinnen finden, als einen Vorfall, der ſie beluſtiget. Die Züchtigungen an ihrem Leibe ſind ihnen empfindlicher, weil ſie ihnen Schmerzen machen; aber einen Augenblick hernach, haben ſie die Strafe ſelbſt vergeſſen. Bey ihren Mahlzeiten verlangen ſie nichts, als was nöthig iſt, ſie ſatt zu machen. Die gröbſten Speiſen ſind ihnen eben ſo lieb, als die auserleſenſten; und käme es auf ihre Wahl an, ſo zweifele ich, ob ſie letztere vorzögen: denn je einfacher eine Speiſe iſt, je mehr iſt ſie nach ihrem Geſchmacke.

Der

Der Eigennutz hat ſo wenig Macht über ſie, daß ſie, für die größte Belohnung, den geringſten Dienſt zu leiſten abſchlagen; und man hat auch kein Mittel, ſie zu bewegen. Wenn ein Reiſender ſich verirret, wie es in Peru oft zu geſchehen pflegt, und er an eine Hütte kommt, nach dem Wege zu fragen, oder einen Boten haben will, ſo verſteckt ſich der Indianer, läßt ſeine Frau antworten, er wäre nicht zu Hauſe, und entbähret lieber einen Real, (2 ggl.) den ordentlichen Preis ſolcher Verrichtungen, als ſeine Faulheit zu unterbrechen. Bitten, Anerbieten, Verſprechungen, vermögen ihn nicht, aus ſeiner Hütte zu gehen. Auf ſolche Art machet er es bey allen Beſchäftigungen, die man ihm vorſchlägt, und die er Macht hat abzuſchlagen. Bey denenjenigen, die ihm von ſeinem Herrn vorgeſchrieben ſind, und die er nicht bezahlt bekommt, iſt es nicht genug, ihm zu ſagen, was er machen ſoll; man ſieht ſich genöthiget, die Augen beſtändig auf ihn zu haben: wendet man einen Augenblick den Rücken, ſo bleibt er ſtehen, und höret auf zu arbeiten, bis derjenige wieder kommt, deſſen Gegenwart er ſcheuet.

Dieſe Indianer ſind überhaupt ſehr langſam in allem, was ſie machen. Daher iſt das im Lande gebräuchliche Sprüchwort entſtanden, für alles was Zeit und Geduld erfordert: „es iſt eine Arbeit eines Indianers.„ In ihren Fabricken von Decken, Vorhängen, Bettdecken, beſteht ihr ganzer Fleiß, einen Faden nach den andern zu nehmen, und ſie jedesmal zu zählen, um ſie hernach durchzuſchießen. Sie bringen ganze Jahre zu, ein einziges Stück zu verfertigen. Wahr iſt es, daß Mangel an Geſchicklichkeit, und Erfindung, eben ſo viel dazu beyträgt, als ihre natürliche Langſamkeit. Hierzu kommt noch eine ungemeine Faulheit, welche weder ihr eigener, noch ihres Herrn Nutzen überwinden kann. Haben ſie unentbehrliche Bedürfniſſe vonnöthen, ſo überlaſſen ſie die Beſorgniß davon ihren Weibern. Dieſe verfertigen ihre Kleider, richten ihr Eſſen zu, machen ihr Getränke, unterdeſſen daß ſie nieder gekauert da ſitzen, wie die Affen, und ihnen zuſehen. Sie trinken während der Zeit, ohne ſich im geringſten zu bewegen, ſo lange bis ſie der Hunger drückt, oder ihnen einfällt, ihre guten Freunde zu beſuchen.

Ihre Neigung zur Trunkenheit iſt ſo allgemein, daß ſelbſt die Erlangung der Würde eines Caciquen, oder des Amtes eines Alcalde, ſie nicht davon abhält. Wenn ſie auf den Beinen nicht mehr ſtehen können, ſo legen ſie ſich alle unter einander nieder, ohne ſich zu bekümmern, ob ſie bey eines andern Frau, oder bey ihrer Schweſter, Tochter, oder Mutter zu liegen kommen. Alle Pflichten werden bey dergleichen Gelegenheiten vergeſſen; bis endlich die Pfarrer an dieſe lüderlichen Oerter kommen, und die Trunkenbolde verjagen.

Das Chriſtenthum hat ſie von dem Vorurtheile noch nicht abbringen können, da ſie meynen, die Perſon, welche ſie heurathen, ſey wenig zu ſchätzen, wenn ſie noch ihre Jungferſchaft habe. Daher, wenn ein junger Menſch die Erlaubniß, ein Mägdgen zu heurathen, von den Aeltern erhalten hat, ſo fangen beyde gleich an, wie Mann und Frau zuſammen zu leben. Hat ſich nun der Bräutigam bey dieſer Vertraulichkeit ihres Zuſtandes verſichert, und entdeckt die Art von Verdienſte, die er verlangt, ſo wird die Heurath vollzogen; wo nicht, ſo wird das Mägdgen ihren Aeltern zurück geſchicket, und

ſie einer Liſt, und Betrügerey beſchuldiget. Dieſer Gebrauch iſt ſo eingewurzelt, daß die Biſchöffe, und Pfarrer, vergebene Mühe anwenden, ihn zu beſtreiten. Auch die erſte Frage, die man denen thut, die ſich des Heurathens wegen angeben, iſt, ob ſie einander geprüfet haben, um ſie von dieſer Sünde loszuſprechen, ehe ſie getrauet werden.

Niemals würden dieſe Völker zur Beichte gehen, wenn ſie nicht dazu gezwungen würden; und jedesmal, daß ſie gehen, muß ihnen der Pfarrer ſagen, was ſie thun ſollen. Er fängt an, die Beichte vom Anfange bis zu Ende mit ihnen her zu beten; und hält er inne, ſo ſchweigt der Indianer auch. Hernach iſt nicht genug, daß der Beichtvater ihn fraget, ob er dieſe oder jene Sünde begangen habe; er muß ihm ſagen, daß er ſie wirklich gethan habe, ſonſt würde der Indianer alles läugnen. Sieht dieſer, daß der Prieſter darauf beharret, ſo bildet er ſich ein, der Beichtvater müſſe durch ein übernatürliches Mittel von der That unterrichtet ſeyn, und alsdenn geſteht er nicht allein ſeinen Fehler, ſondern er entdecket ihm auch alle Umſtände, die jener nicht gefraget hatte. Man hat bey einer zu Lima gehaltenen Kirchenverſamm-

lung

lung lange berathſchlaget, ob man die Peruvianer zum Genuſſe der Sacramente, wegen ihrer außerordentlichen Dummheit, zulaſſen dürfe; und es iſt endlich beſchloſſen worden, daß nur die Verſtändigſten an der Communion Antheil haben ſollten. Die Weiber, und die Kinder, gehen gern in die Kirche, weil ſie das Singen lieben: die Männer hingegen finden nur Vergnügen, die Glocken zu lauten; verwehrete man ihnen dieſe Luſt, ſo würden ſie ſchwerlich in die Meſſe kommen. Die Inquiſition iſt daher beſtändig beſchäftiget, ſie dazu anzuhalten, und die Wache der heil. Hermendad beſetzt die Kirchthüren, ſo lange die Meſſe, oder die Predigt, währet.

Uebrigens ſcheint dieſes viehiſche Weſen blos von der wenigen Sorgfalt herzukommen, die man anwendet, ihren Verſtand zu beſſern, inſonderheit auf dem Lande; denn diejenigen, welche in der Stadt erzogen ſind, haben mehr Kenntniß, und weniger Bauerhaftes. Hängen dieſen auch noch einige Indianiſche Gebräuche an, ſo ſind ſie ein Ueberbleibſel von der Gemeinſchaft mit den wenigern Geſitteten. Diejenigen, welche den meiſten Verſtand haben, werden Handwerks-

leute, und vorzüglich Barbiere, dabey ſie gemeiniglich auch Wundärzte abgeben. Der Umgang mit den vornehmſten Leuten im Lande, den ſie durch dieſe Handthierung erlangen, erhebt ſie über ihre übrigen Landsleute durch Verſtand und Aufführung.

Die Provinz Quito iſt lange Zeit ein beſonderes Königreich geweſen, das von den Kaiſern nicht abgehangen hat. Sie wurde von dem Vater des Atahualipa erobert; und weil dieſer ſeinen jungen Prinzen, den er mit einer geliebten Maitreſſe, der Tochter des abgeſetzten Königes, gezeuget hatte, zärtlich liebete, wollte er ihm eine anſtändige Einrichtung machen, und überließ ihm dieſes Königreich, doch nur unter dem Titel eines Lehnſtückes, weil, nach einem unveränderlichen Geſetze, alle Eroberungen der Krone mußten einverleibet werden. Sie haben geſehen, wie nach dem Tode dieſes Monarchen ſein älteſter Sohn und Thronfolger, Huaſcar, Krone und Scepter mit ſeinem Leben einbüßte, und das Peruvianiſche Reich an ſeinen Bruder kam.

Seit der Spaniſchen Herrſchaft iſt das Königreich Quito in Statthalterſchaften, dieſe in Gerichtshöfe, und dieſe wieder

in Untergerichte, abgetheilet worden. Die Vereinigung aller dieſer Gerichtsbarkeiten machet die königliche Audienzia aus, deren Macht ſich auf mehr als funfzehn hundert Stunden im Umfange erſtrecket. Ein großer Theil aber dieſes Bezirkes iſt entweder wüſte, oder wird von barbariſchen Völkern bewohnet, welche von den Spaniern ſelbſt wenig gekennet ſind.

Ich bin, u. ſ. w.

Quito, den 28 May, 1751.

Der 144 Brief.

Fortſetzung von Peru.

Ehe ich mich nach der Hauptſtadt von Peru begab, beſuchte ich die nördlichen Provinzen der Audienzia von Quito, als Ibarra, Otabalo, u. a. m. Um hernach nach Lima zu kommen, nahmen wir unſern Weg über Latacunga, Riobamba, Cuenza, Loxa, Tumbez, Truxillo, welche alle ich nur flüchtig berühren will.

S. Miguel d' Ibarra hat ſeinen Namen von der Hauptſtadt bekommen. Dieſe liegt

liegt in einer groſſen Ebene, welche von zweyen Flüſſen beſtrömet wird, die das Land ſehr fruchtbar machen. Ihr Boden iſt ſo feucht und weich, daß die Häuſer ſich ſetzen, und einſinken. Man rechnet an dieſem Orte zehn oder zwölftauſend Einwohner, ſo wohl an Spaniern, als von vermiſchtem Geſchlechte, und viele Klöſter. Hier iſt es, wo die Peruvianiſchen Creolen zuerſt geglaubet haben, beſſere Chriſten zu ſeyn, als andere Völker. Zu der Zeit, da wir noch unſere Handlung auf dem Südmeere hatten, wollten ſie ſich durch dieſe Eigenſchaft von anderen unterſcheiden. Ihre Art, ſich auszudrücken, war: ein Chriſt, und ein Franzoſe, wenn ſie einen Spanier, und einen von unſerer Nation nennen wollten. Man hätte aber mehreren Grund, ihnen dieſen Titel ſtreitig zu machen, da die meiſten Lehren des Chriſtenthumes bey ihnen ſehr verfälſchet ſind. Das Gebot, welches das Fleiſch an den Faſttagen unterſaget, wird gar ſchlecht in Acht genommen. Sie machen ſich an dieſen Tagen kein Gewiſſen, den Kopf, die Füße und Eingeweide der Thiere zu eſſen, und Schwein- und Rindsfett, an ſtatt der Butter, oder des Oeles, an die Speiſen zu thun.

thun. Sie haben keine andere gottesdienſtliche Uebung, als die Meſſe; und diejenigen, welche über drey Stunden weit von der Kirche wohnen, ſind entübriget, ſie die Geſetzmäßigen Tage zu hören. Die ganze Andacht der Creolen kommt auf den Roſenkranz an, welcher in jedweden Flecken, die Woche zwey oder dreymal, bey nächtlichen Proceßionen, oder in den Familien, öffentlich hergeſaget wird. Die Ordensgeiſtlichen tragen ihr Paternoſter am Halſe, die weltlichen Prieſter, auf den Kleidern. Beyderſeits brauchen es zum glücklichen Erfolge ihrer Liebesverſtändniſſe. Dieſem fügen ſie noch allerhand Amuletten bey, um vor Hexereyen oder ungeſunder Luft geſichert zu ſeyn; und die Weiber, um ſich wider diejenigen zu verwahren, die ſich in ihre Schönheit verlieben: ſie nennen dieſes, die Augen-Krankheit. Aber ein Aberglaube, der über alles geht, iſt, daß ſie ſich einen Mönchsrock anſchaffen, worinnen ſie ſich begraben laſſen. Die Mönche haben die reichen Creolen überredet, daß je näher ſie an den Altar begraben würden, deſto mehr Theil hätten ſie an der Geiſtlichen Gebethen.

Nicht weit von der Stadt S. Miguel iſt ein in der Geſchichte der Incas berühmter See, welcher das Grab vieler tauſend Indianer geworden iſt, die ein Kaiſer, ſo wie ſie vor ſeinen Augen umgebracht wurden, hat hinein ſchmeißen laſſen. Das Waſſer iſt roth davon geworden, und daher hat er den Namen des Blut-Sees bekommen.

In eben dieſer Provinz giebt es eine Menge wilder Eſel, welche die Einwohner auf der Jagd fangen. Man verſammelt ſich Truppweiſe, einige zu Fuße, andere zu Pferde, und ſtellt ein Klapperjagen an, um dieſe Thiere, etwa in einen Thal, enger zuſammen zu treiben. Wenn ſie nun merken, daß ſie in einen Kreis von Menſchen eingeſchloſſen ſind, ſuchen ſie ſich zu retten. Der eine hat nicht ſo bald eine Oefnung gefunden, als ihm die andern nachfolgen: dieſe Zeit nimmt man in Acht, um ihnen Netze über zu werfen. Wenn ſie gefangen ſind, wirft man ſie nieder; und legt ihnen Feſſeln an die Läufte; und, um ſie leichter fortzubringen, bindet man ſie mit zahmen Eſeln zuſammen. So lange ſie ihre Freyheit hatten, waren ſie ſtolz, verwegen, beherzt, biſſen, und ſchlugen mit Fertigkeit aus; ja das beſte Pferd

konnte

konnte ſie im Laufen nicht einholen; aber bey der erſten Laſt, die man auf ihren Rücken legt, verlieren ſie ihre Geſchwindigkeit und Muth, und nehmen das langſame, und dumme Weſen an, das ſie von andern Thieren unterſcheidet. Man hat auch bemerket, daß, ſo lange ſie frey ſind, ſie kein Pferd leiden können: wenn ſie eines auf dem Felde, wo ſie Truppweiſe beyſammen ſind, ſehen, fallen ſie darauf zu, ohne ihm Zeit zu laſſen, zu entlaufen, und beißen es, bis es ſtirbt. Wenn man bey ihren Aufenthaltsörtern vorbey gehet, wird man ganz taub, von dem unangenehmen Concerte ihrer Stimmen, welche in den Bergen und Thälern durch das Echo tauſendmal wiederholet werden.

Der nächſt folgende Diſtrict, nach Süden zu, iſt der von Otabalo. Der vornehmſte Ort darinnen iſt ein großer Flecken, wo man achtzehn bis zwanzig tauſend Einwohner, ſowohl Indianer als Creolen, zählet. Seine Lage iſt mir unvergleichlich vorgekommen, Grund und Boden wohl angebauet, die Zeugfabriken koſtbar, und in groſſer Menge: man macht daſelbſt baumwollene Tücher, Bett-Behänge, damaſtne Bettdecken, u. d. Ich habe Weizen, und Gerſte hier

hier ſåen geſehen, wie man bey uns die grůnen Erbſen ſteckt: man macht Löcher in die Furchen, und wirft fůnf oder ſechs *Körner* hinein. Man verſichert, daß dieſe, obwohl etwas langweilige Weiſe, die Eigenthůmer durch eine ſehr reichliche Aernde entſchädige.

In eben dieſer Provinz ſah ich zum erſtenmale die in Peru ſo bekannten **Brůcken** von Stricken, worauf man ůber die Flůſſe kommt. Wenn die Balken nicht lang genug ſind, daß ſie von dem einen Ufer an das andere reichen, und man folglich *keine hölzernen* Brůcken haben kann, ſo flicht man etliche **Lianen** zuſammen, und macht eine Art von Tauen daraus, ſo lang, als es die Breite des Fluſſes erfordert. Man ſpannet ihrer ſechſe zu jeder Brůcke von einem Ufer an das andere. Die Stricke an den beyden Seiten ſind etwas höher, als die vier mittelſten, und dienen ſtatt eines Geländers. Auf die vier mittelſten bindet man, quer ůber, ſtarke Stäbe, auf welche man Zweige von Båumen legt, und dieß iſt der Boden, worauf man geht. Nur die Menſchen gehen darůber, die Thiere můſſen ſchwimmen; alsdenn aber wird ihnen ihre Laſt abgenommen,

und

und die Indianer tragen alles, ihre Sättel, und Paquete, bis an das andere Ufer.

Anſtatt dieſer Brücken behilft man ſich zuweilen mit einem andern Taue, von ſieben bis acht Zollen dick, das von einem Ufer zu dem andern geſpannt, und an Pfähle feſt gebunden wird. Die Art und Weiſe, über den Fluß zu kommen, iſt dabey ſehr ſonderbar. An dieſem Taue hängen zwey große Haken, welche daran hinlaufen, und einen ledernen Korb halten, der weit genug iſt, daß ein Mann darinnen ſitzen kann. Die Indianer an dem Ufer, wo er abfährt, geben ihm einen ſtarken Stoß, wodurch er um ſo viel geſchwinder längſt dem Taue hin rollet, da er zu gleicher Zeit durch zwey Stricke, an das andere Ufer hinüber gezogen wird.

Für das Ueberſetzen der Maulthiere ſind zwey Taue, nicht weit von einander, geſpannet. Dem Thiere legt man um den Leib, Hals, und um die Füſſe, Gurte, und hängt es an einen großen, hölzern Haken, der vermittelſt eines Strickes, woran er gebunden iſt, zwiſchen beyden Tauen hinläuft. Das Thier wird mit ſolcher Gewalt abgeſtoſſen, daß es dadurch gleich an das andere Ufer kommt.

Latacunga iſt die Hauptſtadt in dem Diſtricte gleiches Namens. Zu Ende des vorigen Jahrhundertes brachte ein Erdbeben faſt alle Einwohner um ihr Leben. Die Steine, womit die Häuſer, und Kirchen, wieder aufgebauet worden ſind, ſind ſo löcherich, und leichte, daß ſie auf dem Waſſer ſchwimmen. Der Kalch dringt vortreflich hinein; und dieſe Leichtigkeit, nebſt der wenigen Höhe der Gebäude, ſcheint das Leben der heutigen Einwohner, im Falle eines dergleichen neuen Vorfalles, mehr zu ſichern.

Man bekommt dieſe Steine aus denen Steinhaufen, welche die Feuerſpeienden Berge auswerfen. Der Berg Cotopaxi, welcher nur ſechs Stunden davon liegt, öfnete ſich mit großer Heftigkeit, zu der Zeit, da die Spanier dieſes Land einnahmen. Seitdem hat er ſich mit noch ſchrecklicherer Gewalt entzündet. Das Getöſe eines im Jahre 1744 erfolgten Ausbruches, ſoll man auf hundert Stunden weit gehöret haben. Das Waſſer, das ſich vom Gipfel des Berges herab ſtürzte, prallete in der Ebene verſchiedene male an, und ſprung, ehe es ſich gleichförmig ausbreitete, welches vielen Menſchen das Leben rettete, über derer Kopf der Strom

wegſprung, ohne ſie zu berühren. Man verſichert, die Flamme ſey über achtzehn hundert Fuß in die Höhe geſtiegen, und habe große Felſenbänke auf mehr als drey Stunden weit geworfen, welche noch jetzt vordauernde Zeugen einer Begebenheit abgeben, welche faſt alle Wahrſcheinlichkeit zu überſteigen ſcheint. Man ſieht eines dieſer Felſenſtücken, gröſſer als eine Indianiſche Bauerhütte, mitten auf der Ebene, neben der hohen Landſtraße. Die Aſche wurde bis in das Meer, auf mehr als achtzig Stunden weit, geworfen; und in einem Umfange von zehn bis zwölf Stunden war das ganze Land damit bedecket, ſo daß man nicht die geringſte Spur von etwas Grünen ſehen konnte. Dieſe Decke dauerte länger als einen Monat, und kam dadurch eine erſtaunende Menge Vieh um das Leben.

Almagro, der, wie Sie wiſſen, einer der erſten Eroberer von Peru war, legte den Grund zu der Stadt, und dem Diſtricte von Riobamba. Einige angeſehene Familien aus Spanien, die in dieſen Theil von America, nach der Eroberung gekommen waren, fanden Vergnügen, ſich in dieſer Stadt nieder zu laſſen. Die daſigen Sitten und Ge-

bräuche ſind eben ſo, wie zu Quito, deren vornehmſte Einwohner ihren Urſprung daher haben, auch bis jetzt noch durch *Heurathen* ſich zuſammen verbinden. Der Stadtrath beſteht aus Regidors von edelen Familien; und aus ihnen wählet man jährlich die ordentlichen Alcaldes, durch einmüthige Stimmen der Bürgerſchaft: ein Vorrecht, welches ſonſt in der ganzen Audienzia nicht angetroffen wird; auch kann nur eine einzige widrige Stimme die Wahl vernichten.

Cuenza, der Hauptort des *Diſtrictes* dieſes Namens, wäre wegen *ſeiner Lage*, Ueberfluſſe an Waſſer, Fruchtbarkeit des Boden, und heiteren Himmel, die angenehmſte Stadt in Peru, wenn die unüberwindliche Faulheit der Einwohner alle dieſe Vortheile nicht unnütze machte. Dieſes Laſter geht blos das männliche Geſchlecht an; denn die Weiber ſind ſo fleißig, daß ihre Arbeit in Wolle, und die Farbe, die ſie ſolcher zu geben wiſſen, den Unterhalt der Familien ausmachen, unterdeſſen daß die Männer in einer ſchändlichen Faulheit ihr Leben hinbringen.

In dieſem Diſtricte iſt es, wo man noch Ueberbleibſel der Feſtung Atuncanar ſieht, von welcher ich bereits zu reden, Gelegenheit

gehabt

gehabt habe. Nicht weit von einem Dorfe bey Cuenza iſt ein Hügel, wo aus verſchiedenen, vier bis fünf Zoll ſtarken **Quellen** ein ſo heiſſes ſiedend aufwallendes Waſſer dringt, daß Eyer darinnen geſchwinder hart werden, als über dem Feuer.

Das berühmte Mittel wider die Wechſelfieber, das in ganz Europa unter dem Namen der **Chinarinde** bekannt iſt, wächſt in dem Diſtricte von **Loxa** in Ueberfluſſe. Die Landeseingebohrnen nennen es **Ganaperide**, und die Peruvianiſchen Spanier, **Fieberholz**. Der Baum, der dieſes vortrefliche Fieber-Mittel hervor bringt, iſt ohngefähr von der Größe eines gemeinen Kirſchbaumes. Der Stamm iſt mittelmäßig, und treibt verſchiedene Aeſte. An der Spitze eines jeden Zweiges ſteht ein Blumenſtrauß, welcher, ehe er völlig aufgeblühet iſt, an Geſtalt und Farbe den Lavendelblumen gleicht. Die Blätter ſind glatt, ziemlich dick, zwey Zolle breit, dreye lang, und wie das Eiſen an einer Lanze geformet. In der Arzeney braucht man nichts, als die Rinde: man ſchickt ſie nach Europa, wenn ſie trocken iſt, ſich leicht zerbröckeln läßt, zwey bis drey Linien dick, äußerlich rauh, und zuweilen mit

einem weißlichen Mooſe überzogen, inwendig aber glatt, und ein wenig harzig iſt, die Farbe des Roſtes hat, und ſehr bitter, und zuſammenziehend ſchmeckt, auch nicht unangenehm riecht.

Man behauptet, ein Indianer habe die Entdeckung davon zufälligerweiſe gemachet, da er, bey einem Anfall vom Fieber, Waſſer aus einem See trank, worinnen etliche dieſer Bäume lagen, und dadurch geheilet worden war. Die Spanier haben ſolches den übrigen Europäern bekannt gemacht: die Aerzte aber zweifelten an deſſen Wirkſamkeit; und dieſes obwohl ſichere Mittel erlitte anfänglich, wie alle neue Sachen, vielen Widerſpruch. Es hatte etliche übele Wirkungen gethan: doch ein Jeſuit aus Peru, der nach Rom kam, munterte ſeinen ganzen Orden auf, dieſes Mittel in Aufnehmen zu bringen. Ein jeder von ihnen heilte die Fieber, wie durch Bezauberung; und von dieſer Zeit an hat man die Chinarinde, das Pulver der Pater genennet: die Engländer heißen ſie noch itzt das Jeſuiten-Pulver. Wenn es wahr iſt, daß dieſe berühmte Geſellſchaft das Gold von Peru für ſich behalten hat, ſo hat ſie uns wenigſtens einen Theil ihrer

Schätze,

Schätze, durch Bekanntmachung dieſer Wunderrinde, zukommen laſſen. Etliche Aerzte widerſetzten ſich ihrem Gebrauche; und es erſchienen von allen Seiten Schriften, für und wider dieſes unvergleichliche Fiebermittel: doch, nachdem man ſeinen Nutzen und herrliche Eigenſchaften lange genug erwieſen und gerühmet hat, iſt es überall eingeführet worden. Man gab es anfänglich für ein Geheimniß aus, und verkaufte es ſehr theuer an Ludwig XIV; dieſer Fürſt aber machte es öffentlich bekannt, und machte dadurch dem ganzen menſchlichen Geſchlechte ein groſſes Geſchenk.

Es giebt in Peru dreyerley Gattungen der Chinarinde, die rothe, die weiße, und die gelbe. Die Indianer, welche ſie an die Spanier verhandeln, laſſen ſich ein gerichtliches Zeugniß geben, daß ihre Rinde wirklich von Loxa, das heißt, die beſte unter allen, ſey. Dieſe iſt es, welche ich hier beſchrieben habe.

Um dieſe Rinde zu bekommen, ſchlägt man den Baum um, ſchält ſeine Schale ab, und ihre einzige Zurichtung iſt, daß man ſie trocken werden läßt. Seit der Zeit, daß man dieſe Bäume umhauet, würde keiner mehr

übrig ſeyn, wenn aus dem Saamen, der herunterfällt, nicht neue heranwüchſen.

Aber weder der Nutzen dieſer Rinde, noch die Fruchtbarkeit des Erdreiches, noch die reichlichen Aernden, noch die häufigen Weyden, noch die Annehmlichkeit des Clima, machen die Länder von Loxa, Cuenza, und einiger anderer Diſtricte in der Provinz Quito, ſchätzbar: die koſtbaren Metalle ſind es, welche in unendlichen Zweigen den ganzen Umfang dieſer verſchiedenen Gegenden durchſtreichen. Die übrigen Geſchenke der Natur werden von den Spaniern faſt gar nicht geachtet: ſie nennen diejenigen Provinzen arm, worinnen man nur die Bequemlichkeiten des Lebens, aber kein Gold findet: ſie beehren mit dem Namen der reichen, diejenigen, wo viele Goldgruben angetroffen werden; ſollten ſie auch nicht ſo viel Lebensmittel erzeugen, als die erforderlichen Arbeiter zu ihrem Unterhalte brauchen. Bey allem dieſem ſind letztere Provinzen eigentlich nur Stapelörter; das Gold und Silber, welches daſelbſt gegraben wird, geht gleich weiter. Man eilet, es weit weg zu führen; und in dem Lande, wo es erzeuget wird, bleibt es am wenigſten.

Die Art und Weiſe, das Gold zu gewinnen, beſteht darinnen, daß in der Grube das Erdreich aufgegraben, und in ein Behåltniß geſchaffet wird, wo Waſſer durch eine Leitung hinein lauft. Dieſe Erde wird umgerůhret, und die leichteſten Theilgen flieſſen durch einen andern Canal, der zum Ablaufen des Waſſers dienet, weg. Damit wird ſo lange fortgefahren, bis auf dem Boden nichts als die ſchweren Theile, das heißt, der Sand, Kieß, und das Metall ůbrig bleiben. Dieſe ganze Maſſe wird hernach in Eimern herumgeſchůttelt; man thut die grobſte Materie weg; und zuletzt bleibt nichts zurůck, als das von allem fremden Zuſatze gereinigte Gold. Ordentlich zeiget es ſich in Pulver, zuweilen in Kőrnern verſchiedener Grőße. Dieſe Arbeit iſt denen ſchwarzen Sclaven aufbehalten, welche man aus den Factoreyen von Portobello und Panama bekommt. Einige von ihnen werden zur Wåſche, andere zum Erdefahren angeſtellet; und dieſes geht unaufhőrlich fort.

In dem Diſtricte von Loxa hålt das Gold der Gruben nur achtzehn, ja vielmals nur ſechzehn Carate: allein dieſe unvollkommene Eigenſchaft wird durch den großen

Ueberfluß ſo reichlich erſetzet, daß dieſes Gold mehr Vortheil bringt, als das feinſte Metall. In Peru gehören die Goldminen demjenigen, der ſie zuerſt entdecket. Es iſt genug, der Obrigkeit eine Bittſchrift einzureichen, um ſich des Eigenthums davon zu verſichern. Derjenige alſo, welcher Beſitz davon nimmt, bekommt die Goldader erſtlich zugemeſſen, zweyhundert und ſechs und vierzig Fuß in der Länge, und funfzig in der Breite; und dieſe Länge wählet er an dem Orte, wo er will. Hernach werden achtzig andere Fuß für den König abgemeſſen; das Uebrige fällt dem Eigenthümer wieder zu, der damit nach ſeinem Gefallen ſchaltet. Was in des Königes Antheil fällt, wird verkaufet; wer aber ſelbſt Hand anlegen und arbeiten will, erhält von dem Bergmanne eine Ader, die er nutzen kann; was er daraus bekommt, gehöret ihm, nur muß er die königlichen Abgaben, und den Miethzinns für die Mühle bezahlen, welcher letztere ſo wichtig iſt, daß der, dem ſie eigen iſt, ſich mehrentheils mit dieſem Gewinne begnüget, ohne in ſeinem Namen arbeiten zu laſſen.

Dieſe Mühlen beſtehen aus einem groſſen runden Steine, wie ein Trog ausgehauen,

worin=

worinnen ein Mühlſtein läuft, der das Geſteine zermalmet. Da hinein thut man einen gewiſſen Theil Queckſilber, welches ſich an das durch den Mühlſtein abgeſonderte Gold anlegt. Zu gleicher Zeit giebt man dem runden Troge etwas Waſſer, welches mit Geſchwindigkeit in einer kleinen Rinne herumläuft, und die Erde auflöſet, die durch ein dazu beſtimmtes Loch fortgeſchaffet wird. Das mit dem Queckſilber vereinigte Gold fällt zu Boden, und wegen ſeiner Schwere bleibt es daſelbſt liegen. Man ſcheidet es hernach durch das Schmelzen von dem Queckſilber, und erfährt dadurch ſein Gewicht, und ſeinen Gehalt.

Nach Beſchaffenheit der Gruben, und der Reichhaltigkeit der Adern, geben funfzig Centner Geſteine vier, fünf, bis ſechs Unzen Gold. Geben ſie nur zweye, ſo erhält der Arbeiter nichts, als ſeine Koſten. Von allen Metallartigen Gruben, ſind die, welche Gold halten, die veränderlichſten. Man verfolget eine Ader; ſie breitet ſich aus, und wird wieder ſchmäler; ſie verliert ſich, und kommt wieder hervor; und dieſes in einem kleinen Bezirke von Erdreiche. Dieſer Eigenſinn der Natur erhält die Bergleute bey der Hoffnung,

nung, endlich dahin zu kommen, was ſie die Börſe nennen. Dieſes ſind gewiſſe Adern, welche den, der ſie entdecket, auf einmal reich machen. Dieſe Veränderlichkeit kann aber auch ruiniren; man ſieht daher bey Bearbeitung der Goldminen, ſeltener als bey anderen Metallen, ein groſſes Glück machen, unerachtet die Koſten, zu Gewinnung der Geſteine, nicht ſo groß ſind. Aus eben der Urſache ſind die Arbeiter in den Goldgruben privilegiret, und man kann in civil-Sachen nicht mit der Strenge wider ſie verfahren.

Der unüberwindliche Haß, den die Indianer wider die Spanier haben, macht, daß die reichſten Goldgruben, davon ſie unter ſich genaue Kenntniß haben, verborgen, und folglich für beyde ungenutzet bleiben: denn die Peruaner ſelbſt ziehen für ſich keinen Vortheil davon; ſie bleiben lieber in ihrer Armuth. Der gemeinen Meynung nach iſt Hexerey damit verbunden; und man erzählet die wunderlichſten Begebenheiten von denen, die dieſe Entdeckungen unternommen haben: bald iſt ein jählinger Tod, bald ſind Teufelserſcheinungen darauf erfolget, bald die Leute in der Luft weggeführet worden, u. w. d. m. Aber unter allen den verheeren-

den Urſachen iſt keine wahr, als die große Menge unterirrdiſcher Waſſer, wodurch die Gruben zuweilen erſäufet werden.

Man nimmt keine Schwarzen zu der Arbeit in den Bergwerken, weil ſie alle davon ſterben: die Indianer ſelbſt ſtehen es ſelten aus; und nichts hat mehr beygetragen, ihre Anzahl zu verringern. Wenn ſie einige Zeit dabey geweſen ſind, durchdringt ſie das Queckſilber mit ſolcher Heftigkeit, daß die meiſten Zittern bekommen, und ſterben ganz blödſinnig. Die Grauſamkeit der Corregidores, und der Pfaffen, hat auch viele genöthiget, zu unterſchiedenen feindlichen Nationen der Spanier überzugehen. Andere, durch eben dieſe Tyranney auf das Aeußerſte gebracht, erwarten nur den Augenblick, da ſie ihr Joch abſchütteln können. Von Zeit zu Zeit machen ſie Verſuche, weil ſie aber kein Gewehr tragen dürfen, ſo beſänftiget man ſie leicht wieder durch Drohungen, oder Verſprechungen. Ueberdieß ſehen ſich die Spanier durch die ſchwarzen Sclaven ein wenig unterſtüzet, für welche ſie mehr Achtung haben, als für die Indianer, ſeitdem ihnen nicht mehr erlaubet iſt, letztere zu Sclaven zu machen. Die Schwarzen, die ſich

auf

auf die Gunſt ihrer Herren verlaſſen, ahmen ſelbigen in ihren Bezeigen gegen die Landeseingebohrnen nach, und maaſen ſich eine Gewalt über ſie an, wodurch ein unverſöhnlicher Haß zwiſchen beyden Nationen unterhalten wird. Hiernächſt bedienet man ſich in allen Befehlen der Vorſicht, zu verhindern, daß ſie ſich nicht zuſammen verheurathen: ja es iſt den Schwarzen beyderley Geſchlechts verboten, nicht das geringſte Liebesverſtändniß mit den Indianern, und Indianerinnen zu haben, bey Strafe für die Mannsperſonen, verſtümmelt, und für die Weibsperſonen, auf das härteſte gepeitſchet zu werden.

Von der Stadt Loxa reiſeten wir nach Tumbez, wo man uns ein Schiff bis nach Truxillo gab. Beyde Oerter gehören unter die Audienzia von Lima. Erſterer hat ſeinen Urſprung von einem Fluſſe, deſſen herumliegende Gegend noch jetzt ziemlich bewohnet iſt, aber vor der Eroberung es noch mehr war. Ein Theil der Indianer hat ſich in die weiter entlegenen Länder begeben; und es bleibt von denen alten Denkmalen, welche die Bewunderung der Europäer, bey ihrer Ankunft in Peru waren, keine Spur

mehr

mehr übrig. Man ſah daſelbſt eine von den Incas erbauete Feſtung, und einen ſehr koſtbaren, der Sonne gewidmeten Tempel, mit einem, ihrem Dienſte geweiheten Jungfern-Kloſter.

Truxillo, das ſeinen Namen von des Pizarro Vaterlande erhalten hat, iſt eine der erſten von den Spaniern in Peru gemachten Errichtungen. Es ſind ihrer in America wenige, die mehr bevölkert wären. Der Ort iſt mit einer Ziegelmauer umgeben; und in Anſehuug der Gröſſe, kann er in dem Range der Städte von der dritten Claſſe ſtehen. Er liegt nur eine halbe Stunde von der See; zwey Stunden weiter aber iſt der Haven Guanchaco, wo alle Seehandlung getrieben wird. Die Häuſer haben ein gutes Anſehen; und die meiſten ſind von Ziegeln gebauet, mit Portalen und Balcons verzieret; die übrigen ſähe man hingegen für bloſe Hütten an. Die Furcht vor den Erdbeben läßt nicht zu, dieſe Gebäude höher zu machen: es giebt ihrer nicht viele, die noch ein Stockwerk über dem Erdgeſchoſſe haben.

Der Corregidor und der Biſchof, wohnen in dieſer Stadt; und außer dem Capitul, nebſt anderen weltlichen Prieſtern, ſind noch

noch Mönch- und Nonnen-Klöſter, ein Jeſuiter-Collegium, ein Hoſpital, u. a. m. daſelbſt befindlich. Zwey Dinge ſind ſchwer zu begreifen; eines Theils, die Aufführung der Mönche; andererſeits, die gute Meynung, welche die Einwohner von ihnen haben. Nach der Anzahl dieſer Ordensbrüder zu ſchließen, ſollte man glauben, die Andacht ſey unter ihnen auf den höchſten Grad geſtiegen: aber, wie gar weit ſind diejenigen welche ſie äußerlich bezeigen, von der wirklichen Beobachtung dieſes Scheines entfernet! Die Superiore verzehren nach ihrem Gefallen die Güter der Klöſter, und machen ſich kein Gewiſſen, die von ihnen erzeugten Kinder als die ihrigen zu erkennen, ja ſie in ihren Häuſern, zum Beweiſe ihres lüderlichen Lebens, zu erziehen. Doch muß man die Jeſuiten von dieſer allgemeinen und ſchändlichen Unordnung ausnehmen: wenn man ihnen aber in Anſehung der Sitten nichts vorzuwerfen hat, ſo geben ſie den andern in dem Ueberfluſſe der Reichthümer nichts nach; ja es würde ſchwer fallen, alle ihre Einkünfte zu ſchätzen. Die Anwendung, die ſie davon machen, ſo wohl zu Unterhaltung ihrer Apotheken, welche ſie ſich beſonders angelegen

gen ſeyn laſſen, als zu andern der menſchlichen Geſellſchaft nützlichen Dingen, giebt ihnen tauſend Gelegenheiten, ſolche noch zu vermehren.

Die Spanier, ob ſie gleich wiſſen, wie unordentlich die Lebensart der Mönche iſt, erweiſen ihnen dennoch einen Reſpect, der bis zur Anbetung geht. Die Franciſcaner, und Dominicaner, ſind vornehmlich die Gegenſtände dieſer lächerlichen Verehrung; und die Mittel, wodurch ſelbige den öffentlichen Aberglauben unterhalten, ſind folgende. Sie erfinden lächerliche Feſte, wovon die Verblendung des Volkes die Thorheit nicht einſieht. Die Ceremonie fängt ſich den Abend vor dem Feſte, bey der erſten Veſper, durch einen Aufzug der Dominicaner an, welche von ihrem Kloſter, mit großer Feyerlichkeit, zu den Franciſcanern gehen. Zehn Männer tragen das Bild ihres Stifters, des heil. Dominicus, welcher, unter der Begleitung ſeines ganzen Anhanges, ſeinen Freund, den heil. Franciſcus, beſuchet. Dieſes Bild, das mit allen nur erſinnlichen reichen Stoffen bekleidet iſt, blitzet von kleinen ſilbern Sternen, um vom weiten deſto mehr geſehen zu werden. Der heil. Fran-

ciſcus, benachrichtiget von der Ehre, die ihm ſein Freund erweiſt, geht ihm auf halben Weg entgegen, und da machen die zwey Heiligen, durch den Mund ihrer Kinder, einander große Complimente; denn, ob man wohl die Kunſt erfunden hat, ihnen bewegliche Stellungen zu geben, ſo hat man doch noch keine Federn ausſinnen können, die ſie reden machten. Der heil. Franciſcus, beſcheidener als ſein Freund, empfängt ihn in einer Mönchskutte; aber bey dieſer ſcheinbaren Demuth, iſt er mit Bogen und Strahlen von Golde und Silber umgeben, und hat eine ſo große Menge von beyden Metallen, daß achtzehn, ganz krumm gebogene Männer unter der Laſt einer ſolchen Bürde ſeufzen. Vier Rieſen verſchiedener Farben, ein weiſſer, ein ſchwarzer, ein Mülater, und ein Indianer, gehen vor den zwey Bildern her. Dieſe vier Männer ſind von geflochtenen Weidenruthen gemacht, und mit gemalten Papiere überzogen; aber wenn man ihre Geſtalt, Larven, Hüte und Perücken, recht anſieht, ſo nähme man ſie eher für wahre Scheuchſel der Vögel. Mitten unter ihnen ſteht eine Art von Ungeheuer, das auf ſeinen Rücken einen Korb trägt, woraus Puppen

pen hervorkommen, welche tanzen und ſpringen, um das Volk zu beluſtigen. Endlich gehen ſie unter einer großen Menge Wachskerzen, und kleiner Engel, die auf Tiſchgen geſetzet ſind, in die Kirche. Des Abends wird ein Feuerwerk angezündet, und alles erleuchtet; zuletzt aber das Ungeheuer, und die Rieſen verbrennet. Des andern Tages iſt Predigt, und große Muſik. Um den Tag feyerlicher zu machen, wird den Weibsperſonen erlaubet, in die Klöſter zu kommen; ſie beſuchen die Mönche in ihren Zellen; und des Abends wird eine andere Proceßion angeſtellet, um den heil. Dominicus wieder nach Hauſe zu bringen. Die Anbetung der Bilder wird bis zur Abgötterey getrieben. Man ſieht nichts als Bildſäulen, die man ſorgfältig anputzet, und vor welchen alle Welt hintritt, und räuchert. Die Bettelmönche, zu Fuſſe und zu Pferde, tragen ſie in den Gaſſen herum, und geben ſie den Vorbeygehenden, um ein gewiſſes Stück Geldes, zu küſſen.

Die **Truxillaner** ſind ein Gemenge aller Arten von Menſchen; aber unter den daſigen Spaniern giebt es angeſehene Familien. Das Land iſt reich an Getreide, Obſte, Hülſen-

früchten, und Viehe; und die Indianer, welche die Lebensmittel bis auf funfzig Stunden weit herbringen, machen, daß Bequemlichkeit und Ueberfluß zu allen Zeiten herrſchen. Sie ſtellen dieſe Reiſen mit wenigen Koſten an: ihre Mundvorräthe ſtecken in einem kleinen Sacke, und beſtehen in geröſtetem Gerſtenmehle. Mit dieſem behelfen ſie ſich auf einem Wege von hundert Stunden. Wenn es Eſſenszeit iſt, gehen ſie in eine Hütte, wo ſie allezeit Chica finden, oder in wüſten Gegenden, an einen Fluß. Daſelbſt nehmen ſie ein wenig von ihrem Mehle in den Mund, und behalten es einige Zeit darinnen, ehe ſie es hinunterſchlucken. Zwey oder drey Löffel voll ſtillen ihren Hunger. Sie thun darauf einen ſtarken Trunk, und finden ſich dadurch genugſam erquicket, um ihren Weg fortzuſetzen.

Die Stadt Truxillo iſt mit Bäumen und Buſchwerke umgeben, wodurch ihr Zugang ſehr angenehm gemachet wird. Wohl unterhaltene und angebauete Gärten geben einen anmuthigen Anblick, und dieſes, nebſt einem beſtändig heitern Himmel, verſichert den Einwohnern ſo wohl, als den Fremden, den reizendeſten Aufenthalt. Nicht weit davon

von fließt ein Fluß, deſſen Waſſer durch verſchiedene Canäle in alle Gegenden dieſer vortrefflichen und fruchtbaren Landſchaft geleitet wird.

Je näher wir an die Hauptſtadt kamen, je mehr fanden wir Ueberbleibſel alter Gebäude. Auf einigen Plätzen ſahen wir Mauern von Paläſten; an andern Oertern breite Graben, womit die Landſtraßen eingefaſſet waren. Oefters waren es Feſtungen, vortheilhaft gelegene Schlöſſer, um den Feind aufzuhalten. Gemeiniglich reiſeten wir nur bey Nachtzeit, weil das ganze Land voller Sand iſt, wo die zurückprallenden Sonnenſtrahlen ſo heftig brennen, daß die Laſtthiere vor Hitze nicht fort können, zumal da der Mangel an Waſſer und Weyde noch dazu kommt. Daher man auch die Wege mehr an den Knochen der umgefallenen Maulthiere, als an ihren Fußtapfen, erkennet. Es gehen ihrer zwar das ganze Jahr beſtändig hin und wieder, der Wind aber verbläſt ihre Tritte, und die erfahrenſten Wegweiſer werden betrogen. Es iſt wahr, die Reiſenden haben zweyerley Mittel, den Weg wieder zu finden; einmal, daß ſie gerade dem Winde entgegen gehen, und ihn bey ihrer Rück-

kehr dagegen im Rücken haben: der Südwind, der ordentlich daſelbſt wehet, macht dieſe Regel untrüglich. Das andere Mittel iſt, daß ſie von Zeit zu Zeit eine Hand voll Sand nehmen, und an die Naſe halten. Der Urin und Miſt der Maulthiere giebt ihm einen ſo ſtarken Geruch, daß man daran den Weg ſpüret. Die Erde iſt in manchen Gegenden ſo unfruchtbar, daß wenn man etwas Gras oder Geſträuche ſieht, man verſichert ſeyn kann, daß man nicht weit von einer Wohnung iſt. Dieſe findet man allezeit nahe an Flüſſen, wo das Waſſer und die Feuchtigkeit das Erdreich fruchtbar machen, und das Gras heraustreiben, welches man an unbewohnten Oertern nicht antrifft.

Wir näherten uns endlich der Stadt Lima, deren ganze Gegend einen Ueberfluß an Fruchtbarkeit zu haben ſchien. Es fehlt der Annehmlichkeit ihrer Lage nichts als Regen, um das Erdreich zu erfriſchen: doch der Fleiß der Einwohner erſetzet das, was der Himmel verſaget, und machet die Erde, unerachtet des trockenen Clima, fruchtbar. Ich habe ſchon erwähnet, daß eine der erſten Sorgen der Incas war, und vielleicht bringt dieſes ihrer Regirung die meiſte Ehre, die Canäle

näle zu rechter Zeit öffnen, und das Waſſer aus den Flüſſen in die verſchiedenen Gegenden ihrer Staaten vertheilen zu laſſen. Die Spanier haben dieſe Anſtalten verfertiget gefunden, und ſie in eben der Ordnung unterhalten. Durch dieſe Einrichtung werden alle Felder um Lima gewäſſert; dieß verurſachet, daß man viele Aecker mit Gerſte und Weizen bauen, große Wieſen zum Unterhalte der Pferde anlegen, weitläufige Zuckerpflanzungen errichten, Oelbäume, Weinſtöcke, Obſt- und andere Gärten pflanzen kann, welches alles Früchte und Obſt in ganz beſonderem Ueberfluſſe hervorbringt. In Quito, haben Sie geſehen, daß die Aernden keine beſtimmte Jahreszeit haben: da hingegen hier das Land ſeine Früchte nach dem ordentlichen Laufe der Natur einſammelt, und die Bäume auf eben ſolche Art ihre Blätter verlieren. Die Pflanzungen der Olivenbäume gleichen dicken Wäldern, ſo wohl wegen der Höhe und des Umfanges der Bäume, als wegen der Größe und Stärke der Blätter. Weil man ſie niemals verſchneidet, ſo ſind die Aeſte ſo in einander gewachſen, daß das Licht nicht durchdringen kann. Die einzige Sorgfalt, die ſie erfordern, iſt, daß die Gräben, die das

Waſſer an jeden Baum leiten, fleißig gereiniget werden. Bey ſo geringer Bemühung, ſammeln die Einwohner eine große Menge unvergleichlicher Oliven ein, welche, nach Europäiſcher Art eingelegt, ſich wohl erhalten, und auch ein Oel geben, das dem Spaniſchen ſelbſt vorzuziehen iſt.

So ſehr auch überhaupt alle **Früchte** in Peru anzupreiſen ſind, ſo kommen doch keine denen von Lima bey. Man ißt ſie das ganze Jahr über friſch; denn, weil die Jahreszeiten auf den Bergen und in den Thälern abwechſeln, ſo werden ſie in der einen Gegend reif, wenn ſie in der andern vorüber ſind. Die **Erde** wird mit dem Miſte gewiſſer Seevögel **gedünget**, welcher auf etlichen benachbarten Inſeln geſammelt wird. Dieſe Thiere, wenn ſie den ganzen Tag ihrer Nahrung nachgegangen ſind, kommen des Nachts, ihre Ruhe auf dieſen Inſeln zu ſuchen, und dieß in ſo großer Anzahl, daß die Erde mit ihrem Auswurfe ganz bedecket wird. Man nimmt ihn ſorgfältig weg; und braucht ihn hauptſächlich auf den mit Mais beſäcten Feldern. Man legt ein wenig davon an jeden Stängel, und begießt ihn zu gleicher Zeit. Einige Leute glauben, daß dieſer **Miſt** nichts

anders

anders ſey, als die Erde dieſer Inſeln ſelbſt, welche die Eigenſchaft habe, in dem Boden, mit welchem ſie vermiſchet wird, eine Gährung zu erwecken. Dieſe Meynung gründet ſich auf die erſtaunende Menge, die alle Jahre weggenommen wird, und auf die damit gemachten Erfahrungen. Wenn man das Erdreich bis zu einer gewiſſen Tiefe aufgegraben hat, hat man in ſelbigem eben die Kraft, Farbe, Wärme, und eben den Geruch geſpüret, als auf der Oberfläche.

Ich bin, u. ſ. w.

Lima, den 4 July, 1751.

Der 145 Brief.

Fortſetzung von Peru.

Was für einen traurigen Anblick macht nicht die Stadt Lima, Madame, für einen Fremden, ſeit dem entſetzlichen Erdbeben, welches dieſe Hauptſtadt von Peru über den Haufen geworfen hat! Ich bin nicht Willens, ſie Ihnen ſo, wie ſie gegenwärtig iſt, zu beſchreiben: ſeit der ſchrecklichen Begebenheit, welche ſie von Grund aus verwü-

ſtet hat, iſt ihr Schaden noch nicht hergeſtellet, und alles ſtellet dem erſtaunten Auge das grauſende Bild einer allgemein geweſenen Zerſtörung vor.

Es war zu Ende des Octobers, im Jahre 1746, gegen halb eilf Uhr des Nachts, da ſich die erſten Stöße ſpüren ließen; und in einer Zeit von vier Minuten, binnen welchen ihre größte Gewalt ſich äußerte, wurde die ganze Stadt über den Haufen geworfen. Das Unglück geſchah ſo geſchwind, und die Verwüſtung war ſo allgemein, daß es unmöglich fiel, der Gefahr durch die Flucht zu entgehen. Viele Leute wurden unter den Trümmern der Häuſer verſchüttet, andere auf den Gaſſen durch den Umſturz der Mauern zerquetſchet. Man weiß kein Beyſpiel einer ſo jämmerlichen Begebenheit; und es iſt ſchwer, ſich die gehörige Vorſtellung von einem ſolchen Unglücksfalle zu machen. Bilden Sie Sich alle Kirchen zerſtöret ein, alle Häuſer eingeſtürzet. Unerachtet aber nicht fünf und zwanzig davon ſtehen geblieben ſind, ſo iſt von ſechzigtauſend Einwohnern, die man in der Stadt zählete, nicht der zwölfte Theil umgekommen. Viele wurden in den Hohlungen, welche der Einſturz der Häuſer ſelbſt

ver-

veranlaſſete, gerettet; andere fanden ſich oben auf den Trümmern, ohne zu wiſſen, wie ſie dahin gekommen waren: denn bey einer ſo dringenden Gelegenheit, hatte niemand Zeit gehabt, ſich zu entſchlüßen; und wäre es auch möglich geweſen, ſo war kein Ort da, wo man wäre ſicher geweſen. Der Erdboden erſchütterte die Gebäude ſo gewaltſam, daß ein jeder Stoß den größten Theil davon einſchmiß; die Laſt aber im Fallen zerſchmetterte vollends, was noch ſtehen geblieben war. Von den beyden Thürmen der Cathedralkirche wurde der eine umgeworfen bis an die Decke der Kirche, der andere bis an den Ort, wo die Glocken hängen: die Kirche aber wurde durch dieſen Fall völlig eingedrücket und verwüſtet. Der prächtige Triumph-Bogen, welchen der letzte Unterkönig von Indien auf der Brücke hatte aufrichten, und oben darauf die Bildſäule Philipp V, zu Pferde, ſetzen laſſen, dieſes wegen ſeines majeſtätiſchen Anſehens, und koſtbaren Baukunſt, ſo ſehr in die Augen fallende Werk, ſtürzte ein, und wurde in Schutt verwandelt. Der Palaſt der Audienzia, das Tribunal der Inquiſition, die Univerſitäts-Schul- und andere Gebäude von Wichtigkeit, haben nichts übrig behalten,

halten, als geringe Spuren ihrer vorigen Geſtalt. Die Stöſſe folgten mit Heftigkeit auf einander, und man zählte, in weniger als vier und zwanzig Stunden, an zweyhundert Erſchütterungen. Bis in den Monat February des folgenden Jahres ſpürte man mehr als vier hundert, derer einige, obwohl kürzer als die erſten, eben ſo nachdrücklich waren, und nicht weniger Schaden thaten.

Zu eben derſelben Stunde erlitt die Feſtung Callao das nämliche Schickſal: nur einige Thürme, und ein Theil des Walles, hielten die erſten Stöſſe aus; der Verluſt der Gebäude aber war nicht zu vergleichen, mit der ſchrecklichen Begebenheit, die auf die Erſchütterung folgte. Callao war der Haven von Lima, und lag zwey Stunden von der Stadt auf einer Erdſpitze, die nicht über zehn Fuß über dem Waſſer erhaben iſt. Das Meer ſtieg zuweilen daſelbſt mit ſolcher Gewalt in die Höhe, daß es faſt das oberſte der Mauern erreichte. Die meiſten Häuſer waren nur ein Stockwerk hoch. Man ſah daſelbſt auch den koſtbaren Palaſt des Unterköniges, und das Haus des Statthalters, woran die Baukunſt ſich beſonders ausnahm. Nachdem das Meer, wie

es

es auch ſchon ſonſt geſchehen war, ſich zurück begeben hatte, kam es mit voller Wuth zurück, thürmte Berge von Schaume in die Höhe, und fiel auf die ganze Feſtung ſo, daß ſie in einen Abgrund von Waſſer verwandelt wurde. Das Meer wich zum zweytenmale zurück, um mit deſto größerer Heftigkeit wieder zu kommen, und verſchlang dieſe unglückliche Stadt durch eine neue Ueberſchwemmung ſo gänzlich, daß nichts als ein Stück Mauer von der Schanze zum heil. Kreuze, als ein Merkmal dieſer abſcheulichen Verwüſtung, übrig blieb. Von vier und zwanzig Schiffen, welche in dem Haven lagen, verſanken ihrer neunzehn; die anderen, ſagt man, wurden von der Gewalt des Waſſers weggehoben, und blieben, eine anſehnliche Weite von dem Ufer, auf dem trockenen Lande ſitzen. Man füget hinzu, um die Beſchreibung vollſtändig zu machen, daß das Meer die Auguſtinerkirche faſt gänzlich auf eine ziemlich entfernte Inſel getragen, und man ſie daſelbſt wieder gefunden habe.

Die Einwohner von Callao, die ſich auf mehr als vier tauſend beliefen, kamen bey dieſer Ueberſchwemmung alle um, bis ohngefähr zwey hundert, welche das Glück

hatten,

hatten, ſich zu retten. Es waren dieſes diejenigen, welche auf denen vier Schiffen geweſen waren, die über den Haven hinaus gehoben wurden. Zwey und zwanzig andere Perſonen, hatten ihr Leben eben dem Stücke Mauer zu danken, welches noch jetzt gleichſam zum Andenken des Unglücks dieſer Stadt zu ſehen iſt. Von ſelbigen hat man erfahren, daß verſchiedene der Einwohner Breter ergriffen hatten, und lange Zeit auf dem Waſſer herum geſchwommen waren, daß aber das Stoſſen und die Gewalt der Wellen ſie wider die Klippen geſchmiſſen, und zerſchmettert habe. Da das Waſſer höher als eine Stunde weit geſtiegen war, ſo wurden diejenigen, die ſich durch die Flucht hatten retten wollen, mitten auf dem Wege verſchlungen.

Man kann den Schaden, welchen die Stadt erlitten hat, ſchwerlich berechnen. Man weiß nur, daß er außerordentlich muß geweſen ſeyn, weil die groſſen Kramläden, als die vornehmſten Niederlagen der Handlung, dazumal mit Getreide, Talge, Brandweine, Tauwerke, Holze, Eiſen, und allen Arten von Waaren und Vorräthen, angefüllet waren. Man hat die Koſten, welche hätten

ten aufgewendet werden müſſen, um die Sachen wieder in den Stand zu ſetzen, wie ſie vor dem Unglücksfalle waren, auf mehr als ſechs hundert Millionen geſchätzet.

Während der entſetzlichen Nacht, welche Callao vernichtete, ſchmeichelten ſich die Einwohner der Hauptſtadt, ihre Zuflucht und Hülfe daſelbſt zu finden. Ihr Schmerz verwandelte ſich alſo in eine wahre Verzweifelung, als ſie erfuhren, daß dieſe Stadt nicht mehr da war. Die Nachricht davon wurde durch Soldaten überbracht, welche der Unterkönig auf die Küſten ausgeſendet hatte. Er bewies bey dieſen traurigen Umſtänden einen Eifer, eine Aemſigkeit, einen Muth, und eine Klugheit, welche ihm die Lobſprüche von ſeiner ganzen Nation zugezogen haben. Ohne ihn, hätte die Hungersnoth alle die Unglücklichen, welche dem Erdbeben entkommen waren, vollends aufgerieben. Die Lebensmittel, welche man von Callao erwartete, waren verloren, die Backöfen in Lima zerſtöret, die Mühlen über den Haufen geworfen. Mit einem Worte, mehr als funfzig tauſend Menſchen ſahen ſich ohne Brod. In dieſer abſcheulichen Verwirrung verlor er den Muth nicht; er ſchickte an alle Beamten der benach-

barten

barten Provinzen Befehl, das vorhandene Mehl ihres Bezirkes auf das ſchleunigſte herbey zu ſchaffen. Er nahm die Mäuerer, die Becker und Fleiſcher zuſammen, und ließ ſie Tag und Nacht arbeiten, um die Mühlen, Backöfen und Schlachthäuſer wieder in Stand zu ſetzen. Als er hörete, daß die Küſten voller toden unbegrabenen Körper lägen, auch die See alle Augenblicke eine ungeheuere Menge Hausrath an das Ufer würfe, gab er ſo gleich Befehl, die Toden zu begraben; und ernennte Leute, welche die Sachen zu ſich nehmen, und ein genaues Verzeichniß darüber machen mußten. Er verbot durchgängig, bey Lebensſtrafe, nichts aufzuheben. Es waren zwey Galgen errichtet, einer zu Lima, der andere zu Callao, und etliche Beyſpiele von Strenge hielten jedermann im Zaume. Die Polizey, welche er veranſtaltete, unterbrach Diebſtahl und Mord, welche die allgemeine Verwirrung begünſtigte. So bald auch die Erde wieder ruhig geworden zu ſeyn ſchien, ließ er Plane, zu Wiederaufbauung der beyden Städte, Lima und Callao, verfertigen, und der Herr Godin, der, wie ich Ihnen geſaget habe, damals Profeſſor der Mathematik war, hatte die Beſorgniß davon.

So jähling auch die Erdbeben in Peru geſchehen, ſo ſpüret man doch allezeit einige Merkmale vorher. Es läßt ſich eine Minute vor der Erſchütterung ein unterirrdiſches Getöſe hören, das ſich an verſchiedenen Oertern verbreitet, und bald einem Brüllen der Ochſen, bald dem Losbrennen des Geſchützes gleich kommt. Die Thiere haben allezeit die erſten Ahndungen von dem Unglücke, welches erfolgen ſoll. Die Hunde fangen an, erbärmlich zu heulen. Die Laſt-Thiere bleiben ſtehen, und aus einem natürlichen Triebe treten ſie mit den Beinen auseinander, um gewiſſer zu ſtehen, und nicht zu fallen. Die Menſchen ſind über dieſe Anzeigen erſchrocken, verlaſſen ihre Häuſer, flüchten auf die Gaſſen, laufen nach den großen Plätzen, und ſuchen Sicherheit, die ſie unter ihren Dächern nicht finden. Sie retten ſich nackend, wenn das Unglück bey Nachtzeit vorgeht; und weil ſie wegen der gegenwärtigen Gefahr an keine Schamhaftigkeit denken können, nehmen ſie ſich nicht die Zeit ihr Hemde, das ſie beym Schlafengehen weggeleget hatten, anzuziehen. Man erblickt alsdenn ſo vielerley ſonderbare Figuren, daß man kaum ſein ernſthaftes Weſen behal-

behalten könnte, wenn man in dieſen ſchrecklichen Augenblicken nicht mit anderen Gegenſtänden beſchäftiget wäre. Hierzu kommen noch, das Geſchrey der Kinder, das klägliche Winſeln der Weiber, welche ihre Heiligen anrufen, das Klagen der Männer ſelbſt, welche ihre Beſtürzung und Schrecken nicht verbergen können, und dennoch kann man ſich nur einen ſchwachen Begrif von dieſem traurigen Schauplatze des Elendes und Jammers machen. Das allgemeine Schrecken höret nach den erſten Erſchütterungen nicht auf: niemand getrauet ſich in ſein Haus zurück zu kehren, aus Furcht, ſie möchten wieder kommen. In der That geſchieht es auch öfters, daß die Häuſer erſt durch einen neuen Stoß einfallen, nachdem ſie durch den erſten erſchüttert, und wandelbar geworden ſind.

Dieſe entſetzlichen Bewegungen der Natur halten keine Ordnung, weder in ihrer Dauer, noch Heftigkeit: es bleibt aber niemals Zwiſchenraum genug, um ihre Wirkung zu vergeſſen. Selten geht ein Monat in dieſer Stadt hin, daß man nicht einige Erſchütterung ſpürete: abrr eine ſolche Verwüſtung, wie ich hier beſchrieben habe, fällt vielmals

in

in einem halben Jahrhunderte nicht vor. Vor dem Erdbeben von 1687, welches ſo vielen Schaden in Lima angerichtet hat, waren die Getreide-Aernden von Gerſte und Weizen ſo ergiebig in dem Lande, daß die Einwohner ihr Auskommen hatten, und kein fremdes Getreide brauchten kommen zu laſſen. Aber nach dieſem Unglücksfalle änderte das Erdreich ſeine Eigenſchaft dergeſtalt, daß das Getreide darinnen verfaulte, ohne zu keimen. Man ſchrieb ſolches der Menge ſchwefelicher Dünſte und Salpeter zu, welche in der Erde geblieben waren. Die Eigenthümer ſahen ſich genöthiget, ihre Felder zu einem andern Gebrauche zu beſtimmen; ſie ſäeten Lůzerne, und pflanzten Zuckerrohr, welche nicht verdurben, und ihnen mehr Vortheil brachten. Dieſe Unfruchtbarkeit im Getreide dauerte vierzig Jahre; hernach ſpürete man, daß das Erdreich beſſer wurde, und ſeine erſte Fruchtbarkeit wieder zu bekommen anfieng. Allein, es ſey nun daß man von den neuen Erzeugungen mehr Vortheil gezogen, oder daß die Arbeiter ſich auf den Anbau des Weizens weniger geleget haben, ſo iſt doch gewiß, daß man nicht mehr ſo vieles Getreide erbauet, wie vorher. Unerachtet ſeit dem letzten Erd-

beben eben dieſe Wirkung geſpüret wird, ſo iſt man doch dieſerhalb weniger beſorget, da ein Getreidehandel zwiſchen dieſer Stadt, und Chili eröfnet worden iſt.

Vor dem letzten Unglücke war Lima, dieſe Königinn der Städte des ſüdlichen America, auf dem Puncte ihres größten Anſehens. Dieß iſt auch die Zeit worinnen ich ſie ſchildern, und denen Nachrichten folgen will, die mir von noch lebenden Zeugen ihres ehemaligen Glanzes ſind ertheilet worden. Gleich anfänglich nennete man ſie die Stadt der Könige, weil Franz Pizarro, ſagt man, den Grund dazu um die Zeit des drey Königefeſtes geleget hat: andere meynen, ſie ſey zu Ehren Carl V, und ſeiner Mutter Johanna, Königinn von Spanien, alſo genennet worden. In der Folge bekam ſie den Namen Rimac, theils von dem Fluſſe, der unter ihren Mauern wegfließt, theils von dem ſchönen und großen Thale, in deſſen Mittelpuncte ſie liegt, und wo die Ausſicht uneingeſchränkt iſt. Die Spanier haben dieſen Namen verdorben, und die Stadt Lima geheißen, die Benennung des Fluſſes und Thales aber unverändert gelaſſen.

Eine große und ſchöne ſteinerne Brücke gieng über den Fluß, ſtieß an einen Bogengang, und führte zu dem königlichen Platze, wo in der Mitten ein Springbrunnen ſtund, der wegen ſeiner Größe und Schönheit merkwürdig war. Eine Bildſäule von Aerze machte deſſen mittelſte Höhe, und ſtellte die Göttinn des Ruhmes, mit vier Waſſerbecken umgeben, vor. Das Waſſer ſprang aus ihrer Trompete, ſowohl als aus den Rachen von acht Löwen von eben ſolchem Metalle, welche dieſes Monument verzierten. Die koſtbaren Gebäude, womit der Platz eingefaſſet war, holfen ſolchen noch mehr verſchönern: die vornehmſten darunter waren: die Cathedralkirche, der erzbiſchöfliche Palaſt, der vom Unterkönige, das Stadthaus, und die Gefängniſſe. Lima hat die Figur eines Dreyeckes, deſſen längſte Seite an dem Fluſſe hin liegt. Sie iſt mit einer Ziegelmauer umgeben, mit vier und dreyßig Baſtionen verſehen, aber ohne Batterien und Schießſcharten, weil man ſich nur vor den Ueberfällen der Indianer hat wollen in Sicherheit ſetzen. In dem ganzen Umfange der Stadt zählte man ſieben Thore, und drey Ausfälle.

Auf der andern Seite des Fluſſes iſt die Vorſtadt des heil. Lazarus, welche ſeit einigen Jahren ungemein vergröſſert worden iſt. Alle ihre Gaſſen, ſo wie die in der Stadt, ſind gepflaſtert, breit, gerade, gleichlaufend, ſchneiden ſich in rechten Winkeln, und machen Vierecke von Häuſern von einerley Gröſſe. Sie werden von Canälen durchſtrömet, welche aus dem Fluſſe kommen, deſſen Waſſer in Schleuſen fortgeführet wird, und zur Reinlichkeit ungemein viel beyträgt. Jeder Eigenthümer hat alſo einen kleinen Bach zu ſeinem Gebrauche, und die meiſten einen Garten, der dadurch gewäſſert wird. Am Ufer des Fluſſes iſt ein Spazirgang, von fünf großen Alleen von Orangenbäumen, wohin der ganze Adel von Lima, alle Tage um fünf Uhr, ſpaziren fährt.

Die meiſten Häuſer, unerachtet ſie ſehr niedrig ſind, machen kein übeles Anſehen: und inwendig ſind ſie in Blumen und Landſchaften, ziemlich hübſch gemalet. Damit die Gebäude den Erdbeben beſſer widerſtehen, ſind ihre Haupttheile von Holze gebauet, und in die Balken des Daches und Fußbodens, eingezapfet. Man überzieht alle dieſe Theile, inwendig und auswendig, mit Rohre, oder

weide-

weidenen Ruthen, und übertünchet ſie äuſſerlich mit Mörtel und Leimen, worauf hernach die Faſſade des Hauſes, in Geſtalt von gehauenen Steinen, gemalet wird. Hierzu macht man noch Geſimſe, und verzierte Portale, welches alles gut in die Augen fällt. Das erſtemal glaubte ich, ſie wären wirklich von denen Materialien, welche man nachgeahmet hatte. Die Dächer ſind glatt und eben, und haben blos die erforderliche Stärke, um vor Winde und Sonne geſichert zu ſeyn. Da es in Lima ſelten regnet, hat man keiner weitern Vorſicht vonnöthen. Durch dieſe Bauart ſind die Häuſer weniger der Gefahr ausgeſetzet, als wenn ſie von feſteren Materialien errichtet wären. Ein ſolches Gebäude giebt der Erſchütterung der Erde nach; und ſein Grund, da er mit den übrigen Theilen verbunden iſt, folget ebenfalls dieſem Drucke. Leiden ſie nun einen Stoß, ſo können ſie zwar beſchädiget, aber ſchwerlich umgeworfen werden. Merkwürdig iſt, daß man in der Nachbarſchaft dieſer Stadt, Mauern eines alten Marktflecken ſieht, welche, ob ſie wohl ohne Mörtel und Ciment auf der Oberfläche des Bodens errichtet ſind, den heftigſten Stöſſen der Erdbeben, noch bis

jetzt wiederſtanden haben; da hingegen die feſteſten, durch Spaniſche Baumeiſter aufgeführten Gebäude eingefallen ſind. Man verſichert, daß die Indianer, als ſie dieſe Bauart ihrer Eroberer wahrnahmen, über ſie lachten, und ſagten, die Caſtilianer baueten ſich Gräber, um darunter begraben zu werden. Was aber nicht weniger Verwunderung erwecket, iſt, daß da letztere dieſe neuen Städte ſo oft haben in Trümmern verwandelt geſehen, und den alten Gebrauch der Landeseingebohrnen kennen, ſie in einer Zeit von zweyen Jahrhunderten ſich dennoch nicht geändert haben. Das Vergnügen, große Häuſer und bequeme Zimmer zu haben, überwiegt die beſtändige Furcht, durch ihren Einſturz erſchlagen zu werden.

Die **Kirchen** in Lima waren faſt alle von Steinen gebauet, mit Schildereyen verſehen, und prächtig verzieret. Nach der Cathedralkirche, nehmen ſich die von den Dominicanern, Franciſcanern, Auguſtinern, der Paters de la Merci, und der Jeſuiten, wegen ihrer Koſtbarkeit, am meiſten aus. Man erſtaunet über die **Pracht** und den **Reichthum**, welche dieſe Kirchen, beſonders an öffentlichen Feſttagen, ſehen laſſen.

Die

Die Altäre, vom Fuſſe bis oben in die Spitze, ſind mit gediegenem Silber überzogen, und in allerhand Zierrathen gearbeitet: doch kommt der Geſchmack und die Erfindung, der Koſtbarkeit der Materie nicht bey. Die Wände ſind mit ſammtenen Tapeten, mit goldenen und ſilbernen Franzen und Quaſten beſetzet, und auf gewiſſe Weiten mit allerhand goldenen und ſilbernen, in Schmelzarbeit verfertigten Geräthe, behangen. Große ſechs bis ſieben Fuß hohe, in zwey Reihen geſtellte Leuchter, faſſen die Kirche in ihrer ganzen Länge ein; in den Zwiſchenräumen ſtehen Engel auf Fußgeſtellen, Vaſen mit eingelegten Edelſteinen, koſtbare Reliquien-Behältniſſe, und alles was den Gottesdienſt glänzender machen kann. Die Stoffe, zur Kleidung der Prieſter, werden allezeit unter denen ſchönſten, und koſtbareſten, die aus Europa kommen, ausgeleſen; und überhaupt alles, was zur Verzierung der heiligen Oerter dienet, beſteht in dem ſeltenſten, das in jeder Art zu finden iſt. Ja, ich muß ſagen, daß die gemeinſten Verzierungen, die, welche man hier alle Tage aufſtellet, diejenigen, welche man in unſeren Städten, in Frankreich, bey den feyerlichſten Gelegenheiten zur

größten Pracht wählet, an Reichthume und Koſtbarkeit übertreffen.

Der größte Theil der Ordenshäuſer war weitläuftig, die Zimmer geraumig und wohl ausgetheilet: inſonderheit hatten ihre Kirchen ein majeſtätiſches Anſehen; und die, welche nur von Holze gebauet waren, ahmten die Farbe der Steine ſo vollkommen nach, daß man ſie angreifen, oder ſehr nahe beſehen mußte, um davon überzeuget zu werden. Die Höhe der Thürme war mittelmäßig, theils wegen der Erdbeben, welche ſolche höher zu bauen nicht verſtatten, theils um die Laſt der Glocken ſicherer zu tragen, welche, wegen ihrer Menge und Größe, allen Europäiſchen den Vorzug ſtreitig machen. Alle dieſe Klöſter bekommen ihr Waſſer auf Unkoſten der Stadt, nicht aus denen Bächen, welche, wie ich geſagt habe, durch unterirrdiſche Canäle aus dem Fluſſe geleitet werden, ſondern aus Quellen durch verſchiedene Röhren. Sie ſind daher auch verbunden, einen Brunnen auf der Gaſſe, zum Bedürfniſſe der armen Leute, die in ihren Häuſern kein Waſſer haben können, zu unterhalten.

Die Stadt Lima iſt die ordentliche Reſidenz der Unterkönige von Peru. Dieſer

ſer ihre Regirung dauert nur drey Jahre; durch beſondere Erlaubniß aber des Souverains können ſie ſelbige auch noch länger behalten. Ihre Gewalt iſt unumſchränkt: ſie haben den Vorſitz bey allen Gerichtshöfen, derer Beyſitzer, ſo zu ſagen, nur ihre Diener in Ausfertigung der Sachen ſind. Dieſe verſchiedenen Tribunale ſind, der Kriegs- und Finanz Rath, die Expedition zu Verwaltung der Güter, die königliche Audienzia, die Rechenkammer, der Münzhof, der Stadt-Rath, das Handelsgericht, die königliche Renterey, die Toden-Caſſe, die geiſtlichen Gerichte, die Inquiſition, die Univerſität, u. a. m. Die äußerliche Pracht der Unterkönige iſt nicht geringer, als des Königes; und in der That regiren ſie in dem ganzen Bezirke ihrer Botmäßigkeit: daher auch ihr Einzug mit Anſtalten geſchieht, die ihrer erhabenen Würde gemäs ſind. Sie ſind vielleicht geneigt, Madame, die gewöhnlichen Ceremonien eines Feſtes zu kennen, wobey die Spanier Vergnügen finden, alle ihre Pracht zu zeigen.

So bald ein Unterkönig in dem Haven von Payta, der über zweyhundert Stunden von der Hauptſtadt entlegen iſt, anlandet,

ſchickt er einen angeſehenen Officier, unter dem Titel eines Ambaſſadeurs, nach Lima mit Briefen, welche die Nachricht von ſeiner Ankunft enthalten. Sein Vorgänger, dem ſie übergeben werden, ſendet ſogleich einen Courier ab, den Unterkönig zu bewillkommen; der Geſandte aber wird entlaſſen, und ihm ein koſtbares Geſchenk gemachet, dem faſt allezeit ein Ehrenamt beygefüget iſt, mit der Erlaubniß, es in ſeinem Namen verwalten zu laſſen, wenn ſein übriger Beruf ihn davon abhalten ſollte. Der neue Unterkönig wird von allen Corregidores auf das feyerlichſte empfangen, und ſie liefern ihm in allen Bezirken Tragſeſſel: auf dieſe Art wird er bedienet, begleitet, und frey gehalten, bis nach Lima. Wenn er daſelbſt anlanget, geht er durch die Stadt, ohne ſich aufzuhalten, und begiebt ſich nach dem Haven von Callao. Hier wird er von einem Alcalde, den die Hauptſtadt abſchicket, und von allen Officieren empfangen. Man giebt ihm den Palaſt in der Feſtung zur Wohnung ein, welcher dieſerwegen meubliret wird. Den folgenden Tag kommen alle geiſtliche und weltliche Tribunale, ihn zu bewillkommen; und er ſitzet unter einem Thronhimmel, ihre Reden

anzuhö-

anzuhören. Die königliche Audienzia erſcheinet zuerſt, hernach kommen die Rechenkammer, die Geiſtlichkeit, der Stadtrath, das Handelsgericht, die Inquiſition, die Univerſität, die Superiore der geiſtlichen Orden, und andere angeſehene Leute. Nach geendigter Ceremonie wird ihm ein prächtiges Mittagsmahl gegeben; des Abends aber iſt Comedie, wo die Weiber zu erſcheinen Erlaubniß haben.

Sie werden fragen, was dieſe Comedie ſey? Ich will Ihnen die Beſchreibung von der zu Lima machen: es ſind eben dieſelben Schauſpieler, welche zu Callao bey der Ankunft Ihrer Excellenz ſpielen. Als ich zum erſten male hinein gieng, fand ich den Saal ſehr übel erleuchtet, das heißt, das Tageslicht ſchien noch bey den übrigen Lichtern hinein. Der Kopf des Einhelfers, (ſouffleur,) guckete aus einem kleinen Klappenloche hervor, und ragete über den Fußboden des Theaters. Ich nahm ihn anfänglich für ein Geſpenſt, das herauf ſteigen wollte; ich wurde aber bald anderer Meynung, als er anfieng, das Stück laut genug zu leſen, um von allen Zuſchauern, auch den entfernteſten, verſtanden zu werden. Das Parterre machte

te den lächerlichſten Anblick: viele Leute waren im Schlafrocke, und in der Nachtmütze; die Officiere ſtunden unter den Soldaten, und unter einer Menge des niedrigſten und ſchmuzigſten Pöbels. Die angeputzten Leute und etliche Perſonen vom Range nahmen die Logen und das Amphitheater ein; und die letzten Plätze waren mit gemeinen Weibern in ſchwarzen Unterröcken und weiſſen wollenen Schleiern angefüllet.

Das Stück nahm ſeinen Anfang; und die Schauſpieler erſchienen ziemlich wohl gekleidet. Nach einigen, ſo langweiligen als abgeſchmackten Auftritten kam ein luſtiges Zwiſchenſpiel. Einer der Comedianten ſchien Willens zu ſeyn, das Herz einer Frau, die ihm allerhand Liedergen vorſang, mit einem Sacke Geld zu gewinnen; und ſie war nicht übel geneigt, ihm einige Gefälligkeiten zu verwilligen. Ein anderer brachte drey Perückenſtöcke auf das Theater, bekleidete ſie erſtlich mit Mannskleidern, nahm ſie hernach wieder weg, und zog ſie als Weiber an. Dreyen Herren, die ſich ſehr artig vor ihnen hinſtelleten, fiel es ein, ſie auf die Art, wie der erſte, durch Geld zu verführen: ſie wa-

ren aber ſehr zurückhaltend, und nicht zu gewinnen.

In einem andern Zwiſchenſpiele, ſtellete das Theater ein Spaniſches Wirthshaus, bey Nachtzeit, vor. Man brachte drey Federbetten und drey Bettdecken herein, und eine Königinn mit ihren Hofdamen waren die Wirthinn und die Mägde geworden, und wollten das Bette machen. Nun kamen ſechs Mannsperſonen, welche da ſchlafen wollten, und bezahlten zum voraus Einer von ihnen, der geizig war, hatte ſein Geld in zwanzig oder dreyßig Stückgen Papier eingewickelt. Dieſe Herren kleideten ſich ohne Bedenken vor den Damen aus, zogen ſechs oder ſieben Paare Beinkleider und ſo viel Röcke aus, und legten ſich zwey und zwey in die Betten. Das luſtigſte der Geſchichte war, zu ſehen, wie ſie einander die Bettdecke wegriſſen, und ſich herumbalgten, ſo viel ſie konnten. Der Anblick der Federbetten, und wie dieſe Leute einander auf der Erde herumwälzten, kam mir noch nicht ſo lächerlich vor, als der unglaubliche Beyfall, der den ganzen Saal erfüllete.

Hierauf folgten noch andere Auftritte zwiſchen einem Könige, einer Königinn, und einer Zauberinn: wider letztere zogen verſchie-

dene Klopffechter den Degen. Sie wehrte ſich mit ihrem Zauberſtocke, und entwich hinter die Theaterwand, ohne verwundet zu werden. Dieſe Helden ſteckten ihre Degen ſehr klüglich wieder ein, um ſie bey einer günſtigern Gelegenheit zu brauchen. Die Zauberinn wußte die Leute mit einem einzigen Blicke zu töden, und durch einen andern Blick wieder lebendig zu machen. Doch kam ſie einmal auf das Theater, und fiel, zerbrach ſich die Naſe, ſtund auf, gieng hinaus, und kam mit einem Pflaſter wieder.

In einem andern Zwiſchenſpiele verfolgten ſehr aufgebrachte Männer ihre Weiber mit Stöcken, und ſchienen, als ob ſie ſie prügeln wollten. Mitleidige Nachbarn kamen dazu, die Sache beyzulegen, und verhinderten die tollen Männer, ſich ihrer Wuth zu überlaſſen. Um die Beleidigung zu rächen, zogen ſich die Weiber als Amazonen an, bewafneten ſich von oben bis unten, giengen ihrerſeits nun auch auf die Männer los, und dieſe mußten ſich ihren Ueberwinderinnen ergeben. Bey der Entwickelung des Stückes entſagte die Zauberinn dem Teufel und ſeinen Werken, nahm die chriſtliche Religion an, und verſicherte, daß ſie nie keiner andern fol-

gen

gen würde. Einer der Schauſpieler, mit dem ich nach der Comödie ſprach, ſagte mir, daß ſeine Geſellſchaft dieſes Stück neuerlich aus Madrid bekommen, ſolches aber daſelbſt vielen Beyfall erhalten hätte; und kein Menſch in Lima ſey im Stande, dergleichen zu verfertigen. Aber ich komme wieder auf den Unterkönig.

Den andern Tag fährt er in einer Kutſche, welche die Stadt ihm ſchicket, aus, und begiebt ſich in eine Kirche, die auf dem halben Wege zwiſchen Callao und Lima, liegt. Da findet er ſeinen Vorgänger, der ihm den Commando-Stab übergiebt; und gleich darauf gehen ſie von einander, der eine, um den Stand einer Privatperſon wieder anzunehmen, und nach Spanien zu kehren; der andere, um ſeinen öffentlichen Einzug in die Hauptſtadt zu halten. Alle Gaſſen ſind alsdenn gereiniget, mit reichen Tapeten behangen, und mit Triumph-Bögen gezieret, wo Kunſt, Geſchmack, und Koſtbarkeit um die Wette prangen. So bald ſein Gefolge beyſammen iſt, ſteigt er und ſeine Familie zu Pferde, welche ihm die Stadt liefert. Man ſieht alsdenn die Miliz Compagnienweiſe vorbey ziehen, hernach die Schulen, und die

Univerſität, und endlich alle Glieder der verſchiedenen Tribunale, welche auf koſtbar geſchmückten Pferden reiten. Die Kleidung des Stadt-Rathes beſteht in langen Röcken von carmeſinen Sammt, mit groſſen Mützen auf den Köpfen; dieſe Kleider aber werden bey keiner andern, als bey dieſer Gelegenheit, gebrauchet. Einige dieſer Herren gehen zu Fuſſe, und tragen den Thron-Himmel, worunter der Unterkönig ſich befindet. Zwey der Alcaldes bedienen ihn bey dem Reiten, und halten auf jeder Seite den Zaum des Pferdes. Der Zug geht durch verſchiedene Gaſſen, welche endlich auf den königlichen Platz führen. Ihre Excellenz ſteigt daſelbſt an der Thüre der Cathedralkirche ab, wo der Erzbiſchof, an der Spitze ſeines Capituls, Sie empfängt. Wenn ſie in die Kirche hinein gegangen ſind, wird das Te Deum angefangen, und der Unterkönig, mit den Tribunalen, ſetzen ſich auf Stühle von ausnehmender Koſtbarkeit. Nach dieſer gottesdienſtlichen Handlung ſteigt er wieder zu Pferde, und begiebt ſich nach dem Palaſte, wo eine vortrefliche Mahlzeit zubereitet iſt, welcher der ganze Adel beywohnet. Des andern Tages verfügt er ſich wieder in die Cathedralkirche, aber zu Wagen,

und

und ohne einiges anderes Gefolge, als das, welches ihn künftig bey allen öffentlichen Verrichtungen begleitet, das heißt, seine **Leibwache**. Der Erzbiſchof verrichtet das Amt auf das feyerlichſte; und der Unterkönig, nebſt dem ganzen Adel, kehren nach dem Palaſte zurück; letzterer verabſäumet dabey nichts, um ſich in ſeiner völligen Pracht zu zeigen. Selbigen Tag und die zwey folgenden, werden Erfriſchungen in Ueberfluſſe aufgetragen; wobey das Confect, und die gefrornen Sachen, in goldenen Schaalen herumgegeben werden. Allen Weibern iſt erlaubt, in den Palaſt zu kommen, und ſich in den Sälen, Galerien und Gärten, bewundern zu laſſen.

Auf dieſe Feyerlichkeiten folget das **Wettlaufen der Stiere**, welches fünf Tage dauert: die erſten drey Tage geſchieht es zu Ehren des Unterköniges; die zwey letzten aber, für den Geſandten, der die Nachricht von des erſten Ankunft gebracht hat. Wenn dieſe lärmenden Luſtbarkeiten vorüber ſind, unterhält man Ihre Excellenz mit ruhigern Veränderungen: die **Schulen** und die **Univerſität**, liefern alleine den Stoff dazu. Der Ruhm des Unterköniges wird durch aller-

hand ſinnreiche Abhandlungen geprieſen, und öffentliche Preiſe werden auf diejenigen Stücken geſetzet, welche ſich am beſten unterſcheiden. Der Rector, welcher Sr. Excellenz gegen über ſitzet, hält Ihr zu Ehren eine Rede, und übergiebt Ihr ſeine ſämmtlichen Schriften, koſtbar eingebunden. Die Mönche disputiren über allerhand Sätze, und halten Lobreden: die Nonnen geben Erfriſchungen und Concerte; der Unterkönig aber findet ſich nach und nach bey allen dieſen Feſten ein. Wenn man der Sage im Lande glauben darf, ſo ließen die Einwohner, im Jahre 1683, da der Herzog von Palata Beſitz von dieſer Würde nahm, die Gaſſen, wo der Zug nach ſeinem Pallaſte durchgieng, mit gegoſſenen Stücken Silber pflaſtern. Ein jedes dieſer Stücken wog, ſagt man, zwey hundert Mark, und dieſe Ausgabe allein betrug achtzig Millionen Piaſters.

Der Unterkönig von Peru hat eine Leibwache, zu Fuſſe und zu Pferde, deren Montirung an Pracht und Koſtbarkeit, keiner von den größten Monarchen etwas nachgiebt; und Ihre Excellenz geht niemals aus, ohne von ihrer achten begleitet zu werden, welche voran und hinten nach gehen. Sie beſetzen

das

das Hauptthor des Palaſtes, und gemeinig-lich auch die Vorgemächer. Außer dieſen beyden Garden, hat der Unterkönig noch ein Corps von hundert Soldaten, zu Voll-ſtreckung ſeiner Befehle.

Er giebt alle Tage dreymal Audienz: einmal, den Indianern, das zweytemal, den Spaniern, und das drittemal, den Damen aus der Stadt; denn ſein Hof vereiniget die Galanterie mit der Pracht. Seine beſtimmten und ordentlichen Einkünfte kommen mit ſeinem Range nicht überein: ein Unterkönig hat jährlich nicht mehr, als zweymal hundert tauſend Franken; aber das Auſſerordentliche und Zufällige, beläuft ſich auf viel anſehnlichere Summen. Er hat die Beſetzung von mehr als hundert Privat-Statthalterſchaften, und von allen Civil- und Militair-Aemtern; dieſes trägt ihm unermeßliche Reichthümer ein. So wie man vorgiebt, kann er mehr als achtzig tauſend Mann, Infanterie und Cavalerie, auf die Beine ſtellen. In ſeinem Palaſte hat er einen Bethſaal, wozu ſechs Capellane, ein Küſter und ein Chor Muſicanten beſtellet ſind. Letzteren Umſtand führe ich nur an, um Ihnen zu ſagen, daß der Director davon ein Fran-

zoſe iſt, der Herr von Montbref, mit welchem ich die ſüdlichen Provinzen von Peru beſuchet habe. Von dieſen verſchiedenen Reiſen werde ich reden, wenn ich mit der Beſchreibung der Hauptſtadt zu Ende bin.

Ich bin, u. ſ. w.

Lima, den 8 July, 1751.

Der 146 Brief.

Fortſetzung von Peru.

Man rechnet in Lima vier und funfzig Kirchen, ſechs und zwanzig Mönchs- funfzehn Nonnen-Klöſter, faſt eben ſo viel Hoſpitåler, und eine Menge anderer frommer, nützlicher und mitleidiger Stiftungen. Man behauptet, daß dieſe geiſtlichen Gebäude den dritten Theil der Stadt einnehmen. Die Franciſcaner haben drey Håuſer, davon das vornehmſte, welches man für das ſchönſte Kloſter dieſer großen Stadt hålt, ſieben hundert Ordensleute enthålt. Es ſind vier Dominicaner-Klöſter, dreye von Auguſtinern, dreye vom Orden de la Merci, ſechs Håuſer der Jeſuiten; und alle dieſe Mönche machen ohngefähr,

ohngefähr, mit den Nonnen, derer Anzahl ihnen nichts nachgiebt, den ſechſten Theil der Einwohner aus.

Die Cathedralkirche, die dem heil. Johannes, dem Evangeliſten, geweihet iſt, wurde von dem Papſte, Paul III, zwölf Jahre nach ihrer durch Franz Pizarro geſchehenen Stiftung, zu einem erzbiſchöflichen Sitze erhoben. Der Erzbiſchof hat hundert tauſend Thaler Einkünfte, und ſein Capitul mehr als zweymal hundert tauſend. Dieſe Kirche iſt parochial; die Sacramente werden durch vier Pfarrer und zwey Vicarien verwaltet. Außer dieſer ſind noch ſieben andere Parochialkirchen; nicht zu gedenken der unzählichen Menge Ordensgeiſtlicher, von allen Arten und Farben, derer jeder eine kleine Gemeine zu beſorgen hat. Die Dominicaner, Jeſuiten, Franciſcaner, Auguſtiner, und die Patres de la Merci, haben anch Collegia, die der Univerſität von Lima einverleibet ſind.

Dieſe Univerſität wurde von Carl V. geſtiftet, und durch verſchiedene päpſtliche Bullen beſtätiget. In allen vier Facultäten zählt man, unter der Aufſicht eines Rectors, der alle Jahre gewählet wird, hundert und achtzig Doctores, und ohngefähr zwey tau-

ſend Studirende: allein, außer Scholaſtiſchen Zänkereyen und Spitzfindigkeiten, werden andere Wiſſenſchaften wenig getrieben. Man ſagt ſogar, daß, da der Herr Godin zum Profeſſor der Mathematik und Aſtronomie erwählet worden ſey, kein einziger Student ihn habe verſtehen können. Die Univerſität führt den Namen des heil. Marcus, und iſt der von Salamanca einverleibet, um ebenfalls ihrer Vorrechte zu genießen. Verſchiedene Privatperſonen haben Stipendia geſtiftet, zum Unterhalte und Unterrichte einer gewiſſen Anzahl junger Leute, welche in den Humanitäten, in der Rechtsgelehrſamkeit, Theologie, und anderen üblichen Wiſſenſchaften, daſelbſt auferzogen werden. Bey allen dieſen Vortheilen, hat man es noch niemals dahin gebracht, nur einen mittelmäſig geſchickten Menſchen zu bilden.

Die Miliz in Lima beſteht aus nichts, als Bürgern, wovon der König die vornehmſten Officiere bezahlet. Es ſind ſechs und dreyßig Infanterie-Compagnien, als vierzehn von Creolen, achte aus der Kaufmanns-Innung, acht Indianiſche, und ſechſe von Mülatern: die Cavallerie hat ihrer zehne. Die vom Könige beſoldeten Officiere ſind: der

der Unterkönig, die zwey Generale von der Infanterie und Cavallerie, der General-Commiſſarius, ihre Lieutenante, u. ſ. w. Von Ihrer Majeſtät bekommen auch die Artillerie-Officiere ihr Tractement. Der König von Spanien unterhielt überdieß noch eine Beſatzung von ſechs hundert Mann zu Callao. In eben dieſem Haven waren ferner ein General, und andere Seeofficiere, welche alle ſich auf das erſte gegebene Zeichen verſammeln mußten, um die Kriegsvorräthe und Lebensmittel, weiter ſchaffen zu laſſen.

In Lima, ſo wie in Quito, Carthagena, und in allen anderen Städten des Spaniſchen America, unterſcheidet man verſchiedene Arten von **Einwohnern.** Die Vornehmſten führen ihren Urſprung von denen alten Caſtilianern her, welche Peru erobert haben: und die meiſten rechnen ſich von ſehr alten Adel. Sie glauben auch, mehr Verſtand zu haben, als die Europäiſchen Spanier, welche ſie für Dummköpfe halten. Vielleicht iſt dieß die Wirkung einer angebohrnen Feindſchaft, die nicht unter ihnen aufhöret; denn ſie können nicht ohne Neid anſehen, daß die Aemter und der ſchönſte Theil der Handlung, in den Händen der Fremden ſey. Was die Titel

anbelangt, ſo macht ihnen niemand die von Marquis, Grafen und Rittern, ſtreitig; und viele werden in die Spaniſchen Ritteror=den aufgenommen. Die Familie von Ampuero, welche von mütterlicher Seite von den alten Incas abſtammet, weil ein Caſtilianer dieſes Namens, eine Prinzeßinn von ihrem Geblüte heurathete, iſt hier in ſehr großen Anſehen. Die Könige von Spanien, haben ihr viele Ehre und Vorrechte angedeihen laſſen, welche ſie auch noch jetzt genießt; daher Perſonen von dem höchſten Range, ſich nicht mißfallen laſſen, ihre Verwandſchaft zu ſuchen. Der Unterkönig unterläßt niemals, wenn er Beſitz von ſeiner Statthalterſchaft nimmt, ihr ſeine öffentliche Ehrfurcht zu bezeigen. Der Aelteſte dieſes Hauſes ſetzt ſich alsdenn auf einem Balcon, unter einen Thronhimmel; und Ihre Excellenz kommt, auf einem zu dieſer Ceremonie abgerichteten Pferde, heran geritten, und läßt ſeinem Pferde drey Verbeugungen vor dem Balcone machen.

Alle dieſe adelichen Familien machen einen ihrem Stande gemäßen Staat. Sie haben eine große Menge Bedienten, Sclaven, Pferde und Wagen. Es iſt ſo gar kein Bür=

ger hier, der nicht ſeine Kutſche, Chaiſe, oder Caleſche hätte, welche zum wenigſten von einem Maulthiere gezogen wird. Die **Anzahl der Wagen** rechnet man auf fünf oder ſechs tauſend, davon die meiſten ſchön vergoldet, und von einer artigen Forme ſind. Wenn ein **Prieſter das heil. Sacrament** zu einem Kranken trägt, nimmt er die erſte **Kutſche**, die ihm begegnet, und behält ſie, bis er wieder in die Kirche kommt. Derjenige, dem ſie gehöret, wartet unterdeſſen in einem Hauſe, bis er ſeine Fahrt geendiget hat. Die Kutſcher ſind ſehr begierig, dieſen Vortheil zu erwerben; denn es ſind Ablaſſe mit dieſer Ceremonie verknüpfet. Man ſieht hier Leute, die, wenn ſie einen Wagen gekauft haben, nicht eher hineinſteigen, es ſey denn vorher die geweihete Hoſtie darinnen gefahren worden. Die Bedienten führen daher den Wagen vom Sattler gleich vor die Kirchthüre, und die Prieſter bedienen ſich ſeiner ordentlich einen ganzen Tag; der Eigenthümer hält ſich hernach geſichert, von allen Arten von Zufällen befreyet zu ſeyn.

Die Güte des **Hausraths** kommt nicht mit der Schönheit der Wagen und Pferde überein. Nur der erhöhete Theil in einem

Zimmer,

Zimmer, (l'eſtrade,) iſt mit Fußdecken und ſammtenen Küſſen, für das Frauenzimmer, beleget. Dieſe Erhöhung iſt eine Stuffe, ſieben oder acht Zolle hoch, und fünf bis ſechs Fuß breit, welche mehrentheils auf der ganzen einen Seite des Saales hingeht. Die Mannsperſonen ſitzen auf Armſtühlen: nichts als eine ſehr große Vertraulichkeit verſtattet ihnen, ſich auf die Erhöhung mit zu ſetzen. Keine anderen Tapeten ſieht man, als eine gewiſſe Anzahl ſchlechter Gemälde, welche die Indianer von Cuſco verfertigen. Das Bette ſteht in einer Ecke, in einem Alcoven, wo eine verkleidete Thüre die Hauptbequemlichkeit iſt, damit die Fremden durchgehen können, ohne geſehen zu werden. Man findet wenige andere Betten in den Häuſern, weil die Bedienten auf Schaaffellen auf der Erde ſchlafen. Die **Zimmer**, wegen ihrer Höhe und Größe, würden anſehnlicher ausfallen, wenn ſie beſſer erleuchtet wären; es ſind aber ſo wenige Fenſter darinnen, daß es überall dunkel iſt.

In der **Kleidung** ſpüret man mehrerern Aufwand. Der Mannsperſonen ihre unterſcheidet ſich von der Spaniſchen Tracht blos durch übertriebene Verſchwendung, welche

durch-

durchgehends in allen Ständen herrſchet. Jedermann, der einen ſeidenen Stoff kaufen kann, darf ihn tragen; und der Mulater, der das ſchlechteſte Handwerk treibt, iſt zuweilen koſtbarer bekleidet, als der Spanier vom erſten Range. Daher erfindet man auch alle Tage neue Stoffe: die, welche aus Europa kommen, ſind ſogleich verkaufet: der Preis machet keine Hinderniß, und ein jeder will die ſchönſten haben.

Bey der Tafel macht man weniger Aufwand; denn man hat faſt gar keinen Begriff von dem, was wir gut Eſſen und Trinken nennen. Die Creolen ſind natürlicherweiſe ziemlich mäßig im Weintrinken; ſie lieben mehr die ſtarken Getränke. Sie ſpeiſen Portionenweiſe, wie die Mönche, und ohne die geringſte Reinlichkeit. Bey einem großen Gaſtgebote werden einige Schüſſeln vor den Gäſten abgehoben, und den Bedienten gegeben, unter dem Vorwande, jedermann müſſe an dem Feſte Theil nehmen. Das Fleiſch wird ſo übermäßig mit den ſtärkſten Sachen gewürzet, daß es ein Fremder unausſtehlich findet. Was aber dieſe Ragouts noch ſchlechter macht, iſt ein Inſelt-Geſchmack, welcher von dem übel zugerichteten Fette herkommt.

Ueber-

Ueberdieß weiß man große Stücken nicht zu braten, weil man ſie beſtändig an dem Spieſſe herumdrehet.

Da man nicht im Gebrauche iſt, Gabeln zu haben, ſo giebt dieß eine neue Gelegenheit zur Unſauberkeit. Nach dem Eſſen wäſcht man ſich die Hände in einerley Becken; und dieſes gemeinſchaftliche Waſſer dienet auch, ſich den Mund auszuſpülen. Man geht zur Mittagsmahlzeit früh um zehn Uhr; des Abends ißt man um vier Uhr; und zu Mitternacht wird wieder eine leichte Mahlzeit zubereitet. Den Tag über trinket man viel von dem Kraute Paraguay, welches wie Thee genommen wird.

Das Brod iſt ſo wohl wegen ſeines Geſchmackes, als wegen ſeiner Weiſſe, ſehr gut. Die Schwarzen backen es für die Becker; und die Brodbänke ſind allezeit reichlich damit verſehen. Wenn ein Sclave ein grobes Verbrechen begangen hat, wird er zu einem dieſer Wirkmeiſter gethan, der ſeine Beköſtigung unternimmt, ja dem Herrn noch ein Gewiſſes, es ſey an Brode oder Gelde, giebt. Es iſt dieſes die größte Strafe, die einem Schwarzen wiederfahren kann: die Galeeren ſind damit nicht zu vergleichen. Er

wird

wird gezwungen, Tag und Nacht zu arbeiten; er wird ſchlecht beköſtiget; er hat wenige Zeit zu ſchlafen; und gar bald wird er zu ſo einem Grade der Entkräftung gebracht, daß er alles in der Welt anwendet, um befreyet zu werden.

Das ordentliche **Fleiſch** in Lima iſt Schöpſenfleiſch. Das Rindfleiſch liebt man nicht ſehr, und es wird wenig gegeſſen; zwey oder drey Ochſen ſind wöchentlich für die ganze Stadt hinlänglich. Das Federvieh iſt vortrefflich, und im größten Ueberfluſſe: Wildpret iſt weniger zu haben. Das, was am meiſten gegeſſen wird, iſt Schweinefleiſch, welches, unerachtet es gut iſt, doch keinen ſo feinen Geſchmack hat, wie in Carthagena. Alles Fleiſch, ja ſelbſt die Fiſche, werden mit Schweineſchmalze zugerichtet, weil das Land bey der Ankunft der erſten Spanier kein Oel erzeugte; und ſeitdem es ſolches hervorbringt, iſt die ehemalige Nothwendigkeit zur Gewohnheit geworden. Antonius von Ribera iſt der erſte geweſen, der **Olivenbäume** daſelbſt gepflanzet hat, und ſeitdem haben ſie ſich ſo vermehret, daß man heutiges Tages dicke Wälder davon ſieht. Von den Gebirgen bringt man gefrornes

Kalb-

Kalbfleiſch, als ein ſehr köſtliches Eſſen. Die ganze Zurichtung kommt darauf an, daß, wenn das Kalb geſchlachtet iſt, es etliche Tage in der freyen Luft gelaſſen wird, wo es gefrieret. Es erhält ſich auf dieſe Art, und bekommt einen Grad von Güte, den es friſch nicht hatte.

Außer den liegenden Gründen und Aemtern, welche der adelichen Familien hauptſächlichſter Unterhalt ſind, iſt es auch in Lima erlaubet, die Vortheile der Handlung mitzunehmen. Der Stand eines Edelmannes wird durch den Kaufmannsſtand nicht verunehret. Die Könige von Spanien, überzeugt, daß die Handlung die Hauptquelle des Reichthums eines Landes ſey, haben erkläret, daß es den Edelleuten nicht ſchaden, noch an Erlangung der Ritterorden hinderlich ſeyn ſollte, wenn ſie in Indien die Kaufmannſchaft trieben. Da dieſer Weg, ſich zu bereichern, jedermann offen ſteht, und Lima als der Mittelpunct des ganzen Handels von Peru anzuſehen iſt, ſo vermehret ſich die Anzahl der Familien dnrch neue Errichtungen täglich. Eine Menge Europäer kommen daſelbſt hin, welche, vergnügt über die Annehmlichkeit des Landes, Heurathen eingehen, und

da

da bleiben. Hiernächſt ſind die daſigen **Weiber** ſo **liebenswürdig**, daß dieſe Urſache alleine ſie dazu bewegen würde, wenn auch die Vortreflichkeit des Clima, und die Begierde nach Reichthume ſie nicht anlockte.

Dieſe **Weiber** haben eine glänzend weiſſe Haut, viele Lebhaftigkeit, ſchöne Augen, und eine vortrefliche Farbe. Allein der Gebrauch der **Schminke** verſtattet ihnen nicht lange den Genuß ihrer Schönheit. Ihre ſchwarzen und ſehr dicken **Haare** gehen herunter bis auf den Gürtel. Sie knüpfen ſie hinten auf dem Kopfe in fünf oder ſechs Zöpfſen zuſammen, welche die ganze Breite des Nackens einnehmen; dadurch ſtecken ſie eine goldene Nadel, die ein wenig gebogen, und an beyden Enden mit einem diamantenen Knopfe beſetzet iſt. Vorne weiß die Kunſt kleine Locken anzubringen, welche von dem oberſten Theile der Schläfe bis mitten auf die Ohren herunter gehen; und auf jedem Schlafe zeigt ſich ein großes ſammtenes Schminkpflaſter. Die Ohrengehänge ſind von Brillanten, mit Quaſten und Büſcheln von ſchwarzer Seide verzieret. Halsbänder von Perlen, Armbänder von Diamanten, und alles, was den Anputz erheben kann, iſt über ihre ganze Per-

ſon ſo verſchwendet, daß die Frau auch eines Privatmannes, der weder Amt noch Titel hat, noch von Adel iſt, ſelten aus ihrem Hauſe geht, ohne für zwanzigtauſend Thaler Edelſteine, und andern Schmuck an ſich zu haben. Eine jede in ihrem Stande richtet ſich nach der von einem höhern Range, ohne die Weiber der Schwarzen ſelbſt auszunehmen, welche die Weiber von Stande nachahmen wollen.

Ein kurzer Unterrock mit Spitzen beſetzet, wodurch man das Bein und die Enden der Strumpfbänder, ſieht; ein Camiſol, welches einen Theil der Bruſt entdeckt; ein anderer Rock, der vorne offen, und mehrentheils von einem ſehr reichen Stoffe iſt; ein Hemde, woran die Aermel bis an die Achſeln aufgeſchlagen ſind; eine goldene Platte, mit Diamanten beſetzet, vorne über dem Magen mit einem Bande befeſtiget, das zugleich den Gürtel abgiebt; ein langer Mantel, und ein Schleier, machen die ordentliche Kleidung der Weiber von Lima aus. Es iſt erſtaunend, was für Aufmerkſamkeit und Geſchmack ſie bey der Wahl der Spitzen anwenden, die ſie im Ueberfluſſe zu ihrem Putze nehmen: es ſind allemal die koſtbareſten aus

Brabant; alle andere würden, als zu ſchlecht, verworfen. Sie ſind auf dem Rocke und Hemde, ſo enge an einander geſetzet, daß man von der Leinwand nicht mehr ſieht, als was zur Zierde nöthig iſt. Ein ſolches Hemde koſtet zuweilen mehr als tauſend Thaler.

Ein kleiner Fuß wird hier für eine ſo große Schönheit gehalten, daß man das Europäiſche Frauenzimmer alle Augenblicke verſpottet, daß ſie zu große Füße haben. Von der Kindheit an läßt man den Mägdgen, wie in China, ſo kleine Schuhe tragen, daß ſelbige, auch bey erwachſenen Jahren, kaum fünf Zolle lang ſind. Man ſchnallet ſie mit diamantnen Schnallen zu; und um die Schönheit des Beines ſehen zu laſſen, welches, wie ich geſaget habe, faſt ganz unbedecket iſt, trägt man weiße ſeidene Strümpfe. Die Mannsperſonen geben auf die entblößeten Achſeln, und Bruſt, wenig Achtung, weil ſie nur für den kleinen Fuß eingenommen ſind. Daher auch diejenigen, welche die Natur mit dieſem Vortheile begünſtiget hat, ſehr ſorgſam ſind, ihn zu verbergen, oder nur mit Kunſt ſehen zu laſſen, um das Verlangen darnach deſto größer zu machen.

Die Kleider des Frauenzimmers ſind mit ſo lieblichem Geruche erfüllet, daß ſie ſich durch ihre vortreflichen Ausdünſtungen vom weiten ankündigen. Man wird niemals ein Frauenzimmer, ohne Biſam und Ambra, finden: ſie legen ſolches hinter die Ohren, in ihre Röcke, und in alle Stücken ihres Anzuges. Ihre Blumenſträußer ſind ſo gar davon voll, gleichſam als ob dem natürlichen guten Geruche der Blumen, die ſie in die Haare ſtecken, noch etwas fehlte: es iſt dieſes ein anderer Zierrath, worauf ſie ſehr viel halten. Der große **Marktplatz** ſtellet einen immerwährenden Garten vor, wegen der Menge und Veränderung derer Blumen, welche die Indianer daſelbſt auslegen. Man ſieht die Damen in vergoldeten Caleſchen dahin kommen, und kaufen, was ſie nur ſchönes und koſtbares in dieſer Art finden können; und dieſer Schauplatz zieht beſtändig eine Menge Mannsperſonen hin.

Unerachtet die **Weiber** in Peru nicht ſo gezwungen leben, wie in Spanien, ſo geſchieht es doch ſelten, daß ſie bey Tage ausgehen, ausgenommen auf die Spatziergänge; und noch ſeltener gehen ſie zu Fuße, inſonderheit in den großen Städten. Nur wenn

es

es Nacht wird, machen ſie ihre Beſuche; und vielmals trift man ſie da an, wo man ſie am wenigſten vermuthete. Diejenigen, die am Tage am beſcheidenſten ſcheinen, ſind im Finſtern die frechſten. Das Geſicht mit einem Schleier bedecket, um nicht erkennet zu werden, nehmen ſie ſich Freyheiten, die eine Mannsperſon ſich kaum erlauben würde.

In ihren Häuſern ſitzen ſie auf Küſſen, mit Kreuzweis auf eine Decke gelegten Füſſen. Auf dieſe Art bringen ſie ganze Tage hin, ohne ſich faſt zu rühren, oder aufzuſtehen, ſelbſt wenn es Eſſenszeit iſt, weil ſie alleine ſpeiſen, und die Gerichte auf einen kleinen Tiſch ſetzen laſſen, der allezeit neben ihnen ſteht, und worauf ſie die Arbeit, womit ſie ſich beſchäftigen, legen. Man beſuchet ſie in ihren Häuſern auf eben die ungezwungene Weiſe, wie in Frankreich; und ſie machen ſich bey dieſen Beſuchen ein Vergnügen, auf der Harfe oder Guitarre zu ſpielen, und dazu zu ſingen.

Die Muſic iſt eine allgemeine Liebhaberey der Weiber von allen Ständen. Ueberall höret man nichts, als Concerte, oder muntere, ſinnreiche, luſtige und ſpashafte Lieder.

Das Tanzen und die Bälle, ſind nicht weniger ſehr gewöhnlich: ſie finden an dieſem Zeitvertreibe ſo viel Geſchmack, daß ſie wünſchten, ihn immer zu haben. Die Bewegung mit den Aermen, welche bey den franzöſiſchen Tänzen einen Theil der Schönheit ausmachet, iſt ihnen gänzlich unbekannt. Sie laſſen die Aerme hängen, oder nehmen ſie unter den Mantel, worein ſie ſich wickeln, und laſſen nichts, als die Bewegung des Leibes, und die Fertigkeit der Beine ſehen. Die Mannsperſonen tanzen ohngefähr auf eben dieſe Art, legen auch ihre langen Degen nicht ab, ſondern halten die Spitze davon vorwärts, damit ſie ihnen nicht hinderlich werde.

Ueberhaupt iſt nichts zur Melancholie weniger geneigt, als der Geiſt der Einwohner von Lima: und bey dieſer natürlichen Lebhaftigkeit und munterm Weſen, ſuchen ſie gern, ſich in der Geſellſchaft verſtändiger Leute zu unterrichten. Die Gewohnheit, die ſie haben, kleine Zuſammenkünfte unter ſich anzuſtellen, macht ſie ſehr höflich, welches ſie inſonderheit gegen Fremde beweiſen, für welche ſie viele Hochachtung haben. Die Weibsperſonen verbinden mit dem Vortheile, vielen Verſtand zu beſitzen, die Annehmlichkeit

keit der Figur. Sie urtheilen richtig, und drücken ſich wohl aus; allein, ſie lieben zu herrſchen, und haben mir etwas hochmüthig geſchienen, inſonderheit gegen ihre Männer.

Die Liebe regiret hier unter beyden Geſchlechten mit gleicher Macht. Die Mannsperſonen opfern dieſer Leidenſchaft den größten Theil ihres Vermögens freygebig auf; und weil ſie nicht die unauflöslichen Bande lieben, ſo verheurathen ſie ſich ſelten nach der Kirchenforme. Ihre Art iſt, daß ſie mit einer Maitreſſe leben, ſich mit ihr verſprechen, und einander beyderſeitige Treue angeloben; dieſes nennen ſie, eine Heurath hinter der Kirche. Die Geſetze im Reiche begünſtigen dieſe Art von Verbindung um ſo viel mehr, da eine uneheliche Geburt kein Schandfleck iſt, und die natürlichen Kinder, wenn ſie der Vater erkennet, eben die Rechte haben, wie die anderen. Zuweilen verheurathet man ſich auch ohne Einwilligung der Aeltern. Ein Mägdgen, die ihren Liebhaber heurathen will, beſtellt ihn, ſich des Abends, mit einem Prieſter, vor ihrem Hauſe einzufinden. Wenn die abgeredete Stunde ſchlägt, geht ſie aus dem Zimmer, wo ſie mit ihrer Familie iſt, und läßt ſich durch

das Fenſter, oder im Hofe, trauen. Einige Minuten hernach kommt ſie wieder hinein, ohne daß jemand von der vorgegangenen Ceremonie etwas weiß: des andern Tages kommen etliche Prieſter und Mönche, und verlangen ſie im Namen des Mannes von den Aeltern. Schlägt man ſie ihnen ab, ſo wird ſie mit Gewalt aus ihren Händen genommen; und um ſie zu tröſten, beweiſet man ihnen, daß es der Wille Gottes, und der Jungfrau Maria, ſey.

Es iſt auch in Lima ſo gewöhnlich, wie in Paris, daß man Ehemänner ſieht, die ihre hübſchen Weiber verlaſſen, und ſich an eine häßliche Maitreſſe hängen; aber in Peru, wie in Frankreich, iſt dergleichen Aufführung gehäßig; und ehrbare Leute verabſcheuen ſie. Ein anderer Zug von Aehnlichkeit iſt die Kunſt, welche die Coquetten beſitzen, die Schwäche, die man für ſie hat, zu mißbrauchen. Sie rechnen ſich zum Ruhme, viele Liebhaber ruiniret zu haben. Bey dem Verluſte des Vermögens, waget man noch, inſonderheit bey ihnen, ſeine Geſundheit einzubüßen. Die Krankheit, welche man davon trägt, iſt um ſo viel ſchwerer zu heilen, da man ſie wenig achtet, und es nicht

viele

viele Aerzte giebt, die einem helfen könnten. Seine einzige Zuflucht nimmt man zu etlichen alten Weibern, welche dieſe Krankheiten mit Tiſanen curiren, oder durch Fontanelle, womit beyde Geſchlechter reichlich verſehen ſind. Die Damen machen ſo wenig ein Geheimniß daraus, daß ſie bey ihren Beſuchen einander fragen, wie ihre Krankheit ſich befindet, und ſich ihre Geſchwüre wechſelsweiſe verbinden.

Sie lieben eine ungezwungene Galanterie; und den Antrag, welchen ein Liebhaber in Frankreich nicht wagen dürfte, ohne eine ehrbare Frau zu beleidigen, mißfällt ihnen wenigſtens nicht, wenn ſie auch noch ſo weit entfernet ſind, darein zu willigen. Ihr Umgang iſt ſinnreich und angenehm; aber faſt allezeit iſt er mit etwas unanſtändiger Freyheit verknüpfet. Die Alten rechnen es als ein Compliment, wenn ſie H.... genennet werden; und die Jungen ſchmeichelt es eben ſo wenig, für Jungfern gehalten zu werden, als es in der That zu ſeyn. In Frankreich ſieht man Mägdgen, die ihre Gunſt, unter dem Verſprechen einer Heurath, verwilligen; aber hier muß eine Mannsperſon gleich beym erſten Antrage ſa-

gen, was ſie in Willens hat, und empfängt ordentlich dieſe Antwort; „wenn Sie Sich zum Heurathen angeben, nein; wenn Sie Sich aber zum Liebhaber erbieten, ja.„ In die Ehecontracte wird oftmals eine Clauſul eingerücket, vermöge welcher eine Frau ſich gewiſſe Tage in der Woche vorbehält, da ſie die Freyheit hat, zu thun, was ihr gefällig iſt.

Die Beichtväter haben mehrentheils große Nachſicht wegen dieſer menſchlichen Schwäche, und meynen, der ſicherſte Weg für ein Frauenzimmer, den Himmel zu erwerben, ſey, daß ſie in der Jugend, durch ihre Reize, dreyßig oder vierzig tauſend Franken verdiene, und nach ihrem Tode viele Meſſen leſen laſſe. Das ſchöne Geſchlecht in Lima arbeitet daher auch mit Eifer daran; und dieſes Gewerbe iſt faſt allezeit mit einigen äußerlichen Zeichen von Andachtsübungen verknüpfet. Nach denen vom Roſenkranze, und dem Berge Carmel, hat die Andacht wegen der unbefleckten Empfängniß Mariä, den erſten Rang. Die Franciſcaner und Jeſuiten, haben letztere ſo angeprieſen, daß alle Handlungen, auch ſogar diejenigen, wo man ſich von dem jungfräulichen Stande am meiſten entfernt, allezeit

zeit mit dem Gebete angefangen werden: „gelobet ſey die heil. Jungfrau Maria, welche unbefleckt empfangen, und ohne Sünde gezeuget worden iſt.„

Unter den übrigen **Moden** der Weiber in dieſer Stadt, iſt keine ſo allgemein, als die, daß ſie beſtändig kleine Zäpfgen **Tabak** in dem **Munde** haben, um ſich die Zähne rein zu halten, welche, ihrer Meynung nach, dadurch weißer und ſchöner werden. Dieſe Gewohnheit, und das **Tabakrauchen**, welches unter den Mannsperſonen nicht weniger allgemein iſt, veranlaſſet einen großen Vertrieb von Tabake. Es iſt auch noch eine andere Pflanze in Peru berühmt, wegen der Eigenſchaft, welche die Indianer ihr zuſchreiben, daß ſie ihre Weiber fruchtbar mache. Man nennet ſie **Macha**; und die vielfältigen Erfahrungen, ſagt man, laſſen keinen Zweifel übrig, daß ſie nicht ein vortrefliches Mittel wider die Unfruchtbarkeit ſey. Ihre Wurzel iſt eine Zwiebel, die den unſern beykommt, von unvergleichlichem Geſchmacke, und von einer ſehr erwärmenden Kraft.

Es iſt Zeit, Madame, daß ich Ihnen mit wenigen Worten meine verſchiedenen Reiſen mit dem Herrn von Montbref erzähle.

zähle. Wir beſuchten erſtlich das, was man hier das **Land der Thäler** nennet, das heißt, den langen Strich, der zwiſchen den Cordilleras und dem Südmeere, hingeht. Es iſt dieſes der angenehmſte Theil von Peru; und unerachtet die vier Jahreszeiten daſelbſt merklich ſind, ſo iſt doch keine davon beſchwerlich. Der **Sommer** iſt warm, ohne daß man über allzu große Hitze klagen dürfe; denn die heißen Tage werden durch die zu dieſer Jahreszeit wehenden kühlen Winde gemäßiget. Die Kälte im **Winter** kommt der unſern nicht bey: ſie iſt aber empfindlich genug, um die leinenen Kleider abzulegen, und tuchene zu nehmen. Dieſe ganze Zeit über iſt das Land mit einem dicken Nebel bedecket, welcher die Sonnenſtrahlen nicht durch läßt. Er dauret den ganzen Morgen, und Mittags ſteigt er in die Höhe, ohne ſich zu zertheilen: er verdunkelt aber nicht weiter die Ausſicht, und verdeckt blos bey Tage die Sonne, und des Nachts die Sterne. Zuweilen zertheilet er ſich ein wenig, daß man die Sonne gewahr wird, ohne ihre Wärme zu fühlen. Die Dünſte löſen ſich in einen Thau auf, und befeuchten das Erdreich überall gleich. Alsdenn kommt das

Gras

Gras wieder zum Vorſcheine; die Hügel prangen mit Blumen; und die Einwohner der Städte eilen, auf dem Lande ihre Wohnung zu ſuchen. Dieſe Feuchtigkeit iſt niemals ſtark genug, um die Wege beſchwerlich zu machen: kaum iſt ſie vermögend, den leichteſten Zeug zu durchdringen.

In allen dieſen Thälern iſt als etwas ſonderbares anzumerken, daß es niemals regnet, und man niemals ein Gewitter ſpüret. Die Einwohner wiſſen nicht, was donnern iſt; und ihre Furcht iſt ſo groß, als ihre Verwunderung, wenn ſie ſolches zum erſten male hören. Allein, die Natur hat dieſe Vorzüge durch Unbequemlichkeiten, welche ihren Werth unendlich verringern, in ein Gleichgewichte gebracht. Ich habe ſchon der Erdbeben gedacht; aber noch eine andere Geißel, deren ſich kein Menſch erwehren kann, ſind die Flöhe, und Wanzen. Kein Haus iſt davon befreyet; und überall ſieht man ſie jeden Augenblick durch die Decken herunterfallen. Man ſchreibt dieſe erſtaunende Menge von Ungeziefer der Unreinlichkeit der Städte zu: ganz Lima iſt ein öffentliches Privet; und der ganze wohlriechende Geruch

bey

bey Tage beſteht in dem Unflate, den man ſonſt bey Nachtzeit wegzuſchaffen pflegt.

Das Thal Pachacamac, das wegen ſeines alten Tempels ſo berühmt iſt, liegt nur drey Stunden von dieſer Hauptſtadt. Ein wenig weiter kommt man in das von Guarco, welches nicht allein wegen ſeiner Fruchtbarkeit, ſondern auch wegen ſeiner ehemaligen Beſitzungen, bekannt iſt. Seine Einwohner, die ihre Herrſchaft über das ganze benachbarte Land erſtreckten, wurden erſt nach einem langen und blutigen Widerſtande unter die Botmäßigkeit der Incas gebracht. Die Ueberwinder, um ſie im Zaume zu halten, legten eine Feſtung an, deren Grundmauern von großen viereckigen Steinen, und ſo feſt verbunden waren, daß man, noch in ihren Trümmern, kaum die Fugen ſehen kann. Man hielt dieſes Fort, von der Natur und Kunſt ſo wohl vertheidiget, daß die Kaiſer ihre Schätze daſelbſt aufbehielten.

Das Thal Taxamalca hatte vor dieſem verſchiedene Paläſte, und die reichſten Vorrathshäuſer der Incas. Man traf daſelbſt auch Gräber an, voller goldenen und ſilbernen Gefäße, und andern Hausrathes. Die Spanier, nachdem ſie einen Theil der

Ein-

Einwohner umgebracht hatten, plünderten ſie. Durch dieſe ſchönen Thäler geht die königliche Landſtraße, die zur Bequemlichkeit des Weges, und Sicherheit der Reiſenden, angeleget iſt.

Die Rehde von Piſco iſt ſo groß, daß ſie eine zahlreiche Flotte faſſen kann. Die Stadt, welche ehedem am Ufer der See lag, iſt durch ein Erdbeben auf eine Viertelſtunde weit davon entfernet worden. Der Handel iſt hier von großer Wichtigkeit, weil der Haven wegen ſeiner natürlichen Lage der Stapel iſt von den Städten Yca, Guancabelica und allen denen, welche von der Nordſeite mit Lima zu thun haben.

Yca iſt viel volkreicher, als Piſco. Es ſind daſelbſt Glasfabriken, und ihr Vertrieb iſt anſehnlich; aber das Glas iſt unrein, und übel geformet. Guancabelica iſt reich, und berühmt, wegen des vielen Queckſilbers, das die daſigen Bergwerke an alle Gold- und Silber-Mühlen in Peru liefern. In eben dieſer Stadt erwecket noch ein anderer Gegenſtand Bewunderung: es iſt dieſes ein Brunnen, deſſen Waſſer ſich ſo geſchwind verſteinern ſoll, daß die meiſten Häuſer von ſolchen Steinen gebauet ſind. Der

Hr.

Hr. von Montbref, welcher Stücken davon geſehen hat, ſagt, er ſey gelb, leicht, und ziemlich hart. Dieß erinnert mich an einen Fluß, der an dem Berge Falanga, auf der nordlichen Seite von Quito, wegfließet, welcher Holz und Blätter, die man hinein wirft, verſteinert. Man ſieht Zweige, die völlig zu Steine geworden ſind, woran nicht allein die Luftlöcher, Gänge und Faſern des Holzes, ſondern auch die kleinſten Adern in Blättern zu unterſcheiden ſind. Sie verändern ihre Farbe, aber die Figur behalten ſie vollkommen.

Die Weinſtöcke um Piſco, weil ſie nicht können durch Canäle bequem gewäſſert werden, ſind ſo gepflanzet, daß ſie dieſe Hülfe nicht nöthig haben. Jeder Rebe ſteht in einem vier oder fünf Fuß tiefen Loche, wo eine beſtändige Feuchtigkeit hervorgehet, welche die Natur in die Erde geleget hat, um den Mangel des Regens zu erſetzen: denn dieſes Land iſt ſo dürr, daß man in keinem andern Orte, als in den Thälern wohnen kann.

In dem Thale Quilca liegt die Stadt Arequipa, wo die reinſte Luft in Peru iſt. Die Landſchaft iſt das ganze Jahr mit Blumen geſchmücket; und man genießt hier eines

eines immerwährenden Frühlinges. Franz Pizarro legte die Stadt zuerſt in einem Dorfe gleiches Namens an; weil aber dieſe Lage nicht vortheilhaft war, wurde ſie auf einen andern Platz gebauet. Sie iſt eine der großen Städte in Peru; und unter mehr als ſechshundert Spaniſchen Familien zählt man vielen Adel. Sie liegt in einer flachen Gegend, zwanzig Stunden von dem Meere, neben einem feuerſpeyenden Berge, welcher häufige Erdbeben veranlaſſet. Durch alle Gaſſen ſind Canäle aus einem benachbarten Fluſſe geleitet, wodurch die Reinlichkeit unterhalten wird. Man weiß hier nichts von denen Krankheiten, welche die ungeſunde Witterung hervorbringt. Zu Anfange des vorigen Jahrhundertes wurde die Stadt von dem Kirchſprengel von Cuſco abgeſondert, und in ein Bisthum verwandelt. Die Jeſuiten haben ein Collegium, und andere Orden Klöſter.

Zwiſchen Cuſco, und dieſer Stadt, liegt der See Titi-Caca, der unter der Regierung der Incas, und in der Geſchichte der Eroberung von Peru, berühmt geworden iſt. Es iſt der größte See, den man in dieſem Theile von America kennet. Er hat achtzig Stunden im Umfange, und bey nahe hundert

Lachtern Tiefe. Seine Figur iſt eyförmig, und verſchiedene Flüſſe ergießen ſich in ihn. Man fängt darinnen viele Fiſche; daher auch die an dem Ufer wohnenden Indianer ſich blos auf die Fiſcherey legen, und ein vortheilhaftes Gewerbe damit treiben. Dieſes Land hat auch einen Ueberfluß an Goldgruben; einige davon werden gebauet, die meiſten aber ſind aus Tücke und Halsſtarrigkeit der Indianer noch nicht bekannt, weil ſie kein anderes Mittel haben, ſich an der Tyranney der Spanier zu rächen, als daß ſie ihnen die Schätze, für welche ſie ſo viele Neigung blicken laſſen, verheimlichen.

Auf dem See ſieht man verſchiedene Inſeln, davon die eine wegen ihrer Größe merkwürdig iſt. In alten Zeiten ſtellete ſie einen Hügel vor, welchen die Incas haben einebenen laſſen, und davon der See ſeinen Namen bekommen hat, der in der Peruaniſchen Sprache Bleyhügel bedeutet. Dieſe Inſel gab dem Manco-Capac, dem Stifter der Monarchie, Gelegenheit zu einer Fabel, welche, wie Sie geſehen haben, der Grund der Religion im Reiche geworden iſt. Er gab vor, die Sonne hätte ihm befohlen, auf dieſer Inſel vernünftige und billige Geſetze

ſetze zu verfertigen, um ſeine Völker aus der Barbarey zu reiſſen. Seit dieſer Zeit wurde die Inſel als ein heiliger Ort verehret, und die Incas, nachdem ſie das Erdreich hatten eben machen laſſen, baueten einen Tempel dahin, welcher von den Unterthanen alle Jahre beſuchet werden mußte. Man brachte unermeßliche Reichthümer an Golde, Silber und Edelſteinen dahin, und das Gebäude wurde damit verzieret. So gar die Mauern wurden damit überzogen; ja alles, was zum Gebrauche der Prieſter oder Opfer beſtimmet war, wurde aus dieſen koſtbaren Materien verfertiget. Man iſt der allgemeinen Meynung, daß die Peruvianer, als ſie ihre Monarchie in der Spanier Gewalt geſehen haben, alle dieſe Schätze in den See geworfen haben.

Cuſco, die ehemalige Hauptſtadt von Peru, liegt auf einem unebenen Boden, an dem Hange etlicher Hügel. Zur Zeit der Kaiſer bewunderte man die Koſtbarkeit ihres Tempels, des ſchönſten, berühmteſten und geehrteſten im ganzen Lande. Das Kloſter und die Kirche der Dominicaner ſind von ſeinen Trümmern erbauet; und das heil. Sacrament, ſagt man, ſtehe auf eben dem Platze,

wo die Peruaner das Bild der Sonne, welches von gediegenem Golde, und von einer ungeheuern Größe war, aufgeſtellet hatten. Man erzählt, ein Caſtilianer habe dieſes Bild genommen, und auf dem Spiele an ſeine Camaraden verloren.

Cuſco giebt an Schönheit und Größe, weder Quito, noch Lima, etwas nach. Seine Häuſer ſind von Steinen gebauet, mit Ziegeln gedecket, wohl verzieret, und bequem. Es iſt nicht ſo volkreich, als die itzige Hauptſtadt; denn man rechnet nicht über zwanzig tauſend Einwohner, ſo wohl Indianer, als Spanier, Creolen, und Mulaters; der Fremden nicht zu gedenken, die der Handlung wegen dahin kommen. Uebrigens hat es alles, was eine Stadt anſehnlich machen kann: Bisthum, Capitul, Univerſität, Gerichtshöfe, reiche Klöſter, viele Collegia, und inſonderheit ein hohes Alterthum, wozu noch der Titel einer kaiſerlichen Stadt, und der alten Hauptſtadt des Reiches, kommt. Seine Einwohner ſind ſinnreich und arbeitſam. Die meiſten finden Geſchmack an der Malerey; und man hat eine unglaubliche Menge Gemälde von ihnen, die in dem ganzen mittäglichen America zerſtreuet ſind. Sie machen

auch

auch baumwollene Tücher, und arbeiten vortreflich in Leder.

Das ſchöne und angenehme Thal Yucay, welches nur vier Stunden von der Stadt liegt, war ſchon zu der Zeit der Incas eine der ſchönſten Wohnungen in der Welt. Sie hatten ihre Luſthäuſer daſelbſt; und man ſieht die prächtigen Ruinen noch davon. Der Biſchof rechnet einen Theil dieſes vortreflichen Thales unter ſeine Beſitzungen: das übrige gehöret den Vornehmſten im Lande, denen allemal etwas zu fehlen ſcheint, ſo lange ſie daſelbſt keine Wohnung haben.

Guamanga, eine biſchöfliche Stadt, in der Audienzia von Lima, iſt auf dem Wege nach Cuſco. Franz Pizarro legte ſie, neben einem Dorfe gleiches Namens, an, und nennete ſie S. Juan della Vittoria, zum Andenken der Flucht der letzten Incas, die das Mittel ergriffen hatten, ſich in die Gebirge zu begeben. Sie wurde hernach an einen bequemern Ort verleget. Den Abend vor unſerer Ankunft, brachten wir die Nacht in einem Indianiſchen Bauerhauſe zu, wo wir alle Mühe hatten, etwas zu eſſen zu bekommen. Unerachtet ſie Hüner und anderes Federvieh aufziehen, ſo eſſen ſie nicht allein

das Fleiſch nicht, ſondern ihre Zärtlichkeit für dieſe Thiere geht ſo weit, daß ſie ſolche weder tod machen ſehen können, noch verkaufen. Ein Reiſender bietet umſonſt Geld, um ein Huhn zu haben: das einzige Mittel iſt, er muß es ſelbſt töden. Die Indianerinn macht alsdenn ein Geſchrey, heulet und iſt außer ſich. Endlich, wenn ſie ſieht, daß das Unglück nicht zu ändern iſt, läßt ſie ſich gefallen, das Huhn bezahlt zu nehmen.

Die Rehde von Arica, wo die Handlung ehedem für die Spanier ſo wichtig war, wurde durch ziemlich gute Feſtungswerke vertheidiget, ſo lange als hier die Niederlage der Schätze von Potoſi war; ſeitdem man aber den Weg nach Lima gewählet hat, wird dieſer Haven weniger beſuchet, und mehr vernachläßiget. Vor der Eroberung, opferten die Peruvianer auf einem großen Felſen, der die Stadt decket; und es war bey ihnen ein Religionspunct, die den Götzen dargebrachten Opfer, in einen benachbarten Abgrund zu werfen. Zu Folge dieſer Sage, ſind die Einwohner noch jetzt der Meynung, daß man unermeßliche Schätze finden würde, wenn es möglich wäre, dahin zu kommen. Sie glauben auch, daß der größte Theil derer Schä-

tze, welche beſtimmet waren, die Ranzion für den Atahualipa zu bezahlen, und welche die Unterthanen nach ſeinem Tode nicht mehr liefern wollten, in verſchiedene andere Höhlen dieſes Felſens vergraben worden, und daß der Himmel erlaube, daß ſie daſelbſt durch einen Trupp Teufel bewachet würden. Bey Arica liegt eine derer Inſeln, von denen ich Ihnen geſaget habe, daß man daſelbſt den Vogelmiſt ſammele, womit man das Feld dünget. Er giebt einen ſo häßlichen Geruch von ſich, daß wir heftiges Kopfweh davon bekamen. In dieſer Rehde verſchafft man ſich ziemlich gutes Waſſer, das auf eine ganz beſondere Art geſchieht. So bald das Meer zurück tritt, gräbt man ohngefähr einen halben Fuß in den Sand, den es verlaſſen hat; und in dieſen Löchern ſchöpfet man ein vortreflich ſüſſes Waſſer, daß ſich lange Zeit auf den Schiffen friſch erhält.

Die berühmte Stadt Potoſi, liegt an dem Fuße eines Berges gleiches Namens, und iſt wegen ihres Silberbergwerks, als dem reichhaltigſten in der Welt, bekannt. Dieſer Berg, welcher wie ein Zuckerhut geſtaltet iſt, hat eine viertel Stunde in ſeiner Höhe, und dreye in ſeinem Umfange. Die

Stadt hält zwey Stunden in ihrem Umkreiſe, und man ſchätzet ſie für die größte in Peru. Es wohnen daſelbſt zehntauſend Spanier und Creolen, welche im Ueberfluſſe, in Ueppigkeit und Wolluſt leben. Die Menge von Indianern und Fremden, welche der Bergbau dahin zieht, iſt unzählbar. Die Schätze der Kirchen, und der Reichthum der Privatperſonen, ſind unermeßlich. Das Land iſt unfruchtbar, und bringt keine der nöthigen Lebensbedürfniſſe hervor. Es wächſt weder Getreide, noch Obſt, noch Gras: das Silber iſt ſeine einzige Erzeugung: und dennoch ſind alle Lebensmittel im Ueberfluſſe vorhanden. Sie werden aus allen Provinzen herbey gebracht; und nach Lima, iſt ſie die größte Handelsſtadt von Peru.

Außer denen Arbeitern, welche zu dem Bergbaue beſtändig gebraucht werden, müſſen die benachbarten Provinzen noch alle Jahre eine gewiſſe Anzahl Indianer liefern, welche von den Spaniern zu dieſer Arbeit gezwungen werden. Man entdecket alle Tage neue Gruben; die alten erſchöpfen ſich, oder man läßt ſie liegen. Die Städte ſelbſt verändern ſich mit ihnen; jene beſtehen ſo lange, als die Ader ergiebig iſt; die Stadt verſchwindet,

wenn

wenn die Grube erſchöpfet iſt. Unterdeſſen iſt es wahr, die von Potoſi ſcheinen ewig zu dauern: es iſt nicht übertrieben, wenn man ſaget, die Erde dieſer Landſchaft ſey ganz golden: denn nachdem ſie die Welt ſchon etliche Jahrhunderte bereichert hat, iſt ſie noch bis auf den heutigen Tag eine unerſchöpfliche Quelle von Reichthume. Man behauptet zwar, die Gruben hätten an ihrem Werthe abgenommen; dieſes aber, glaube ich, kommt weniger von der Erſchöpfung der Ader her, als von der großen Tiefe, welche ſo viele Arbeit erfordert, daß wenig Gewinn übrig bleibt. Nichts trägt zu der Entvölkerung von Peru mehr bey, als dieſe unterirrdiſchen Schätze. Sie halten die Einwohner von den Manufacturen und dem Ackerbaue ab, zweyen reichlichen Quellen der Bevölkerung, und nöthigen ſie blos zu der Bearbeitung dieſer Metalle, wodurch Millionen Menſchen um das Leben kommen. Die Fremden, welche dieſe Materien an ſtatt ihrer Waaren eintauſchen, ſind, eigentlich zu reden, die wahren Beſitzer dieſer Bergwerke. Die Eigenthümer können nur angeſehen werden, als die Verwalter, oder als Sclaven. Dieſe bauen ſie; jene genießen ihrer.

Ein Theil des Landes, das ich durchgewandert habe, bringt auch vielen **Wein** hervor; er iſt aber nicht ſonderlich. Die Spanier, die ihn nicht achten, überlaſſen ihn den Indianern und Schwarzen; aus einem wunderlichen Geſchmacke aber lieben ſie den daraus gemachten **Brandwein**. Sie ſchicken ſolchen in die nordlichen Provinzen, nach Panama, und in die Häven von Neuſpanien. Der Ort, wo am meiſten davon gemacht wird, heißt **Moquega**, der außerdem nichts merkwürdiges hat. Man ſagt, er lieſere alle Jahre mehr als zwölf tauſend Fäſſer.

Die **Wolle** macht auch einen vorzüglichen Reichthum von Peru aus. Unerachtet ſie ſchön iſt, ſo iſt ſie doch nicht ſo wohl ihrer Güte wegen merkwürdig, als wegen des ſonderbaren **Thieres**, das ſie trägt. Es iſt eine Art eines Schafes, **Lama** genennt, welches einen Kopf hat, wie ein Pferd. Die oberſte Lippe hat es geſpalten, wie die Haſen; und wenn es böſe gemachet wird, giebt es durch dieſe Oefnung einen giftigen Schaum von ſich, der, wenn er die Haut berührt, einen rothen Fleck, und ein Jucken verurſachet. Es hat den Hals, wie ein Cameel, den Leib wie ein Schaf, und riecht unan=

unangenehm; ſein Fleiſch iſt aber nichts deſto weniger gut. Außer dieſer Nutzbarkeit, iſt auch der Lama noch als ein Laſtthier zu brauchen. Er iſt geduldig, und leicht zu unterhalten. Er trägt nicht gern mehr als hundert und funfzig Pfunde; er macht aber ſtarke Tagereiſen, frißt wenig, und ſäuft niemals. Wenn es Nacht wird, legt er ſich nieder; man mag ihn alsdenn ſchlagen, wie man will, um aufzuſtehen, ſo reget er ſich weiter nicht.

Ich bin, u. ſ. w.

Lima, den 10 July, 1751.

Der 147 Brief.

Chili.

Nach meiner Rückkunft zu Lima, erfuhr ich von einem Einwohner von Callao, daß ein Kaufmannsſchiff fertig läge, nach Chili unter Segel zu gehen. Der Capitain war zum Glücke von meinen Bekannten; ich nahm die Gelegenheit mit, dieſe Reiſe zu thun, und mich hernach durch die Magellaniſche Meerenge, und den Fluß de la Plata, in

in die Staaten von Paraguay zu begeben. Nach einer Schiffahrt von etlichen Tagen, landeten wir zu Coquimbo an, einer der erſten Spaniſchen Errichtungen auf dieſer Küſte. Es war im Jahre 1535, als die Spanier unter Anführung des alten Almagro, eines Collegen und Nebenbuhlers von Franz Pizarro, die Entdeckung dieſes Landes machten. Es nimmt den ganzen Theil des ſüdlichen America ein, welches ſich von den Gränzen von Peru, bis an die Magellaniſchen Lande erſtreckt, und beträgt, längſt der Seeküſte, nicht weniger als fünf hundert Stunden. Ein Theil dieſes großen Landes war durch die Incas bezwungen worden, die ſich vorgenommen hatten, ihre Eroberungen weiter nach Süden auszubreiten; ſie funden aber bey den Indianern ſo tapfern Widerſtand, daß ſie zurück bleiben mußten.

Chili iſt von Peru durch eine Wüſte von achtzig Stunden abgeſondert. Almagro wurde dadurch nicht abgeſchrecket: er verwickelte ſich in Gebirge, mit Schnee bedecket, wo die Hälfte ſeiner Armee vor Kälte drauf gieng. Fünf Monate hernach, fand man die Körper vieler Spanier noch in eben dem Stande, als an dem Tage, da ſie geſtorben

waren,

waren, das iſt, ſtehend, wider die Felſen angelehnt, den Zügel ihrer Pferde, welche gefroren waren, wie ſie, in der Hand haltend, und das Geſicht verzerrend, wie Leute, welche lachen. Dem größten Theile derer, welche leben blieben, fielen die Finger und Zehen ab; und nach einem Marſche von zwey hundert Stunden, kamen ſie in der Provinz Copiapo an, wo ſie in der Folge eine Stadt anlegten. Sie wurden von den Landeseinwohnern wohl aufgenommen, und hätten daſelbſt leicht Colonien errichten können, wenn die Peruaniſchen Unruhen ihren Anführer nicht nach Cuſco zurück gerufen hätten. Almagro gab ſein Vorhaben auf Chili auf, und wollte ſich den Abſichten ſeines Nebenbuhlers entgegen ſetzen, der ihn aber umbringen ließ.

Als Pizarro Herr von Peru geworden war, ſchickte er einen ſeiner Officiere, Namens Valdivia, ab, um ein Unternehmen auszuführen, welches Almagro, ſo zu ſagen, nur entworfen hatte. Valdivia legte in Chili verſchiedene Errichtungen an, welche die Indianer, weniger zufrieden als unter ſeinem Vorgänger, etlichemale zu zerſtören ſuchten. Der Krieg wurde zwiſchen ihnen und den Spaniern ohne Unterlaß fortgeführet; Valdivia

divia aber verſäumete keine Zeit, durch ſeine Soldaten das Land, das ſie zu ihrem Unterhalte brauchten, anbauen zu laſſen. Er errichtete verſchiedene Städte, davon er einer ſeinen Namen gab, und erhielt von dem Präſidenten de la Caſca die Beſtätigung des Titels, als Statthalter, den ihm Pizarro ſchon vorher gegeben hatte.

Die Folge dieſer Eroberung gab Gelegenheit zu ſehr blutigen Schlachten. Alle Indianer hatten ſich gemeinſchaftlich empöret, und Valdivia marſchirte wider ſie mit ſeinen Truppen; die Partie war aber ungleich, er wurde in der Schlacht getödet, und die meiſten ſeiner Soldaten hatten ein gleiches Schickſal. Der kriegeriſche Geiſt der Völker von Chili hat nie nachgelaſſen, das Wachsthum der Spaniſchen Colonien zu verhindern: daher denn dieſe Statthalterſchaft auch nur einen ſehr kleinen Bezirk, in Vergleichung des weitläufigen Landes, ausmacht. Man rechnet nicht mehr als vier oder fünf Städte von einiger Erheblichkeit; Sant Jago, welches die Hauptſtadt iſt, Valparayſo, la Conception, Valdivia und Coquimbo, alle an dem Ufer, oder nicht weit, vom Meere gelegen. Die letztere

re iſt die am meiſten nordliche. Sie liegt auf einer Höhe, von welcher man den Haven und die herumliegende Gegend entdecket; unter ihr aber geht ein kleines Thal hin, voller immer grünender Bäume, zwiſchen welchen ſich ein Fluß durchſchlängelt, welcher die Einwohner mit Waſſer verſorget. Die Stadt iſt nicht ſo ſchön, als die herumliegenden Gegenden. Die Gaſſen ſind zwar gerade, aber ihre Unreinlichkeit und das elende Anſehen der Häuſer, welche von Erde gebauet und mit Strohe gedecket ſind, geben ihr Aehnlichkeit mit einem Dorfe. Der beſte Theil iſt mit zweyen Plätzen verſehen, um welche Kirchen und Klöſter ſtehen: überhaupt aber ſind dieſe Plätze, und die daran ſtoßenden Gaſſen, mehr mit Feigen = Oliven = Orangen = und Palmen = Bäumen, als mit Häuſern beſetzet. Dieſe Stadt iſt durch die Engländer und Freybeuter, verſchiedenemale geplündert und angeſtecket, und niemals recht wieder aufgebauet worden.

In ihrer Nachbarſchaft zeiget man allerhand natürliche Sehenswürdigkeiten, da man ſchwören ſollte, die erſtere davon ſey ein Werk der Kunſt. Es iſt ein grauer Stein, glatt wie ein Tiſch, worauf ein

Schild

Schild und eine Sturmhaube, in rother, tief in den Stein hinein gedrungener Farbe, vollkommen wohl gezeichnet ſind. Man hat den Stein an etlichen Orten zerbrochen, um ſich von der Wahrheit zu verſichern. In eben dieſer Gegend iſt ein kleiner Strich von einer Fläche, wo diejenigen, welche daſelbſt einſchlafen, beym Erwachen geſchwollen ſind: einige Schritte davon geſchieht ſolches nicht. Endlich ſieht man, gegen Mittag von der Stadt, einen Felſen, woraus alle Monate nur einmal Waſſer durch eine Oeffnung ſpringt, welche demjenigen Theile des Leibes einer Weibsperſon ähnlich ſieht, deſſen monatliche Veränderungen ſie nachahmet. Die umliegenden Thäler von Coquimbo liefern jährlich Getreide genug, um vier oder fünf Schiffen Ladung zu geben, die es nach Lima führen. Eben dieſe Thäler erzeugen auch eine Menge Wein und vortreffliches Oel; was man aber hauptſächlich als den wahren Schatz des Landes anſieht, ſind die Gold- Silber- Kupfer- Bley- Queckſilber- und Eiſen-Bergwerke, die im Ueberfluſſe vorhanden ſind.

Als wir immer weiter nach Süden kamen, legten wir uns zu Valparayſo vor

Anker,

Anker, einem Flecken, der etliche Stunden von S. Jago, der Hauptſtadt von Chili, entfernet iſt. Anfänglich war es nur eine gewiſſe Anzahl von Vorrathshäuſern, welche die Kaufleute dieſer Stadt daſelbſt hatten errichten laſſen, um die Ladungen und das Fortſchaffen ihrer Waaren nach Lima zu erleichtern. Nach und nach ließen ſich dieſe Kaufleute, mit ihren Familien, daſelbſt nieder, und verſchiedene andere Bürger von Sant Jago, welche von der daſigen Bequemlichkeit zur Handlung angelocket wurden, folgten ihnen. Endlich hat ſich dieſer Flecken unvermerkt vergrößert, und iſt mit Weiſſen, Mulatern, und Meſtizen beſetzet worden. Der Ort wird durch ein Schloß beſchützet, wo der Statthalter ſeine Reſidenz hat. Die Nähe dieſes Havens mit der Hauptſtadt, macht, daß er ſehr beſuchet wird. Die von Peru kommenden Schiffe bringen die Waaren mit, welche in Chili fehlen; und diejenigen, welche ſie zu Valparayſo laden, ſind Weizen, Seife, Corduan, Tauwerk, und getrocknetes Obſt, womit ſie nach den Haven von Callao zurück kehren. In der Zwiſchenzeit der Abreiſe und Wiederkunft, ſchaffen die Maulthiere, und Wagen von S. Jago, und

den herumgelegenen Gegenden, neue Waaren herbey, um die Vorrathshäuſer vom neuen anzufüllen. Auf dieſe Art iſt ein immerwährendes Gewerbe zur See, und zu Lande.

Während unſeres Aufenthaltes in dieſem Flecken, ſchlug man mir vor, die zwey Inſeln von Juan Fernandez zu beſuchen, die ohngefähr in einer Breite mit Valparayſo liegen, und ihrer Nähe wegen zu Chili gehören. Sie haben ihren Namen von einem Caſtilianer, der ſie zum Eigenthume erhielt, und ſich mit etlichen Familien daſelbſt niederließ: als aber Chili unter Spaniſche Botmäßigkeit kam, zogen die Einwohner dieſen Aufenthalt, dem von den Inſeln vor, und verließen ſie. Unterdeſſen iſt die größte im Stande, viele Menſchen zu ernähren; und man hätte ſie ſehr feſt machen können. Die kleine, und zugleich die am meiſten weſtliche, welche nur eine Stunde in der Länge hat, iſt dürr und unfruchtbar: man ſieht da nichts als Felſen, ohne Bäume und Gras. Eigentlich iſt ſie eine Klippe, oder ein über das Waſſer hervorragender Berg, der ſo ſteil iſt, daß man ihn nicht überſteigen kann. Oben, von dem Gipfel ſieht man etliche Ströme herunterkommen, die auf den Felſen verſchiedene

dene Waſſerfälle veranlaſſen, und ſich endlich mit ſolcher Gewalt in das Meer ſtürzen, daß man den Schaum, mehr als drey Stunden weit, noch ſpüret.

Die erſte dieſer zwey Inſeln iſt auch ſehr bergig, aber mit dazwiſchen liegenden kleinen Flächen abgewechſelt, die von einer Menge Bäche gewäſſert werden. Der Rücken dieſer Berge iſt gegen die Nordſeite mit Bäumen bewachſen; auf der Südſeite aber ſieht man ihrer nur in den Thälern. Der Boden iſt ſo locker, und ſo wenig tief, daß die Bäume leicht auszureißen ſind: dieß verurſachte, daß einer von unſern Schiffsleuten das Leben darüber einbüßte. Er war auf eine Höhe geſtiegen, um wilde Ziegen aufzujagen, und hielt ſich an den Aſt eines Baumes, der ſich losgab. Er wollte einen andern ergreifen, dieſer aber riß ebenfalls aus der Wurzel, und der Matroſe fiel zwiſchen die Felſen, wurde zerſchmettert, und blieb auf der Stelle tod. Wenige von dieſen Bäumen ſind ſtark genug, um ein Stück Zimmerholz abzugeben: der ſtärkſte auf der ganzen Inſel iſt der Myrthenbaum, der nicht über vierzig Fuß hoch wächſt. Die Krone dieſes Baumes iſt zirkelrund, und ſcheint ſo gleich und glatt zu

ſeyn, als wenn ſie verſchnitten wäre. Auf der Rinde wächſt eine Art von Mooſe, welche den Geruch und Geſchmack einer Zwiebel hat; daher auch die Matroſen ſie an ihrer ſtatt gebrauchen.

Unter den andern Pflanzen, trafen wir faſt alle diejenigen Kräuter an, die als ein ſicheres Mittel wider den Scorbut angeſehen werden, als Kreſſe, Sauerampfer, Portulak, Rüben, u. a. m. Der Admiral Anſon, der im Jahre 1741 hier ausſtieg, und ſich einige Zeit aufhielt, ließ Europäiſche Küchengewächſe ſäen, und in den Wäldern Pflaumen- Abricoſen- und Pfirſch- Kerne ſtecken, welche unvergleichlich fortgekommen ſind.

An etlichen Oertern ſieht man ganze Hügel von einer beſondern Art rother Erde, die viel ſchöner iſt, als der Zinnober. Die Hölzer, die auf den Höhen ſtehen, ſind von Buſchwerke dergeſtalt entblößet, daß man ungehindert durchgehen kann. Die Tiefen und Höhen auf den Bergen ſtellen eben ſo reizende Thäler dar, als man ſie in den Romanen beſchrieben findet. Die ſteilen Felſen, welche als ſchwebend da ſtehen, der Fall der Waſſer, die ſich in Caſcaden herabſtürzen, die Düſternheit und die Dicke der Wälder, dieß

alles

alles zuſammen ſtellet das prächtigſte und edelſte Theater vor. Dieſe einfachen Wirkungen der Natur, ohne Hülfe einiger Kunſt, übertreffen alles, was die ſinnreichſte Einbildungskraft erdenken, und der lebhafteſte Pinſel malen könnte.

Es iſt vielleicht kein angenehmerer Platz in der Welt, als der, wo der Admiral ſein Zelt aufgeſchlagen hatte. Es war eine kleine Ebene, nicht weit von der See, im Angeſichte einer breiten Allee, die zu dem Ufer führte, und wo man die Schiffe ſehen konnte, die vor Anker lagen. Auf der andern Seite war eben dieſer Platz durch Gebüſche von Myrthen eingeſchränkt, die ihn in der Runde umgaben, und in einer Anhöhe eine Art von Amphitheater vorſtelleten. Oben, über ihrem Gipfel, entdeckte man die Höhen und die Tiefen, die in der Mitte der Inſel waren; und der Anblick dieſer Abgründe vermehrte die Schönheit der entfernten Gegend. Auf beyden Seiten des Zeltes floſſen zwey Bäche, heller wie Cryſtall, welche dieſen Ort, durch den Wiederſchein der Bäume, die ſich im Waſſer abmaleten, noch lieblicher machten.

Man findet auf dieſer Inſel allerhand Arten von Hunden, welche die Unterkönige

von Peru dahin geſchicket hatten, um die Ziegen zu vertilgen, und den Engländern dadurch die Mittel zu benehmen, ihren Matroſen Nahrung zu verſchaffen. Dieſe Hunde, ob gleich von Spaniſcher Art hergekommen, haben die ſonderbare Eigenſchaft, daß ſie niemals bellen. Wir nahmen ihrer etliche, und brachten ſie auf das Schiff, wo ſie nicht eher anfiengen zu kläffen, als bis ſie unſere zahmen Hunde höreten bellen: und dennoch machten ſie es ihnen übel nach, ſo als wenn ſie etwas gelernet hätten, das ihnen nicht natürlich wäre.

Wir gaben Zeugen ab von einer angeordneten Schlacht zwiſchen dieſen Thieren, und einer Heerde Ziegen, die ſich in Reihen geſtellet hatten, ſie zu empfangen. Der Anführer der Heerde hatte ſich dem Feinde gegen über, in einen ſehr engen Weg, auf beyden Seiten mit tiefen Abgründen eingefaſſet, geſtellet. Die andern Ziegen waren hinter ihm, wo der Platz breiter und offener, aber vollkommen unüberſteiglich war. Die Hunde bezeigten ſich im Anfange ſehr hitzig; als ſie aber auf zehn Toiſen vom Feinde waren, ſahen ſie die Gefahr ein, und verließen den Platz.

Einer

Einer der Indianer, die uns begleiteten, erzählte uns, daß, da er ſchon mit dem Admirale Anſon auf dieſer Inſel geweſen wäre, er verſchiedene dieſer Ziegen geſehen habe, die ſehr alt zu ſeyn geſchienen, auch geſpaltene Ohren gehabt hätten: da er darüber verwundert geweſen wäre, hätte ein Engländer zu ihm geſagt, es würden ohnfehlbar diejenigen Ziegen ſeyn, denen ein Schottländer, Namens Selkirk, die Freyheit geſchenket, und ſie zugleich an den Ohren gezeichnet hätte. Er erzählte uns hierauf die Geſchichte dieſes Schottländers, ſo wie er ſie von dem Engländer gehöret zu haben vorgab. Man verſichert, es ſey eben die Geſchichte, welche den Gedanken zu dem berühmten Romane, von Robinſon Cruſoé, gegeben hat, und den wir zuſammen, Madame, in unſerer Kindheit mit ſo vielem Vergnügen geleſen haben.

„Alexander Selkirk war 1680 in Schottland, in der Provinz Fife, gebohren, und von Jugend auf zum Seeweſen erzogen worden. Nach einigen gehabten Verdrüßlichkeiten mit dem Schifscapitaine Stradling, ſetzte ihn dieſer auf der Inſel, Juan Fernandez, wo ſie ſich mit friſchem Waſſer verſehen hat-

ten, an das Land. Selkirk entſchloß ſich, lieber da zu bleiben, als nachgebend um Verzeihung zu bitten, und ſich dennoch neuen Zwiſtigkeiten auszuſetzen. Man hatte ihm ſeine Kleider, ſein Bette, eine Flinte, Pulver, Kugeln, Tabak, eine Axt, ein Meſſer, einen Keſſel, und anderes Geräthe, eine Bibel, etliche Gebethbücher, und ſeine See-Inſtrumente, gelaſſen. Anfänglich war ihm das fürchterliche, und einſame, dieſes wüſten verlaſſenen Landes, äußerſt empfindlich: er gewöhnte ſich aber mit der Zeit daran, und überwand ſeine Traurigkeit. Er bauete ſich zwey Hütten, eine, worinnen er kochete, die andere, zum Schlafen. Er bedeckete ſie mit Schilfe, und fütterte ſie mit Ziegenhäuten aus. Das Holz von Piment, welches auf dieſer Inſel ſehr gemein iſt, diente ihm, ſo wohl zum Feuer, als zum Geleuchte: es giebt dieſes Holz eine helle Flamme, und einen angenehmen Geruch. Nachdem ſein Pulver und Bley verthan waren, verſuchte er, die Ziegen im Laufen zu fangen, und wurde ſo geſchickt darinnen, daß ihm keine entkam. Er behielt ihrer nicht mehr, als er zu ſeiner Nahrung brauchte, den übrigen, wenn er ihnen die Ohren aufgeſchlitzt hatte, ſchenkte

er

er die Freyheit. Anfänglich aß er dieſes Wildpret mit Widerwillen, weil er kein Salz hatte: nach und nach aber gewöhnte er ſich daran, ja es ſchmeckte ihm endlich gut, zumal wenn er es mit Piment würzte. Doch getrauete er ſich nicht, viel davon zu eſſen, weil es ihm den Durchfall erweckte. Seine Kleider und Schuhe, da er beſtändig auf der Jagd in Sträuchern und Büſchen herum lief, wurden gar bald abgenutzet; ſeine Füße aber härteten ſich durch dieſe Uebung ſo ab, daß er keine Schuhe und Strümpfe mehr leiden konnte. Seine Bekleidung beſtund in Ziegenfellen; ein Nagel, und etliche Riemen von dieſen Fellen, dienten ihm zu Nadel und Zwirne. Er machte ſich zuweilen das Vergnügen, ſeinen Namen, und den Tag ſeiner Verbannung, in die Bäume zu ſchneiden. Er richtete wilde Katzen, und junge Ziegen ab, die mit ihm tanzen mußten. Die Ratten kündigten ihm anfänglich einen grauſamen Krieg an; ſie kamen und zernagten ſeine Kleider; ja ſie biſſen ihn im Schlafe in die Füſſe; er fand aber Mittel, ſie los zu werden, und machte Katzen zahm, die ihn davon befreyeten.„

„Auf dieſe Art uͤberwand Alexander Selkirk, durch Fleiß, und ſeine jugendlichen Kraͤfte, denn er war ohngefaͤhr dreyßig Jahre alt, binnen einer Zeit von faſt fuͤnf Jahren, das Schreckliche der Einſamkeit, und zuletzt fand er ſo gar Vergnuͤgen und Annehmlichkeit darinnen. Einsmals, als er an dem Ufer ſpatziren gieng, wurde er vom weiten ein Engliſches Schiff gewahr; und weil es anfieng, Nacht zu werden, zuͤndete er ein groſſes Feuer an. Der Capitain ſchickte den andern Morgen, und ließ die Inſel in Augenſchein nehmen. Nach der Ruͤckkehr der Schaluppe, ſah er, mit ſeinen Leuten, einen Menſchen in Ziegenfelle gekleidet, deſſen Geſtalt etwas noch wilderes hatte, als die von den Thieren ſelbſt, der aber ſehr vergnuͤgt zu ſeyn ſchien, ſich bey ihnen zu befinden. Er hatte den Gebrauch der Sprache dergeſtalt verloren, daß er die Worte nur halb ausſprechen, und man ihn kaum verſtehen konnte; doch nach etlichen Tagen fieng er an, beſſer zu reden. Da er gewohnt war, nichts als Waſſer zu trinken, und unſchmackhaftes Fleiſch zu eſſen, wollte er die Getraͤnke, die man ihm anbot, nicht nehmen, und er hatte viele Muͤhe, ſich an das Eſſen und Trinken des

Schiffes

Schiffes zu gewöhnen. Er erzählte, daß er während ſeines Aufenthaltes auf der Inſel, verſchiedene Schiffe geſehen hätte, es wären aber nur zwey angelandet, die er für Spaniſche Schiffe gehalten hätte. Etliche von den Schiffsleuten hatten auf ihn geſchoſſen, und ihn bis in das Holz verfolget. Glücklicherweiſe war er ihrer Wuth, da er auf einen Baum kletterte, entkommen. Er geſtund, daß er keine Schwierigkeit würde gemacht haben, ſich an Franzoſen zu ergeben; aber lieber hätte er in dieſer Wüſte ſterben, als in die Hände argwöhniſcher und mißtrauiſcher Leute fallen wollen, die ihn doch nur umgebracht, oder verurtheilet hätten, in den Bergwerken zu arbeiten, damit er nicht den Fremden das, was dem Südmeere zugehörete, entdecken könnte.

Dieſe vortrefliche, obgleich verlaſſene Inſel, iſt eine der ſchönſten Oerter in der Welt: aber der unerſättliche Europäer folgt ſeinem häßlichen Sinne, indem er den Indianer verhindert, daſelbſt zu wohnen, und zeigt ſeine Denkungsart, daß er ſie nicht ſelbſt bewohnet. Doch kommen die Schiffe allezeit hierher, ſich zu erfriſchen; und die Schiffleute, nach einigem Aufenthalte, finden

den ſich von ihren Ermüdungen, oder Seekrankheiten, gar bald hergeſtellet. Das Land kann mehr als ſechs hundert Familien ernähren; man kann auch mit wenigen Koſten daſelbſt leben; und diejenigen, die einmal feſten Fuß gefaſſet hätten, würden faſt unmöglich zu vertreiben ſeyn. Die Natur hat dieſe Inſel ſo gut befeſtiget, daß man ſich mit hundert Mann, wider tauſend, vertheidigen kann. Einige ſagen, es gäbe in den Gebirgen Gold- und Silber-Bergwerke; dieſe aber wären nicht der größte Nutzen, den man von ihr ziehen könnte. Eine Franzöſiſche auf dieſer Inſel errichtete Colonie, würde Gelegenheit genug haben, Europäiſche Schiffe anlanden zu ſehen, daher in keiner traurigen Verbannung leben, ſondern durch den Verkauf ihrer Waaren eine vortheilhafte Handlung ſtiften. Das Land würde Producte genug für ſie, und die Reiſenden, liefern. Der Spaniſche Hof, deſſen Einwilligung zu dieſer Errichtung nöthig ſcheint, könnte nicht anders als höchſt zufrieden ſeyn, einen Poſten in den Händen ſeiner Bundesgenoſſen zu ſehen, den ſeine übrigen Angelegenheiten ihm nicht verſtatten, ſelbſt zu behalten; er würde auch fernerhin kein ſicherer Zufluchtsort mehr für

die

die Engliſchen Seeräuber, oder für diejenigen ſeyn, welche durch Plünderung, oder Schleichhandel, die Küſten von Peru, und Chili, verheeren.

Die **Witterung** auf dieſer Inſel iſt für die Gewächſe ſo vortheilhaft, daß die Bäume das ganze Jahr über grün ſind. Der Winter dauert nicht länger, als die beyden Monate, Juny und July, und iſt niemals ſehr rauh: es frieret nur ganz leicht, und zuweilen fallen etwas Schloßen. Im Sommer iſt die Hitze ebenfalls mäßig; ſelten donnert es, und man hat keine Art von Orkanen zu befürchten. Die See iſt in der Bay ſehr tief; daher die Schiffe bis an den Fuß der Felſen anfahren können. Man fängt darinnen **Fiſche** von der beſten Gattung, beſonders aber vortrefliche Krebſe. Im Monate November kommen die **Seekälber** auf das Land, und hecken ihre Jungen aus: das Ufer iſt alsdenn ſo bedeckt davon, daß man faſt nicht gehen kann. Sie ſind zu dieſer Zeit auch ſehr dreiſt, ſo daß ſie nicht aus dem Wege gehen, ſondern auf die Leute zulaufen, wie böſe Hunde: zu anderer Zeit nehmen ſie die Flucht bey dem geringſten Geräuſche. Einige blöken wie die Lämmer, andere

dere heulen, wie die Wölfe; man kann ſie auf eine halbe Stunde weit hören.

Der See-Löwe iſt noch ein anderes außerordentliches, und um dieſe Inſeln ſehr gewöhnliches Thier. Es giebt ihrer, die zwanzig Fuß lang ſind, und bis vierzig Centner wiegen. Ihr Kopf iſt von einer Größe, die mit dem übrigen Leibe keine Verhältniß hat; der Rachen von ungeheuerer Weite; die Augen ſind ſtarr, und unförmlich groß; das Geſicht gleicht dem von einem Löwen, hat große Knebelbärte, und Haare daran, die ſo hart ſind, daß man ſie zu Zahnſtochern brauchen kann. Zu Ende des Juny kommen ſie an das Ufer heraus, um Junge zu hecken, und bleiben daſelbſt bis in den October. Binnen dieſer ganzen Zeit ſpüret man nicht, daß ſie in die See gehen; und es ſcheint auch nicht, als ob ſie einige Nahrung zu ſich nähmen, ſie müßten denn von dem Graſe leben, das an dem Rande der fließenden Waſſer wächſt. Die Zeit, da ſie nichts zu ſich nehmen, wenden ſie an, im Schlamme zu ſchlafen. Die Natur lehret ihnen, die munterſten männlichen Geſchlechts um ſich herum als Schildwachen auszuſtellen, welche ſie allemal aufwecken, wenn ſie merken, daß

ſich ein Feind nähert. Ihr Geſchrey iſt ſo durchdringend, und ſie wiſſen es ſo zu verändern, daß nichts in der Welt fähiger iſt, Lärmen zu machen. Die vom männlichen Geſchlechte ſchlagen ſich oft; und die Liebe iſt mehrentheils die Urſache ihres Streites. Die Matroſen geben dem größten unter ihnen den Namen Baſſa, weil er beſtändig von einem zahlreichen Serail begleitet wird. Oft erwirbt er ihn blos durch die Stöße, die er bekommt, und durch das viele Blut, das er vergießt. Er hat ſein mehreres Anſehen den Siegen zuzuſchreiben, die er über ſeine Mitbuler erhält; und die Wunden, welche man aus ſeinen Narben ſchlüßen kann, ſind ein Beweis von der Anzahl und Wichtigkeit ſeiner gelieferten Schlachten, und ſeiner Heldenthaten.

Die Haut dieſer Amphibien iſt nicht weniger als einen Zoll ſtark, worunter das Fett, ehe das Fleiſch kommt, einen Fuß dick liegt. Die größten geben wenigſtens fünfhundert Kannen Thran. Sie verlieren auch vieles Blut; denn bey tiefen Wunden ſieht man es gleichſam wie Fontainen herausſpringen, womit man viele Fäſſer anfüllen könnte. Sie ſind mit kurzen Haaren bedecket, und haben

Floß-

Floßfedern, die ihnen ſtatt der Beine dienen, derer vorderſte Spitzen wie Finger ausſehen. Sie unterſcheiden ſich, inſonderheit die vom männlichen Geſchlechte, von den Seekälbern, außer der Größe, noch durch eine Art von Horne, das ihnen vorne auf der oberſten Kinnlade herunterhängt, welches die vom weiblichen Geſchlechte nicht haben. Das Herz und die Zunge dieſer Thiere ſind am ſchmackhafteſten. Man kann ſie ſehr leicht töden, weil ſie weder fliehen, noch ſich wehren können. Doch muß man ſich vor ihren Zähnen hüten: denn einsmals wurde einem Matroſen die Hirnſchale dadurch zerquetſchet.

Nachdem wir auf den Inſeln von Juan Fernandez alles geſehen hatten, nahmen wir unſern Weg wieder nach Chili, und landeten bey la Conception an, welches vormals die Hauptſtadt war. Sie hat dieſe Ehre hernach an Sant Jago überlaſſen, doch mit dem Vorbehalte, daß der Präſident der Audienzia da geblieben iſt, der ſich, ſechs Monate im Jahre, wechſelsweiſe, in dieſen beyden Städten aufhalten muß. Das eine halbe Jahr, welches das von la Conception iſt, wird mit Anordnung der Militair-Sachen, mit Verſorgung der Feſtungen, und mit Beobachtung

obachtung der Kriegs-Mannszucht, zugebracht. Das andere wird auf Leiſtung der Juſtiz, und damit das Tribunal der Audienzia durch die Gegenwart des Präſidenten ein größeres Anſehen bekomme, verwendet. La Conception iſt auch die Reſidenz des Meſtre-de-camp. Dieſe Stelle hat man errichtet, um die Eingebohrnen des Landes, welche beſtändig bereit ſind, ſich wider die Spanier zu empören, im Zaume zu halten. Die Verrichtungen bey dieſer Stelle ſind, die Schanzen und Befeſtigungen, welche von dem Ufer des Meeres bis an die Gebirge angeleget ſind, zu unterſuchen, für ihre Vertheidigung zu ſorgen, und ſie mit hinlänglicher Beſatzung, mit Vorräthen und Geſchütze zu verſehen. Der Präſident beſetzet dieſe Stelle, weil er die beſte Gelegenheit hat, diejenigen zu kennen, die ſich vorzüglich dazu ſchicken.

Der Eroberer von Chili, Peter von Valdivia, legte im Jahre 1550 den Grund zu dieſer Stadt, an einem Orte, Penco genennet; allein die ſchwierigen Indianer verheereten die Stadt nicht lange hernach, und nöthigten die Spanier, ſie zu verlaſſen. Letztere baueten ſie wieder auf, wurden aber

aufs neue heraus gejaget. Sie erbaueten ſie zum drittenmale, wurden wiederum vertrieben, und erzwangen es, ſie abermals in Beſitz zu nehmen. Endlich erlitte ſie, *im* Jahre 1730, ein **Erdbeben**, wodurch ſie gänzlich verwüſtet, aber auch wieder aufgebauet wurde. Die Häuſer ſind niedrig, doch viel ſchöner, als die alten, und ein jedes hat ſeinen Garten. Durch die Stadt fließt ein kleiner Fluß, der ſich in den Meerbuſen ergießt; dieſer aber hat drey Häven. Das Bisthum war anfänglich zu Imperiale errichtet; nachdem aber die Indianer dieſen Ort zerſtöret hatten, wurde es nach la Conception verleget. Die Kirche, der Biſchof, das Capitul, die Mönche, alles zeigt eine Armuth an, welche die vielen Verwüſtungen nothwendig haben nach ſich ziehen müſſen. Die Handlung iſt mäßig, und beſteht nur aus den Waaren des Landes. Die Gebräuche ſind eben ſo, wie in Peru, es ſind eben die Claſſen von Einwohnern, eben die Regirungsform, aber nicht völlig die nämlichen Moden. Anſtatt einer langen Kutte, tragen die Mannsperſonen ein Stück Zeug, zwey oder drey Ellen lang, und zwey Ellen breit, mit einem Loche in der Mitte; und ſich anziehen, heißt,

heißt, den Kopf da durch ſtecken. Dieſe Kutte hängt von allen Seiten herab; und man bedient ſich ihrer zu Pferde und zu Fuſſe. Arme ziehen ſie niemals aus, als bis ſie ſchlafen gehen: damit ſie ihnen bey der Arbeit nicht beſchwerlich werde, ſchlagen ſie ſie auf beyden Seiten bis über den Rückeu hinauf. Dieſe Kleidung iſt ſehr gewöhnlich, ſelbſt bey den Weibsperſonen, die ſich damit zu Pferde ſetzen, ſie ſeyn von was Stand und Würden ſie wollen. Der Unterſchied beſteht nur in dem Zeuge, der nach Beſchaffenheit der Perſonen, mehr oder weniger fein, und verzieret iſt.

In der Gegend um dieſe Stadt giebt es wenig Dörfer: aber deſto mehr einzelne Meierhöfe, worinnen die Landleute von einander abgeſondert wohnen. Das Erdreich iſt ſo ergiebig, daß die Getreide-Aernden hundertfältig tragen. Die Wieſen ſind unvergleichlich; und man zieht ſehr gute Pferde, welche urſprünglich aus Spanien kommen. Man erbauet auch eine große Menge Lebensmittel; weil aber der Vertrieb ſchlecht, nnd die Faulheit der Einwohner groß iſt, ſo bleiben die meiſten Felder ungebauet liegen. Hiernächſt iſt das Land, nach Verhältniß ſei-

ner Größe und Fruchtbarkeit, nicht genug bewohnet. Die **Lebensmittel** ſind ungemein **wohlfeil**; und um den Ueberfluß davon darzuthun, will ich nur erwähnen, daß der fetteſte **Ochſe** nicht theuerer, als vier Piaſtres, zu ſtehen kommt. Die Art ihn zu **ſchlachten**, um ihn auf dem Fleiſchmarkte zu verkaufen, könnte man als einen Zeitvertreib anſehen, wenn ſie nicht, wie man behauptet, dazu dienete, das Fleiſch beſſer zu machen. Man ſperret eine Heerde Ochſen in einen Hof ein; eine gewiſſe Anzahl Indianer, welche hier die Fleiſcher abgeben, halten ſich hauſſen auf, ſind zu Pferde, und mit einer Lanze bewafnet, deren Spitze wie eine Sichel geformet iſt. Man öfnet die Thüre, und läßt eines dieſer Thiere heraus, das ſo gleich die Flucht ergreift, um nach ſeinem Stalle zu laufen. Der Reiter verfolgt es, nähert ſich ihm, zerſchneidet ihm die Flechſen hinten in den Knieen, und ſteigt ab, es vollends tod zu machen: hierauf zieht er es ab, und zerhackt das Fleiſch. Mannichmal läßt man ſo viel Ochſen laufen, als Leute vor der Thüre ſind; und dieſe Jagd währet ſo lange, bis man die zum Verkaufe benöthigte Anzahl erleget hat. Wenn das Thier ſo hurtig läuft,

daß

daß es der Fleiſcher mit der Lanze nicht tref-
fen kann, ſo bedient ſich der Indianer einer
Schlinge, es aufzuhalten. Dieſe Leute wiſ-
ſen mit der Schlinge und Lanze ſo geſchickt
umzugehen, daß ſie im vollen Reiten ſelten
ihren Fang verfehlen. Der wüthendeſte Ochſe
entgehet ihnen ſchwerlich. Auch bey ihren
perſönlichen Streitigkeiten, gebrauchen ſie
ſich dieſer Art von Waffen, und ſind ſowohl
zum Angriffe, als zur Vertheidigung, tref-
lich abgerichtet. Der einzige Vortheil, der
Schlinge auszuweichen, wenn es in freyem
Felde iſt, beſteht darinnen, daß ſie ſich nie-
derkauern, oder auf die Erde legen, um we-
niger gefaſſet werden zu können.

In der Mitten der großen und ſchönen
Ebene von Mapocha, an einem Fluſſe
gleiches Namens, zwanzig Stunden vom
Meere, in einer unvergleichlichen Gegend,
nahe bey dem fruchtbaren Thale Chilé, wel-
ches dem ganzen Lande den Namen giebt,
ſieht man die Hauptſtadt Sant Jago liegen.
Alle Gaſſen ſind nach der Schnure gezogen;
alle Häuſer haben Gärten: alle Gärten kön-
nen gewäſſert werden. Das Waſſer aus dem
Fluſſe wird durch Canäle in alle Quartiere
der Stadt geleitet, hernach in die Häuſer ver-

theilet, und dadurch Reinlichkeit und friſche Luft unterhalten. Der große Platz, der das Mittel der Stadt ausmachet, iſt ein vollkommenes Viereck, das in der Mitten mit einem Springbrunnen gezieret iſt. Die vier Seiten geben die Anſicht von den Paläſten der Audienzia, und des Biſchofes, und von weitläuftigen Kramläden unter Bogengängen. Das Uebrige dieſer Hauptſtadt beſteht aus Gebäuden, welche wegen ihrer Lage, Gleichförmigkeit, und Bauart, denen von Lima ziemlich beykommen. Weil man den Erdbeben hier ebenfalls unterworfen iſt, ſo ſind die Häuſer auch eben ſo niedrig, und mit eben ſo vieler Vorſicht gebauet. Ich ſage nichts von den zahlreichen Kirchen, noch von den reichen Klöſtern, noch von den Gerichtsſtühlen, welche ohngefähr eben ſo ſind, wie in allen großen Städten in Peru. Der Präſident der Audienzia, der in gewiſſen Fällen von dem Unterkönige abhängt, iſt zugleich Statthalter, und Generalcapitain von Chili. Während den ſechs Monaten, die er außerhalb St. Jago zubringen muß, verwaltet der Corregidor ſeine Stelle; und dieſer hat bey dem Stadt- und Polizey-Rathe zu aller Zeit den Vorſitz.

Valdivia, nach ihrem Stifter alſo benennet, iſt die auf der ganzen Küſte am meiſten Südwärts gelegene Stadt. Ihr vortheilhafter Haven hat die Spanier veranlaſſet, Feſtungswerke daſelbſt anzulegen, und ſolche mit tüchtigem Geſchütze zu beſetzen, um den anderen Nationen von Europa das Einlaufen zu verwehren. Sie halten dieſen Haven für den Schlüſſel zum Südmeere; und die Holländer, welche eben ſo denken, haben mehr als einmal verſuchet, ſich daſelbſt feſt zu ſetzen. Sie nahmen ihn 1643 weg; als ſie aber höreten, daß man von Callao Schiffe abſchickte, ſie zu vertreiben, ſie aber durch Hunger und Krankheiten entkräftet waren, machten ſie ſich gar geſchwind davon. Man bringt nach Valdivia alle Miſſethäter von Peru, und Chili; welches den Ort zu einer Art von Galeeren macht. Sie müſſen daſelbſt an den Feſtungswerken, und anderen öffentlichen Gebäuden, arbeiten. Das ſonderbare dabey iſt, daß ſie zu gleicher Zeit Gefangene, und Stockmeiſter ſind; denn weil die ganze Beſatzung bloß aus ihnen beſteht, ſo braucht man ſie zu Soldaten und Officieren, ſelbſt während der Zeit ihrer Gefangenſchaft. Von dieſer Art Leute, oder von den Nach-

kommen derer, welche Verbrechen halber verbannet worden ſind, hat die Stadt Valdivia ihre **Einwohner** bekommen, *inſonderheit* ſeitdem die Eingebohrnen des Landes die erſte Colonie der Caſtilianer umgebracht haben. Dieſe **Indianer** ſind beherzte, kriegeriſche Völker, welche ihre Freyheit mit Nachdrucke vertheidiget, und ſich mit glücklichem Erfolge empöret haben. Ermüdet von der grauſamen und tyranniſchen Regirung der Spanier, welche ſie zwangen, unaufhörlich in den Bergwerken zu arbeiten, war ihr erſtes, den Commendanten, Peter von Valdivia, aus dem Wege zu räumen. Der gemeinen Sage nach, goſſen ſie ihm geſchmolzenes Gold in den Hals, und ſagten zu ihm: „ſtille nun Deinen Durſt mit dieſem Metalle, darnach Du ſo begierig geweſen biſt.„ Hernach ſchleiften ſie die Feſtung, und verheereten die Stadt. Dieſe wurde ein wenig weiter davon, an dem Ufer des Fluſſes, wieder aufgebauet. Die Spanier, welche die Tapferkeit dieſer Nation haben kennen gelernet, gehen mit ihr viel beſſer um, als mit allen den andern Americanern. Selbſt diejenigen, welche ſich zu unterwerfen ſind gezwungen worden, finden ihr Joch nicht ſo

ſchwer

ſchwer und hart, als es im Anfange geweſen iſt, und beweiſen, daß der Eifer, mit welchem man ſeine Freyheit vertheidiget, wenigſtens den Vortheil bringt, daß wenn man ſie auch einbüſſet, man allezeit gelindere und weniger beſchwerliche Bedingungen erhält. Es gleichen dieſe Völker mehr den Wilden des nordlichen America, unerachtet ſie menſchlicher und geſitteter ſind, als denen von Mexico, und Peru.

Der Theil von Chili, den die beſagten freyen Indianer inne haben, iſt viel weitläufiger, als der, welchen die Spanier beſitzen, die eigentlich nur Herren von der Küſte ſind. Dieſe Barbaren wiſſen von keiner Regirungsforme: jede Familie iſt für ſich ſouverain, und unabhängig. Ihre Angelegenheiten werden in allgemeinen Verſammlungen abgethan; und die Mehrheit der Stimmen entſcheidet. Ob ſie ſich gleich weigern, dem Könige von Spanien unterthänig zu ſeyn, ſo verſtatten ſie doch den Miſſionnairen, zu ihnen zu kommen, und ſie zu unterrichten. Die Gegenwart dieſer apoſtoliſchen Männer hilft den Frieden zwiſchen beyden Nationen unterhalten, welches ohne ihre Vermittelung ſchwer ſeyn würde:

denn, ſo ſehr auch die Indianer für dieſe fremden Prieſter eingenommen ſind, ſo haſſen ſie doch die Spaniſche Regirung, und brauchen alle Vorſicht, dem Joche zu entgehen. Die Jeſuiten beſchäfftigen ſich, dieſe Wilden zuſammen zu bringen, ſie in einerley Wohnplätzen zu vereinigen, ihnen einen Geſchmack von den Vortheilen der Geſetze beyzubringen, ſie in den moraliſchen Tugenden zu unterweiſen, um ſie hernach Stufenweiſe zu der noch viel wichtigern Kenntniß der Wahrheiten des Chriſtenthums anzuführen: denn in dergleichem Falle muß man erſt das Oberhaupt einer Colonie ſeyn, ehe man will einen Apoſtel abgeben. Allein es koſtet ſehr viele Mühe, ſie in eine Geſellſchaft zu vereinigen. Sie ſind ein freyes und herumſchweifendes Leben gewohnt, und können ihm ſchwerlich entſagen. In Anſehung der Religion, die man ihnen prediget, ſind ſie eben ſo geneigt, ſie anzunehmen, als geſchwind, ſie zu verlaſſen: oder, beſſer zu ſagen, die meiſten dieſer Neubekehrten haben gar keine Religion. Man hat bey dieſen Wilden weder Tempel noch Götzen angetroffen. Sie haben einige Begriffe von einem

andern Leben, aber ſie ſetzen allezeit voraus, daß die Seele materiell ſey.

Die ordentliche Speiſe der Indianer von Chili iſt, Erdäpfel, Gerſte, Mais, Pferde- und Mauleſel-Fleiſch. Ihr Getränke beſteht in einer Art von Cyder, aus wirklichen Aepfeln gemacht, die in ihrem Lande im Ueberfluſſe wachſen. Sie ſind ſo leicht angezogen, daß ſie kaum bedeckt zu ſeyn ſcheinen; und Kopf, und Fuß, haben ſie allezeit nackend. Ihre Hütten, von Aeſten zuſammen geflochten, ſtehen nicht in Dörfern neben einander, ſondern, wie es ihnen einfällt, verändern ſie ihren Wohnplatz, und begeben ſich an andere Oerter. Dem ungeachtet iſt das Land genug bevölkert, und die Vielweiberey macht ihre Familien zahlreich: allein die Weiber müſſen ihre Männer bedienen, wie Sclavinnen.

Seitdem die Spanier ihre Pferde in dieſes Land gebracht haben, haben dieſe Thiere ſich dergeſtalt vermehret, daß kein Indianer nicht mehr zu Fuße geht, noch den Creolen in der Kunſt, ein Pferd zu reiten, etwas nachgiebt. Die Jagdpferde in Chili ſind ſo ehrgeizig, daß ſie kein anderes wollen voraus laſſen, und galoppiren ſo leicht, daß der Reiter

ter nicht die geringſte Bewegung fühlet. Ihre Geſtalt iſt ſchön; ſie ſind voller Feuer, und Muth; zwey Eigenſchaften, die ſie ſo wohl bey den Indianern, als Spaniern, ſchätzbar machen.

So lange beyde Nationen in keinen Krieg mit einander verwickelt ſind, treiben ſie einen ziemlich anſehnlichen Handel zuſammen. Die Europäer verkaufen an die Wilden, Eiſenwaare, Gebiſſe, Sporne, Meſſer, Wein, und allerhand Sorten leichter Waare. Sie tauſchen dafür ein, Kühe, Pferde, junge Mägdgen, ja Knaben, welche die Väter für Kleinigkeiten, die ihnen in die Augen fallen, weggeben. Dieſer Handel geſchieht mit großer Redlichkeit, beſonders auf Seiten der Indianer, derer ungemeinen Eifer man rühmet, den ausgemachten Schluß treulich zu erfüllen.

So menſchlich ſie in Friedenszeiten ſind, ſo furchtbar und grauſam ſind ſie im Kriege. Sie geben den Spaniern, wider welche ſie einen unüberwindlichen Haß hegen, kein Quartier. Aber ihre Weiber verſchonen ſie, nehmen ſie mit in ihre Wohnungen, und gehen freundſchaftlich mit ihnen um. Wenn ſie ſich übermannet ſehen, verlaſſen ſie das ihrige, und fliehen in tiefe, undurchdringliche

Wüſte-

Wüſteneyen. Daſelbſt verſtärken ſie ſich durch Vereinigung mit anderen Wilden, und kommen wieder hervor in das Land, das ſie bewohneten; dieſe Abwechſelung von Tapferkeit und Furcht, von Flucht und Widerſtande, macht ſie faſt unüberwindlich. Schreiet nur ein einziger, man müſſe zu den Waffen greifen, ſo fangen die Feindſeligkeiten augenblicklich an; und ihre Weiſe, den Krieg anzukündigen, iſt, daß ſie, bis auf den letzten Spanier, der ſich auf Treue und Glauben bey ihnen aufhält, erwürgen. Hernach verbreiten ſie ſich auf alle Seiten, dringen in die Dörfer, Meierhöfe, Bauerhäuſer, und ermorden alles, was ihnen vorkommt. Nach dieſem Blutbade vereinigen ſie ſich wieder in große Haufen, und machen eine Armee aus, welche mit äußerſter Verwegenheit die größten Städte anfällt.

Erfolgt hierauf der Friede, ſo geſchieht ſolches eher auf der Feinde Veranlaſſung, als auf die ihrige. Man verabredet alsdenn eine Zuſammenkunft, wo auf Spaniſcher Seite der Statthalter, der Meſtre=de=camp, die Officiere, und andere Perſonen vom erſten Range; von Seiten der Wilden aber, der General, und die vornehmſten Hauptleute, ſich

ſich einfinden. In einer dieſer Verſammlungen hat man den Indianern den ungeſtörten Beſitz der ſüdlichen Länder eingeräumet. Man war übereingekommen, den Häuptern beyder Nationen eine Schutzwache zu geben. Die Spanier lagerten ſich unter Zelten; die Wilden waren, nicht weit davon, gegen ihnen über: die Aelteſten aus jedem Cantone kamen und machten dem Statthalter ihren Gruß. Er trank ihre Geſundheit; und alle erwiederten ihm ein gleiches, nachdem er ſelbſt ihnen zu trinken eingeſchenket hatte. Man fieng hierauf an, vom Frieden zu reden, und die Bedingungen vorzuſchlagen. Sie wurden von beyden Theilen angenommen; und man machte einander verſchiedene gegenſeitige Beſuche, wobey der Wein niemals erſparet wurde. Während dergleichen Conferenzen unterläßt der Statthalter nicht, die Häupter der Indianer an ſeine Tafel zu ziehen, und ſucht, ſie durch allerhand Schmeicheleyen zu gewinnen.

Ich bin, u. ſ. w.

Valdivia, den 13 Auguſt, 1751.

Der

Der 148 Brief.

Fortſetzung von Chili.

Wir waren auf dem Puncte den Haven von Valdivia zu verlaſſen, als wir ein Schiff, welches über das Süd-Meer von den Philippiniſchen Inſeln kam, anlanden ſahen. Unter den Reiſenden, auf dem Schiffe, erkennte ich einen Spanier, den ich ehedem zu Mindanao geſehen hatte. Ein Sturm hatte ihn auf eine derer berühmten Inſeln geworfen, welche man, wegen der Meynung von ihren großen Schätzen, die Salomonis-Inſeln nennet. Das angekommene Schiff war in ſelbiger Gegend beynahe auch geſtrandet, und hatte ſich nicht weit von dieſer Inſel vor Anker geleget. Der unglückliche, an dem Ufer herum irrende Spanier, war es anſichtig geworden, und ein ihm zugeſchicktes Boot hatte ihn auf das Schiff gebracht. Wir waren beyderſeits erfreuet, einander wieder zu ſehen; und nach den erſten Freundſchaftsbezeigungen, war er ſo gefällig, mir einige Umſtände dieſer Inſeln wegen zu erzählen, wodurch meine Neugierde ſehr befriedigt wurde.

„Man

„Man hat ſich lächerlicherweiſe eingebildet, ſagte er zu mir, als ob dieſe Inſeln das alte Ophir wären, wohin Salomon eine Flotte ſchickte, um Gold, zu Ausſchmückung des Tempels zu Jeruſalem, holen zu laſſen. Alvarez von Mendoza hat ſie im ſechszehnten Jahrhunderte entdecket; man weiß aber ihre Anzahl nicht eigentlich. Man weiß nur, daß ſie einen anſehnlichen Archipelagum mitten auf dem ſtillen Meere ausmachen. Einige glauben ſo gar, daß ſie ſich bis nach Neu-Guinea erſtrecken. Ueber ihre Größe iſt man auch nicht einig. Jedermann kommt überein, daß die Witterung daſelbſt ſehr geſund, die Luft rein, die Lebensmittel überflüßig, und Viehheerden in Menge vorhanden ſind. Die Einwohner ſind ſchwarz; doch giebt es unter ihnen auch weiße, röthliche, ja ſo gar blonde. Sie gehen nackend: ihre Waffen ſind Bogen, Pfeile, und Lanzen. Die gewöhnlichſten Thiere ſind Hunde, Hüner, und Schweine. Man findet daſelbſt auch Würznelken, Ingwer, und Zimmt, welcher letztere aber nicht ſonderlich gut iſt. Die größte dieſer Inſeln heißt Iſabelle. Die Gefährten des Mendoza ſtiegen an das Ufer, und bemächtigten

ſich

ſich eines Fleckens, wo ſie Goldſtangen fanden, die in den Häuſern zum Zierrathe aufgehangen waren. Aber, außer daß ſie die Sprache des Landes nicht verſtunden, ſind die Einwohner ſo beherzte Leute, daß ſie ſich beſtändig mit dieſen Neuangekommenen herumſchlugen, und es nicht möglich war, von ihnen zu erfahren, wo ſie dieſe Stücken Gold hernahmen. Dieſe Völker fahren in großen Kähnen, welche wohl hundert Mann faſſen können. Auf dergleichen Barken führen ſie zur See Krieg: ſie wären aber nicht im Stande, wider unſere Schiffe auszuhalten.„

„Nach der Rückkehr der Spaniſchen Escadre, war man Willens geweſen, Colonien nach den Salomons-Inſeln zu ſchicken; weil man aber befürchtete, daß, wenn dieſer Archipelagus erſt bevölkert wäre, man ſolchen nicht wohl würde behaupten können, ſo gab man den Anſchlag auf. Einige Jahre hernach nahm man ihn wieder vor; und Mindana wurde von dem Spaniſchen Hofe befehliget, alles, was an Manns- und Weibsperſonen in Peru unnütz wäre, auf vier Schiffe zu laden, und in dieſen entlegenen Ländern eine neue Errichtung zu ſtiften. Man that nicht wohl, dieſe Einſchiffung zu veran-

ſtalten, ehe man die Lage und Anfuhrt dieſer Inſeln, die man nur bey einer erſten Fahrt geſehen hatte, genugſam kennete. Man ſuchete ſie lange Zeit; man verirrete ſich etlichemale; und die Länge des Weges verſetzte die Schiffleute in die äußerſte Verlegenheit. Auf der Flotte waren unter andern zwey Damen von großem Range, Donna Beatrix, und Donna Iſabelle, die Frauen des Generals, und Admirals.„

„Als die Schiffe ſich bey den Inſeln von Mendoza, Namens St. Pierre, Magdalene, Dominique, und Chriſtina, den Salomons-Inſeln gegen Morgen, ſehen ließen, ſtellten ſich die Einwohner von letzterer an das Ufer, und ſchleuderten mit Steinen, davon dem einen Soldaten der Arm zerſchmettert wurde. Die Spanier wollten ihre Musketen losfeuern, das naſſe Pulver aber wollte nicht recht Feuer fangen. Unterdeſſen war von denen wenigen Schüſſen, die ſie gethan hatten, einer der Häupter auf der Stelle tod geblieben. Es war entſetzlich, den Lärmen und das Geſchrey dieſer Wilden anzuhören, die in ihren Kähnen über einander fielen, und ſich einer hinter dem andern verſtecken wollten. Nachdem ſie ſich entfernet hatten, ſah man

man dreye von ihnen in einer Barke wieder heran kommen, die aus Leibeskräften ſchrien, und ein grünes Reis in der Hand hielten, das man als ein Friedenszeichen anſah. Die Feindſeligkeiten ließen von beyden Seiten nach; und die Indianer baten die Spanier, ſich in ihrem Haven vor Anker zu legen. Letztere wollten dieſes nicht eingehen; ſie ſchickten aber eine Schaluppe mit zwanzig Mann ab, um friſches Waſſer zu holen. Sie ſtiegen in guter Ordnung, unter klingendem Spiele, an das Land; und die Landeseinwohner, ohngefähr dreyhundert an der Zahl, drehten ſich beſtändig um ſie herum. Man gab ihnen ein Zeichen, daß ſie nicht über den Strich, den man gemachet hatte, kommen ſollten; welches ſie auch thaten, brachten aber Waſſer, und allerhand Obſt, herbey.„

„Etliche Tage hernach, ſtieg Mindana ſelbſt, mit ſeiner Frau, an das Land, und ließ in eben dieſem Haven Meſſe leſen. Die Wilden fielen auf ihre Kniee, höreten ruhig und ſtill zu, und machten alles, was ſie die Spanier thun ſahen, genau nach. Eine hübſche Indianerinn gieng mit ſehr guter Art auf die Gemahlinn des Generals zu, und weil ſie an ihr ſchöne, blonde Haare ſah, bat

ſie ſie durch allerhand Zeichen, ihr eine Locke abzuſchneiden. Wie die Dame zurücktrat, und auf ihrer Hut war, gieng die Indianerinn auch zurück, aus Furcht, ihr zu mißfallen.„

„Es iſt dieſes Volk geſprächig, und viel gefälliger, als alle andere Nationen der Wilden in America. Kaum aber war Mindana auf ſein Schiff zurückgekehret, ſo hatten ſeine, auf der Inſel zurückgebliebenen Leute, wegen ihrer übeln Aufführung, mit den Einwohnern Händel bekommen. Es kam zu Schlägen; und die Indianer wurfen die Spanier mit einem Hagel von Steinen, dabey aber niemand, als ein Soldat, verwundet wurde; ſie nahmen hierauf ihre Weiber, und Kinder, und flüchteten in die Gebirge. Man verfolgte ſie mit Musketenſchüſſen; und als ſie ſahen, daß ihre Schleudern gegen die Musketen zu ungleiche Waffen waren, kamen ſie zurück, und baten um Frieden. Sie brachten freywillig Lebensmittel in die Hauptwachen, und wurden mit den Schiffleuten Freunde. Beyde Nationen wurden endlich ſo bekannt, daß man hier und da einen Wilden, und einen Caſtilianer, alleine ſpatziren gehen ſah, die einander durch Zeichen fragten,

ten, wie man die Sonne, den Mond, die Erde, das Meer, u. d. nennete. Sie höreten einander mit Vergnügen an; und des Abends, wenn ſie aus einander giengen, wiederholeten die Indianer allemal dieſe Worte mit Höflichkeit: „Amigos, Camaradas.„ Man that einem unter ihnen den Vorſchlag, ihn auf das Admiralſchiff mitzunehmen; worauf er mit freudiger Mine antwortete: Amigos. Man empfieng ihn mit allen möglichen Liebkoſungen; man gab ihm Wein, und Zuckerwerk; er wollte aber weder eſſen, noch trinken. Er beſah jedes Ding mit Verwunderung; und nach einiger Zeit verlangte er, wieder an das Land geſetzet zu werden; ſchien aber dabey die bevorſtehende Abreiſe der Caſtilianer zu bedauern. **Die Weibsperſonen** auf dieſer Inſel haben Hände und Geſicht hübſch, die Geſtalt ſchlank, die Haut ziemlich weiß, und ſind von der Bruſt hinunter, blos mit einem dünnen Gewebe von Baumbaſte bekleidet. Die Spanier trafen, nicht weit von einem Flecken, eine Art von Tempel an, der mit Paliſſaden umzäunet war, und worinnen etliche hölzerne, übel gearbeitete Figuren ſtunden.„

„Mindana, der immer weiter nach Weſten fuhr, kam an die Salomonis-Inſeln, andere ſagen, auf die Inſel St. Croix. Wie er ſich dem Lande näherte, ſah er eine Menge Kähne auf ihn zu kommen, voller Leute, welche ſchrien, und die Aerme bewegten. Sie waren nackend, ausgenommen die Schaamtheile, und hatten den Leib mit allerhand Farben bemalet. Sie verweilten ſich lange, die Flotte zu betrachten, und kreuzten um ſie herum. Man mochte ihnen zu verſtehen geben, wie man wollte, an Bord zu kommen, ſo ſchlugen ſie es ab; und nachdem ſie zuſammen geredet hatten, ergriffen ſie, auf Anrathen eines kleinen, magern, alten Mannes, ihre Waffen. Sie erhuben ein durchdringendes Geſchrey, und ſchoſſen eine Wolke von Pfeilen auf die Spanier los, die niemanden Schaden thaten. Man antwortete ihnen durch eine Salve aus den Muſketen, welche einen von ihnen tödete, und etliche verwundete, Die andern wurden dadurch in ſolche Furcht geſetzet, daß keiner ſich den andern Tag wieder ſehen ließ.„

„Mindana nutzte ihre Abweſenheit, und ſuchte einen Haven, wo ſeine Escadre in Sicherheit ſeyn konnte. Bey ſeiner Ankunft

kam eine groſze Menge der Eilånder, Kopf und Hånde mit Blumen geſchmůckt, an das Ufer. Man beredete einige, an Bord zu kommen; und dieſe lieſzen ihre Waffen in ihren Kåhnen. Unter ſelbigen unterſcheidete ſich ein Indianer, der wohl ausſah, ein wenig ſchwarzbraun war, weiſze Haare hatte, und mit Federn gezieret war. Aus der Ehrfurcht, welche die anderen vor ihm hatten, konnte man ſchlůſſen, daſz es ein vornehmer Mann ſeyn muſzte. Er fragte, wo der Chef wåre, und wie er hieſze? Der General lief mit offenen Aermen auf ihn zu, und nachdem ſie einander ihre Namen geſaget hatten, bemůhete ſich der Wilde, zu verſtehen zu geben, daſz ſie ihre Namen vertauſchen můſzten, und er den von Mindana annehmen wollte, der General aber Malope heiſzen ſollte. Die Spanier lieſzen ſich den Einfall gefallen, worůber er ſo vergnůgt zu ſeyn ſchien, daſz, wenn man ihn im Reden Malope hieſz, er mit dem Finger auf den Commendanten wies, als ob er ſagen wollte, daſz dieſer Malope ſey. Mindana beſchenkte ihn mit einem Hemde, und mit allerhand anderen Kleinigkeiten. Die ůbrigen Leute vom Schiffe gaben ſeinen Gefåhrten, Federn,

Schällen, Halsbänder von Glaſe, Stecknadeln, Stücken Leinwand, Tafft, und andere dergleichen unbedeutende Sachen, welche dieſe an ihren Hals hiengen. Man lehrete ihnen auch, Amigos zu ſagen, in die Hand einzuſchlagen, einander zu umarmen; und dieſes wiederholeten ſie aller Augenblicke. Man zeigte ihnen Degen, Spiegel; man raſirte ihnen den Kopf, ſchnitt ihnen die Nägel ab; und ſie ſchienen über alles viel Vergnügen zu haben. Die Spanier blieben vier Tage in dem Haven, binnen welcher Zeit die Eiländer beſtändig Lebensmittel herbey brachten. Den letzten Tag kam Malope mit funfzig Kähnen, worinnen unten Waffen verſteckt lagen. Er ſtieg auf das Schiff des Generals; als er aber gewahr wurde, daß ein Soldat eine Flinte in die Hand nahm, welches zufälliger Weiſe geſchah, entfloh er, ohne daß man ihn aufhalten konnte. Er wurde von den ſeinigen mit großen Freudenbezeugungen aufgenommen. Man ſchien, ſich insgeſammt zu berathſchlagen; und noch denſelben Abend räumeten ſie alle ihre Habſeligkeiten aus den behachbarten Häuſern des Havens. Die ganze Nacht durch, ſah man auf der andern Seite der Bay Feuer angezündet.

Die

Die Kähne giengen von einem Orte zum andern, hin und wieder, ſo, als ob man einander Nachricht brächte, und etwas außerordentliches veranſtaltete. Früh, hatte ſich eine Spaniſche Schaluppe dem Fluſſe genåhert, traf auf einen Hinterhalt der Indianer, und wurde mit Pfeilen verfolget. Man gab auf dieſe Barbarn Feuer, um ſie los zu werden, und ſchoß ihrer fünfe, oder ſechſe, tod. Den Abend kam der Chef, ſchlug ſich an die Bruſt, nennte den General Malope, und gab ſich den Namen von Mindana, und verſicherte, daß man ihn Unrecht thåte, wenn man glaubte, ſeine Leute wåren es geweſen, die ſeine Amigos angefallen håtten: er ſpannte ſeinen Bogen, um dadurch anzuzeigen, daß wenn es die Spanier verlangten, er ſich zu ihnen ſchlagen, und ſich mit ihnen zugleich råchen wollte. Mindana ſchien dieſer Erklårung Glauben beyzumeſſen, und man machte einander neue Freundſchaftsverſicherungen. Die Escadre legte ſich in einer andern Bay vor Anker. Die Wilden brachten die Nacht mit Schreyen, und Ausrufen, zu, ſagten höhniſcher Weiſe, Amigos, Amigos, und wiederholeten dieſe Worte ſo lange, als ſie glaubten von den Spaniern verſtanden zu wer-

den. Da nun letztere ſahen, daß ſie vermuthlich keine Errichtung in dieſem barbariſchen Lande bewerkſtelligen würden, giengen ſie von ihrem Unternehmen ab: ja ſie wurden durch Vorfälle, welche ſie während ihrer Schiffahrt auszuſtehen hatten, dazu genöthiget. Mindana büſſete ſein Leben auf dieſer unglücklichen Reiſe ein, auf einer Reiſe welche länger, beſchwerlicher, und ſonderbarer, als des Ulyſſes ſeine war, unerachtet dieſe von dem berühmten Dichter Griechenlandes iſt beſungen worden. Die durch den Tod des unglücklichen Generals in ſchlechte Umſtände verſetzte Flotte landete an den Philippiniſchen Inſeln. Die zwey Damen, Beatrix, und Iſabelle, hielten ihren Einzug zu Manilla unter Abfeuerung der Canonen, und des kleinen Gewehres der Truppen, welche in Bereitſchaft ſtunden, ſie zu empfangen. Alle hohe und niedere Geſellſchaften, und Zünfte, ſtatteten ihren Glückwunſch ab. Das ganze Schiffsgefolge, inſonderheit die Weiber, wurden auf öffentliche Koſten einquartieret. Einige dieſer Weibsperſonen wurden verheurathet, andere giengen in das Kloſter.„

Der

Der Spanier, von dem ich dieſe Nachrichten habe, nennete mir alle die Inſeln, die er auf ſeiner Reiſe, von den Philippiniſchen Inſeln an, bis nach Chili, geſehen hatte. Außer denen, die ich angeführet habe, ſind noch, Notre Dame de la Lûz, die Inſeln Horn, Amſterdam, Jeſus, St. Bernhard, St. Edmund, St. Paul, la Sagittaire, u. a. m. „Es giebt ihrer noch zweye, ſagte er zu mir, die ich nicht habe zu Geſichte bekommen; aber ein Holländer, der ſich einige Zeit daſelbſt aufgehalten hat, hat uns verſchiedene ziemlich merkwürdige Sachen davon erzählet. Es ſind die Inſeln Paques, und Taiti, beyde auf dieſem Meere, und die erſte zwiſchen Valdivia, und den Salomons-Inſeln, gelegen. Folgendes erzählte er erſtlich von der Inſel Paques, (Oſtern,) die ihren Namen daher hat, weil ſie an dieſem Feſttage iſt entdecket worden,„

„Unſer Schiff lief in einer Art von Meerbuſen ein, wo die Eiländer an das Ufer kamen, und uns Hüner, nebſt einer Menge Wurzeln, brachten. Sie näherten ſich hernach unſerm Schiffe, und zu den Füßen ihrer Götzen zündeten ſie große Feuer an. Unter ihnen war ein ganz weißer Mann, welcher

cher Ohrengehänge, einer Fauſt groß, trug. Er hatte ein ſehr frommes Anſehen, und ſchien einer ihrer Prieſter zu ſeyn. Wir ſtiegen auf der Inſel mit funfzig Mann, an Soldaten und Matroſen, aus; die Einwohner kamen uns in ſo großer Anzahl entgegen, daß wir, um fortzukommen, uns durch den Haufen drängen, und mit Gewalt Platz machen mußten. Einige von ihnen unterſtunden ſich, unſer Gewehr anzugreifen, wir aber gaben auf ſie Feuer: dieß erſchreckte ſie, und zerſtreuete ſie auf einmal. Einige Augenblicke hernach verſammelten ſie ſich wieder, kamen aber nicht ſo nahe an uns, wie vorher. Da einige unter ihnen waren tod geſchoſſen worden, brachten die armen Leute, um ihre Toden zu haben, vom neuen alle Arten von Lebensmitteln herbey. Ihre Beſtürzung war außerordentlich; ſie machten ein erbärmliches Geſchrey, und Wehklagen. Sie fielen auf die Kniee, ſteckten ihre Fahnen in die Erde, und boten uns, zum Zeichen des Friedens, Palmenzweige an. Sie äußerten durch die demüthigſten Stellungen, wie ſehr ſie unſere Freundſchaft wünſchten. Endlich zeigten ſie uns ihre Weiber, und gaben uns zu verſtehen, daß wir über ſelbige gebieten, und ſie

mit

mit uns auf das Schiff nehmen könnten. Sie waren mit einer ſehr lebhaften rothen Farbe geſchminket, welche die unter uns bekannte weit übertrift. Ich habe nicht erfahren können, woraus dieſe ſo ſchöne Farbe gemachet wird. Die Weiber kleiden ſich in rothe und weiße Zeuge, und tragen einen kleinen, von Schilfe oder Strohe geflochtenen Hut. Sie kamen freywillig, und ſetzten ſich um uns herum, zogen ſich lächelnd aus, und ſuchten uns durch allerhand Arten von Schmeicheleyen zu reizen. Andere ruften uns, und winkten, wir ſollten zu ihnen kommen.„

„Die Einwohner auf dieſer Inſel tragen kein Gewehr; wenigſtens haben wir keines bey ihnen geſehen; aber bemerket habe ich, daß dieſe guten Leute ſich bey einem Angriffe auf den Beyſtand ihrer Götzen verlaſſen, die ſie in großer Anzahl längſt dem Ufer hinſtellen. Dieſe ganz ſteinern Bildſäulen ſind wie Menſchen geſtaltet, mit großen Ohren, und einer Krone auf dem Kopfe. Wir konnten nicht erfahren, ob dieſe Völker einem Oberhaupte unterworfen ſind: ſie ſehen ſich, und reden mit einander ohne Unterſchied. Die Aelteſten tragen einen Stock in der Hand,

und auf dem Kopfe Federn, die den Strauß-federn beykommen. Wir ſahen auch, daß in jedem Hauſe der Aelteſte anordnete. Ihre Hütten haben ohngefähr funfzig Fuß in der Tiefe, und ſieben oder achte in der Breite. Ihren Unterhalt ziehen ſie von dem Felde, welches wir beſäet, bepflanzet, und geackert fanden. Die Felder ſind durch Zäune abgeſondert, und die Gränzen nach der Schnure gezogen. In den Häuſern ſieht man weniges Geräthe; etliche rothe und weiſſe Decken geben bald Matrazzen, bald Kleider, ab. Die Wolle davon iſt weich, und geſchmeidig; und es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Leute Weberſtühle haben, worauf ſie ſie verfertigen. Uebrigens hat mir dieſes Volk einfältig, beſcheiden, ſclaviſch, äußerſt furchtſam, und mißtrauiſch geſchienen. „

„Von der Inſel Taiti hat man verſchiedene Beſchreibungen, fuhr der Holländer fort; ich ſelbſt habe mehr nicht, als einen ſehr kleinen Theil von dem, was man davon erzählet, geſehen. Dieß dienet aber zu keiner Urſache, dasjenige, was andere vielleicht beſſer geſehen haben, als ich, in Zweifel zu ziehen; und um Ihnen nichts unbekannt zu laſſen, will ich die Anmerkungen anderer mit

den

den meinigen verbinden. Die, welche von der Inſel Taiti am ausführlichſten und ſchmeichelhafteſten geredet haben, nennen ſie auch, die Inſel Cithera: andere, die ſich ſtärkerer Ausdrücke bedienen, haben ſie die glückſelige Inſel geheißen, weil ſie überzeuget waren, daß dieſer Name demjenigen Lande am beſten zukomme, wo Menſchen wohnen, die nichts von Laſtern, Mißhelligkeiten, Vorurtheilen, und Begehrlichkeit wiſſen. Unter dem ſchönſten Himmel gebohren, mit den ſchönſten Früchten einer ungebauten, aber natürlich fruchtbaren Erde genähret, von Vätern vielmehr als von Königen beherrſchet, dieſe Völker, ſagt der Geſchichtſchreiber, kennen keine anderen Götter, als die Liebe. Dieſer ſind alle Tage gewidmet; die ganze Inſel iſt ihr Tempel; alle Weibsperſonen ſind die Götzen, alle Mannsperſonen die Anbeter. Und was ſind es für Weibsperſonen! dem Georgiſchen Frauenzimmer gleich an Schönheit; Schweſtern der nackenden Grazien. Schande, oder Schaam, haben hier keine Gelegenheit, ihre Herrſchaft auszuüben. Ein ganz leichter Schleier fliegt allemal nach dem Willkühre des Windes, und der Begierden. Die Hand-

lung.

lung, ſeines gleichen zu ſchaffen, wird als eine Religionspflicht angeſehen. Die Vorbereitung dazu wird durch die Anweſenheit, durch die Wünſche, und durch die Geſänge des ganzen verſammelten Volkes aufgemuntert, und das Ende davon durch einen allgemeinen Beyfall gefeyert. Jedem Fremden iſt erlaubet, an dieſen Geheimniſſen Theil zu nehmen; ja es iſt eine Nothwendigkeit, ſie dazu einzuladen; und der glückliche Eiländer genießt unaufhörlich entweder der Empfindung ſeines eigenen Vergnügens, oder der Luſt, anderen zuzuſehen.„

„Eine harmoniſche, wohlklingende, aus vier oder fünfhundert Worten zuſammen geſetzte Sprache iſt zureichend, alle ihre Gedanken zu erklären, ihre Empfindungen auszudrücken, ihr Verlangen zu entdecken. Alles iſt bey ihnen mit dem Stämpel der vollkommenſten Eintracht bezeichnet. Ihre Kähne ſind von einer bequemen Bauart; ihre Schiffahrt wird durch die Anſicht der Geſtirne geleitet. Ihre Hütten ſind geräumlich, und förmlich; die Obſtbäume vernünftig aus einander gepflanzet; das Feld hat alle Annehmlichkeit unſerer Baumgärten, ohne ihre verdrüßliche Gleichförmigkeit zu beobachten. Alle

Klippen

Klippen und Felſen auf ihren Küſten ſind zur Bequemlichkeit derer, die auf der See ſind, bey Nachtzeit erleuchtet. Sie bezeigten großen Eifer, die Maaße unſere Schiffe, Boote, und Segel zu nehmen, unſerer Zelte, Fäſſer, und alles, was ſie glaubten nützlich nachmachen zu können: wenn wir ihnen aber Meſſer zeigten, ſtießen ſie ſolche mit einer Art von Abſcheue von ſich, gleichſam als ob ſie den übeln Gebrauch, den man davon machen kann, erriethen.„

„Es erforderte nicht viel Zeit, ſie mit uns bekannt zu machen, da wir ſie hatten wiſſen mit Liebkoſungen zu gewinnen. Wenn man in ein unbekanntes Land, mit dem Gewehre in der Hand, kommt, ſo werden die Einwohner gleich in Schrecken geſetzet, weil ſie ſich einbilden, man wolle ſie vertilgen. Die Gelindigkeit iſt um ſo viel nöthiger, da man ihre Sprache nicht weiß, und ihnen nicht begreiflich machen kann, daß man ihnen kein Leid zufügen werde. Ein kleiner Haufen Leute ohne Waffen würde ohnfehlbar mehr ausrichten, als eine große Menge Menſchen, welche Furcht und Schrecken einzujagen ſuchen. Die Spanier, die dieſer letzten Weiſe gefolget ſind, haben in dem einzigen Mexico

mehr Menſchen tyranniſiret, und umgebracht, als ihrer in ganz Caſtilien nicht zu finden ſind. Wenn ſie ſolche zu ſchonen gewußt hätten, ſo würden ſie die unermeßlichen Summen nicht verſchwendet haben, die ſie zu Erkaufung der benöthigten Sclaven, bey dem Mangel an Einwohnern, haben aufwenden müſſen. Vergebens haben ſie ihre Grauſamkeiten durch den Vorwand der Religion zu rechtfertigen geſuchet: gleichſam als ob es das Mittel ſey, die Gemüther eines Volkes zu gewinnen, wenn man ihnen gleich anfänglich in dem, was ſie am heiligſten halten, zuwider iſt. Iſt es nicht, das Völkerrecht in einem Staate beleidigen, wenn man ſich der Gewalt bedienet, um einen fremden Gottesdienſt daſelbſt einzuführen? Was für ein Recht haben wir, diejenigen unglücklich zu machen, die wir nicht haben beſſer machen können?„

„Wir bewunderten das unſchuldige Weſen der Taitier, die Ehrlichkeit in ihren Handlungen, ihre große Einigkeit, ihre Ehrfurcht für die Toden, ihre Gaſtfreyheit gegen Fremde, ihren Abſcheu an Vergießung von Menſchenblute. Wenn wir ſie mit uns eſſen ließen, ſo erweckte alles, was aufgetragen

tragen wurde, ihre Wißbegierde. Fanden ſie ein Gerichte von Gartengewächſen nach ihrem Geſchmacke, ſo forderten ſie Saamen davon; bekamen ſie ihn, ſo fragten ſie, wie und wohin man ihn pflanzete. Ihr Ekel vor Weine, und gebrennten Waſſern, iſt unüberwindlich; man weiß bey ihnen von keinen gegohrnen Getränken, noch von Töpfen zum Kochen; blos aus den Händen der Natur empfangen ſie ihre Speiſen.„

„Man beſchuldiget dieſes Volk der Dieberey; wahr iſt es, die Taitier haben uns manches entwendet, und das mit einer Geſchicklichkeit, welche unſere geübteſten Spitzbuben ſich zur Ehre rechnen würden. Da ſie aber nichts für ſich haben; da ſie alles gutherzig anbieten, und hingeben, was ſie ſehen, das andere verlangen; da ſie kein ausſchließendes Recht von Eigenthume kennen; ſo ſehen ſie das Wegnehmen nicht anders als eine Handlung der natürlichen Billigkeit an, wodurch ſie uns auszuüben lehren, was ſie ſelbſt thun würden, und nehmen das Gute für ſich, das ſie uns erwieſen hätten. Sie nahmen uns einen Nagel, ein Glas, Zwieback, mit der einen Hand, um es mit der andern dem erſten, der ihnen vorkam, zu

geben, und dieſem entwendeten ſie Hüner, Enten, Schweine, die ſie uns mit großer Freygebigkeit überbrachten.„

„Es iſt unmöglich, die Anzahl der Inſeln auf dem Südmeere zu beſtimmen; und unter dieſer Menge iſt vielleicht mehr als die Hälfte, den Europäern noch unbekannt. Die Spanier ſind die einzigen, welche hier und da Colonien errichtet haben. Das Clima dieſer abgeſonderten Länder iſt geſund, fruchtbar, gemäßiget, ergiebig in allen Arten von Erzeugungen; kurz, ſo vortreflich, daß nirgends eine glücklichere Gegend zu finden iſt. Aus Mangel, daß wir ſie nicht oft genug beſuchet haben, kann man nicht eigentlich ſagen, welche der daſigen Producten uns am vortheilhafteſten ſeyn, und den Gegenſtand eines einträglichen Handels abgeben würden. Ueberhaupt aber kann man rechnen, auf Zucker, Indigo, mediciniſche Kräuter, Gewürze, Corallen, Perlen, ſeltene Vögel, ſehr feine Federn, koſtbare Farben, und unter anderen auf ein ſo lebhaftes und ſchönes Roth, daß wir keines haben, das ihm beykommt. Die Haare der Einwohner ſind von einer außerordentlichen Länge: es macht dieſes eine bey den Europäern ſehr

geſuchte Waare aus, und ſie ſollte, deucht mich, einen vortheilhaften Umſatz abgeben. Von allen Waaren, die man dagegen vertauſchen könnte, iſt keine, die ſie mehr lieben, als Blechwaaren, und alle Arten von gearbeiteten Eiſen. Keine Gefahr iſt für ſie zu groß, kein Anſchlag zu liſtig, um ſolches zu erlangen, oder zu ſtehlen. Haben ſie Geld, ſo verwechſeln ſie es mit Freuden nach dem Gewichte, gegen Eiſen. Man muß ſich, wegen ihrer Liſt, und Neigung zum Diebſtahle, in Acht nehmen; allein, wenn man bey der Verſchiedenheit der Völker böſe und ungetreue antrift, ſo finden ſich auch billige und vernünftige, welche zu handeln lieben, und mit denen man einig werden könnte, um den Grund zu einer Colonie zu legen, deren Nutzen gar bald zu ſpüren ſeyn würde. In dieſem Theile der unbekannten Welt iſt alles ſonderbar: die Erde, das Meer, die Menſchen ſelbſt. Wie unterhaltend würde nicht ſeyn, in letzterer ihrer Lebensart das Unſchuldige der Menſchen der erſten Welt zu unterſuchen; und wie der, welcher aus den Händen der einfachen Natur gekommen iſt, durch angewendete Klugheit, Fleiß, und einige geſchickt angebrachte Erfindun-

findungen, ſich ein bequemeres Leben zu verſchaffen gewußt hat? Dieſe Leute leben wie in jenem glücklichen Zeitalter, welches die Dichter ſo oft beſungen haben. Sie ſind auf eine geringzählige Geſellſchaft eingeſchränket, leben von fremder Hülfe und Beyſpielen abgeſondert, und ihr Auskommen beſteht in dem, was ein ſehr engbegränztes Erdreich ihnen liefert. Dieſes Glück erhält ſich unverfälſcht in dieſen unſchuldigen Ländern, da ihr Daſeyn kaum gekennet iſt, und ihre große Entfernung die andern Sterblichen abhält, bis dahin zu dringen. Man ſollte glauben, dieſes äußerſte Ende der Welt ſey ihnen angewieſen, um der Unſchuld einen Sicherheitsort zu beſtimmen; und nur etlichen glücklichen Schiffern das herrliche, rührende Bild der ehemaligen Schönheit der Natur zu zeigen.„

„Ein anderer Bemerkungswürdiger Umſtand iſt, ſo vielerley Arten Menſchen von verſchiedener Gattung, und Farben, unter einem Clima vereiniget, und ſo nahe beyſammen wohnend zu finden. Es giebt hier Weiße, und Schwarze, Braune, und Mülatres. Man ſieht Schwarze mit breit gedrückter Naſe, mit langen Haaren, mit Haa-

ren wie Wolle, und auch mit Haaren, auf vielerley Art gemalet.„

„Die meiſten Inſeln auf dem Südmeere, unerachtet ſie volkreich ſind, haben nicht über zehn oder zwölf Stunden im Umfange; und die Menge derer, die nicht ſo viel haben, iſt unzählig. Andere ſind mitten auf dieſer unermeßlichen Fläche gleichſam untergetauchet, und raget nichts hervor, als ein Rand. Die anſcheinende Stille dieſes Meeres, hat Anlaß zu dem Namen des ſtillen Meeres gegeben, unerachtet die Stürme und Ungewitter daſelbſt entſetzlich ſind, und ſo manchen Schiffbruch veranlaſſet haben.„

Eine kurze Ueberfahrt brachte uns von Valdivia nach der Inſel Chiloe, welche nach Chili gehöret. Der daſige Haven iſt allezeit mit einer guten Beſatzung verſehen. Ihre vornehmſte Stadt heißt Calhuco; die Statthalterſchaft aber betrift lediglich das Militairweſen. Die Gelder, welche in den königlichen Caſſen zu St. Jago, und la Conception, eingehen, ſind kaum hinlänglich, die Truppen auf dieſer Inſel, und zu Valdivia, zu unterhalten. Man ſchickt daher von Lima alle Jahre einen Zuſchuß dahin,

von hundert tauſend Piaſtres. Wenn der König von Spanien Chili, bey dem wenigen Vortheile, den er davon zieht, nicht verläßt, ſo geſchieht es blos, weil er fürchtet, die Einwohner möchten, bey wieder erlangter Freyheit, in Peru eindringen. Hiernächſt iſt er der Indianer, welche in dem nordlichen Theile wohnen, benöthiget, um ſie in den Bergwerken von Potoſi zu brauchen.

Ich bin, u. ſ. w.

Auf der Inſel Chiloe, den 20 Auguſt, 1751.

Der 149 Brief.

Das Magellaniſche Land.

Von der Inſel Chiloe bis nach der Magellaniſchen Meerenge, ſind wir beſtändig an der Küſte hingefahren, ohne uns irgendswo aufzuhalten. Was ich Ihnen alſo, Madame, von dem Magellaniſchen Lande, und von den vorgegebenen Rieſen, welche in Patagonien wohnen, ſagen werde, iſt blos ein Auszug von dem, was ich über dieſe Materie geleſen oder gehöret habe.

Ferdi-

Ferdinand Magellan, ein Portugieſiſcher Edelmann, der in Indien unter Franz von Albukerke dienete, trat in die Dienſte Carl V, weil er mißvergnügt war, daß der König Emanuel, ſein Herr, ihm eine Zulage ſeiner Beſoldung verſaget hatte. Er beredete den Kaiſer, daß, wenn er den ganzen Umfang ſeiner Rechte mit Aufmerkſamkeit betrachten wollte, er finden würde, daß die wegen ihrer Gewürzwaaren ſo berühmten Moluckiſchen Inſeln zu Spanien gehören müßten. Er erbot ſich, ſelbſt nach dieſen Inſeln durch einen Weg von der Abendſeite zu gehen, auch die Reiſe auf ſeine eigene Koſten zu thun, wenn er ſich nur des Kaiſers Schutz bey ſeiner Schiffahrt verſprechen könnte. Sein Vorſchlag ſchien fremd; man wußte von keiner Vereinigung des Nordmeeres mit dem Südmeere; aber Magellan, der ein einſichtlicher Mann, von vielem Verſtande war, hatte bemerket, daß das feſte Land von America ſich gegen Süden in eben ſo eine Spitze endigte, wie Africa: daher er den Schluß machte, daß beyde Meere an dem äußerſten ſüdlichen Ende von Chili offen ſeyn würden, ſo wie man es auch bey dem Cap der guten Hoffnung gefunden hatte. Dieſe feine, und ſinn-

reiche Bemerkung hätte ihn vielleicht auf den andern Gedanken gebracht, daß alle Spitzen, welche aus der ganzen Maſſe des feſten Landes entſtehen, nach einerley Richtung gegen Süden gelegen, und an ihren Enden, wenn das Meer nicht ganz offen iſt, wenigſtens durch Meerengen zerſchnitten ſind.

Auf dieſe Vermuthungen entſchloß ſich der Kaiſer, es zu wagen, und ließ eine Flotte von fünf Schiffen ausrüſten, worüber er dem Magellan das Commando gab. Sie reiſeten im Jahre 1519, von Sevilla ab, kamen über Teneriffa, Capo verde, und Braſilien, in dieſem Theile des ſüdlichen America an, und nenneten es nach ihrem Befehlshaber das Magellaniſche Land. Die groſze Geſtalt, die ſie den Einwohnern dieſes Landes beygeleget haben, macht ſeit langer Zeit den Stoff einer wichtigen Aufgabe. Ihrer, durch verſchiedene Reiſende, beſtätigter Erzählung iſt von ſo vielen anderen widerſprochen worden, daß man bey einem ſo ſchwer aüszumachenden Puncte noch bis jetzt nicht weiß, was man davon halten ſoll, zumal da das Daſeyn eines ganzen Volkes von Rieſen etwas ſonderbares zu ſeyn ſcheint. Seit mehr als hundert Jahren

ren haben faſt alle Schiffer aller Nationen die Sache als eine Wahrheit bekräftiget. Aber ſeit einem Jahrhunderte auch vereinigen ſich die meiſten, ſie zu läugnen, geben die Erzählung der vorigen für eine Unwahrheit aus, und ſchreiben das, was ſie davon geſagt haben, entweder der Furcht zu, die ſie bey dem Anblicke ſo wilder Menſchen mögen gehabt haben, oder einer natürlichen Neigung, welche gewiſſen Leuten eigen iſt, gern abentheuerliche Dinge zu erzählen. Dem ſey, wie ihm wolle, hier iſt das, was die Gefährten des Magellan in demjenigen Theile von America, das ſeinen Namen führt, geſehen zu haben, vorgeben.

„Der Winter nöthigte uns, in einen Haven einzulaufen, wo wir zwey Monate blieben, ohne ein menſchliches Geſchöpf zu ſehen, bis einsmals ein Mann von ungemeiner Größe auf uns zukam, welcher tanzte, ſang, und Staub über ſeinen Kopf wurf. Der Admiral befohl uns, ein gleiches zu thun; und der Rieſe nahm ſolches als ein Zeichen des Friedens auf. Er kam näher zu uns, ohne die geringſte Furcht zu bezeigen, und gab durch allerhand Gebärden, und indem er auf den Himmel wies, zu ver-

ſtehen,

ſtehen, daß er, uns von daher gekommen zu ſeyn, glaubte. Dieſer Mann war ſo groß, daß wir ihm kaum bis an die Hůften giengen. Er war ſtark, und Verhåltnißmåßig, geſtaltet, hatte ein breites Geſicht, und war mit allerhand Farben bemalet. Seine Kleidung beſtund in der Haut eines Thieres, welches den Kopf und die Ohren von einem Mauleſel, den Leib von einem Kameele, und den Schwanz von einem Pferde, hatte. Die åußerſten Enden dieſer Haut dienten ihm zu Schuhen, ſo daß es ſchien, als håtte er Fůße eines Thieres, und dieſes machte, daß wir ihn Patagon hießen. Er hatte einen Bogen, mit einem Packete Pfeilen, welche auf der einen Seite mit Federn, auf der andern, mit ſpitzigen Steinen verſehen waren. Wir gaben ihm zu eſſen, und zu trinken; wir zeigten ihm einen Spiegel; und er erſchrack ſo ſehr, ſeine Geſtalt darinnen zu ſehen, daß er zurůck ſprang, und viere unſerer Leute ůber den Haufen wurf. Man ließ ihm den Spiegel; und ſchickte ihn mit Kåmmen, Schållen, Glaskugeln, und anderen Kleinigkeiten, zurůck.„

Einer ſeiner Gefåhrten, der ihn zurůck kommen ſah, lief, und ſagte es einem Truppe ande-

anderer Rieſen, die ſich auszogen, zu tanzen und zu ſingen anfiengen, die Hände gen Himmel huben, und uns ein gewiſſes weiſſes Pulver, oder **Mehl**, das ihre ordentliche Speiſe ausmacht, anboten. Wir baten ſie, mit uns auf unſere Schiffe zu kommen; da ſie denn ihre Weiber, auf welche ſie ſehr eiferſüchtig zu ſeyn ſchienen, auf Thiere ſteigen ließen, die wie Eſel ausſahen, und ſie zurück ſchickten. Sie ſelbſt nahmen nichts als ihren Bogen, und ihre Kleider, und machten ſich, angezogen wie der erſte Rieſe, auf den Weg. Nur dreye dieſer Patagonen kamen auf unſere Schiffe, und ſchienen zu wünſchen, daß wir mit ihnen nach ihren Wohnungen giengen. Sieben der unſerigen, wohl bewaffnet, begleiteten ſie, und fanden zwey Hütten, in derer einer fünf Männer, in der andern, dreyzehn Weiber, und Kinder, wohneten. Man ſchlachtete eine Art von Eſel, und ſetzte die halb gebratenen Stücken unſeren Leuten vor. Es ſchneiete zu ſehr, und war zu windig, um außerhalb der Hütte zu ſchlafen; und bey dem heimlichen Mißtrauen, das man wider einander hatte, ließ jede Nation, die Nacht über, eine Wache bey einem Feuer bleiben, die übrigen alle aber legten

ſich

ſich um ſelbiges herum, und ſchlieſen. Die Patagonen ſchnarchten auf eine fürchterliche Art. Den andern Morgen wollten die ſieben Spanier den ganzen Trupp auf unſere Schiffe führen, brauchten auch ſo gar etwas Gewalt, als ſie ſahen, daß die Wilden nicht viel Luſt dazu bezeigten: doch ſechſe von dieſen entſchloſſen ſich endlich, und der General ließ ihnen einen Keſſel voll Brey vorſetzen, der groß genug war, zwanzig Matroſen zu ſättigen. Sie aßen alles auf; und nach dieſer gehaltenen ungeheueren Mahlzeit, verlangten ſie, daß man ſie wieder heim brächte.„

„Ein anderesmal kam einer dieſer Rieſen, der größer als die anderen, aber eben ſo bewaffnet war, und beſuchte uns unter ebenmäßigen Singen, Tanzen, und Stellungen, war aber noch luſtiger. Er blieb einige Zeit bey uns; und wir lehrten ihn unterdeſſen die Namen, Jeſus und Maria, nebſt anderen Spaniſchen und Lateiniſchen Worten, deutlich ausſprechen, ob er wohl eine rauhe Sprache hatte. Da er Luſt zu haben ſchien, ein Chriſt zu werden, nenneten wir ihn, Johann der Rieſe. Als er einen Matroſen ſah, der im Begriffe war, eine große

Ratte

Ratte in das Meer zu ſchmeißen, bat er ſehr, ihm ſolche zu geben, und aß ſie. So viel man dieſer Thiere auf dem Schiffe fieng, ſo viel verſchluckte er. Wir gaben ihm ein Hemde, ein Kleid, eine Műtze, welches alles man, ſo gut als möglich, nach ſeinem Leibe eingerichtet hatte, und er gieng mit dieſen ſeinen Geſchenken heim. Er machte uns öftere Beſuche; bis wir ihn endlich nicht mehr zu ſehen bekamen, vermuthlich, weil die anderen, die über ſeinen Umgang mit uns unwillig waren, ihn umgebracht hatten. „

„Vierzehn Tage nachher kamen vier andere, unbewaffnet, und beſuchten uns. Sie hatten ihre Waffen in einen Buſch verſtecket. Magellan, der herzlich wünſchte, einen dergleichen Menſchen zu haben, bemächtigte ſich des einen der jüngſten mit Liſt, und ließ ihn in Ketten legen. So bald dieſer Unglückliche ſich gefeſſelt ſah, fieng er an zu brüllen wie ein Ochſe, und rufte den Setebos um Hülfe an. Dieſes iſt der Name, den dieſe Wilden ihrem Gotte geben. Man behielt ihn auf dem Schiffe; es war aber nicht möglich, ſeine Gefährten zu bekommen. Zehn Matroſen wurfen einen davon zu Boden, und banden ihm mit großer Műhe die Hände; er

zerriß

zerriß aber ſeine Bande, ſtund auf, und lief davon. Die andern liefen gleich nach; man verfolgte ſie; einer aber unſerer Leute wurde durch einen Pfeilſchuß getödet. Der Gefangene, den wir auf dem Schiffe hatten, ſturb an der Seekrankheit. Er hatte uns einige Worte ſeiner Sprache gelehret, die aus dem innerſten des Halſes geredet wird, und keiner einzigen bekannten Sprache beykommt. Er hatte ſich ein Kreuz gemachet, das er öfters küſſete, und das Wort Setebos vielemale dabey wiederholete, doch ſo, als wenn er zu befürchten ſchien, Setebos ſey darüber erzürnet. Als er ſich aber recht krank fühlte, forderte er ſein Kreuz, und wünſchte als ein Chriſt zu ſterben.„

Nach einer ſo gewiſſen Geſchichte, iſt es wohl noch erlaubt, an dem Daſeyn der Rieſen zu zweifeln? Wenn die Spanier die einzigen wären, die uns dergleichen Erzählungen gemachet hätten, ſo könnte ihre ungemeine Leichtgläubigkeit vielleicht noch einigen Argwohn zurück laſſen; aber die Franzoſen ſelbſt, die Holländer, und inſonderheit die Engländer ſtimmen mit den Gefährten des Magellan überein, und beſtätigen ihre Erzählungen mit den theuerſten Verſicherungen.

Einige

Einige unter ihnen ſagen, ſie hätten den Fuß eines Patagon gemeſſen, und viermal länger gefunden, als unſere; ſein Körper wäre über neun Fuß, und alle Theile des Leibes in einer vollkommenen Verhältniß. Andere erzählen, daß da ſie einige dieſer Wilden im Begriffe geſehen hätten, ſie mit Steinen zu werfen, hätten ſie Feuer auf ſie gegeben, und ihrer viere oder fünfe, getödet, welche eines ganzen Kopfes größer geweſen wären, als ſie. Ein anderesmal, als etliche Matroſen ſich bey Herbeyſchaffung von Lebensmitteln zu weit entfernet hätten, wäre ein Trupp Rieſen aus dem Holze gekommen, hätte ſie unverſehens überfallen, dreye davon getödet, und auf eine unmenſchliche Art zerriſſen. Der holländiſche Admiral Spilberg ſagt, er habe auf eben dieſer Küſte zwey Menſchen von Rieſengröße geſehen, die auf einen Felſen geklettert wären, um ſeine Flotte zu beobachten, und dieſe wären hernach an das Ufer der See heruntergekommen, wo ſie von allen ſeinen Schiffleuten auf das deutlichſte wären geſehen worden. Ein Schiff-Factor füget dem bey, er habe Gräber dieſer Wilden beſuchet, und Gerippe von Menſchen gefunden, die bis eilf Fuß in der Länge könnten

gehabt haben. Johann de Moore verſichert, daß, als er bey Indianern, eines ganzen Kopfes größer, als er, geweſen wäre, habe er von ihnen eine Goldſtange bekommen, die ſie gegen etliche eiſerne Werkzeuge vertauſchet hätten.

Der Herr Frezier, ein Franzöſiſcher Ingenieur, hat keine Rieſen geſehen; aber er berichtet, daß, bey ſeiner Anweſenheit in Chili, viele Augenzeugen ihre Wirklichkeit verſichert haben. Unter anderen führt man ein Spaniſches Frauenzimmer an, die nach vielen gehabten Abentheuern eine Bande Patagonen angetroffen hat. Dieſe haben ihr große Liebe und Freundſchaft erwieſen, und ſie endlich in ihr Dorf geführet. Die ganze Nation, oder wenigſtens das was ſie davon geſehen hat, iſt nicht zahlreicher, als ohngefähr bis ſieben hundert Perſonen, geweſen. „Sie ſind gemeiniglich zu Pferde, ſagte dieſe Frau, wenn ſie aber ihre Geſchwindigkeit wollen ſehen laſſen, ſo laufen ſie zu Fuße, und dieſes mit ſolcher Leichtigkeit, wie der ſtärkſte Wettläufer. Ihre Pferde haben keine Verhältnißmäßige Größe mit dem Reiter; ſind auch übrigens in ziemlich ſchlechten Stande. Sie dienen nicht allein zum Rei-

ten, ſondern die Wilden eſſen ſie auch, wenn ſie ſonſt nichts haben. Doch geſchieht es ſelten, daß ihnen Lebensmittel fehlen; denn nichts entgeht ihrer Geſchwindigkeit, und Stärke: es iſt kein Thier, das ſie nicht im Laufen erreichen.„

„Alles iſt unter ihnen gemeinſchaftlich: ſie ſcheinen keine Kenntniß vom Eigenthume zu haben. Sie nehmen Weiber, und verlaſſen ſie, nach Willkühr. Sie ſahen mich, für meine Perſon, blos als einen Gegenſtand ihrer Neubegierde an, und nicht als ein Weſen, deſſen Geſchlecht zu ihrem Vergnügen dienen könne. Sie ſind gegen einander aufrichtig, menſchlich, liebreich; und die ganze Zeit, da ich bey ihnen geweſen bin, habe ich nicht eine einzige Zänkerey bemerket. Sie haben kein anderes Getränke, als Waſſer, und ſchlucken einen Eimer voll auf einmal hinunter. Im Sommer, wie im Winter, tragen ſie einerley Kleider. In letzterer dieſer Jahreszeiten drehen ſie das Rauche ihrer Peltze hinein, und im Sommer heraus, nnd befeſtigen ſie um den Hals mit einem Riemen. Die Kleider der Mannsperſonen ſind weit und offen, der Weiber ihre aber ſind mit einer Art von Gürtel zugebunden.„

„Wenn dieſe Rieſen von unruhigen Nachbarn zu einem Kriege heraus gefordert werden, ſo unternehmen ſie ihn mit Muthe, und geben niemals Quartier. Sie haben Oberhäupter, wie die anderen Nationen; merkwürdig aber iſt, daß dieſen Oberhäuptern nicht erlaubet iſt, mehr als eine Frau zu haben. Wenn zufälliger Weiſe eines von ihren Kindern nicht von der ordentlichen Größe iſt, ſo verkaufen ſie es an die benachbarten Völker. Sie haben keine beſtändigen Häuſer, ſondern ſie machen ſich Hütten von Fellen, die ſie nach Belieben von einem Orte zum andern tragen. Sie leben von rohen Fleiſche, und Wurzeln; fühlen ſie nun, daß der Magen zu voll iſt, ſo ſtecken ſie einen Pfeil in den Hals, und geben Galle, mit untermengtem Blute, von ſich. Die Weiber ſind ebenfalls ſieben oder acht Fuß lang; die Mannsperſonen neune, oder zehne. Dieſe ſind wohl geſtaltet, unterſetzt, und von erſtaunender Stärke. Beyderley Geſchlechte haben lange, ſchwarze Haare, die ſie auf den Rücken fliegen laſſen. Ich bin ſechs Jahre bey dieſem guten Volke geblieben; und ich glaubte nicht, mein Vaterland wieder zu ſehen, als mich einsmals, da ich an

dem

dem Ufer der See war, eine Spaniſche Barke aufnahm, und nach Chili zurück brachte.„

Ich will nur noch ein einziges Zeugniß von der außerordentlichen Größe der Patagonen anführen, und zwar eines Engländers, oder vielmehr aller **Engländer**, welche ſich auf einem, kürzlich von dem Südmeere gekommenen Schiffe befanden. Der Verfaſſer einer ganz neuen Nachricht, welcher ſelbſt Zeuge von den angeführten Umſtänden geweſen iſt, erzählet folgendes:

„Nachdem unſer Schiff zehn oder zwölf Stunden weit von der Mündung der Magellaniſchen Meergenge fort geſegelt war, ſahen wir, oben vom Verdecke, dreyßig oder vierzig Indianer, von außerordentlicher Größe, die auf dem Sande am Meere ſtunden, und uns freundſchaftliche Zeichen machten, als bäten ſie uns, wir ſollten zu ihnen kommen. Mit Hülfe unſerer Sehröhre entdeckten wir eine weit größere Anzahl, welche auf eine halbe Stunde weit, in das Land hinein, entfernter waren. Sie ſchienen von erſtaunender Größe zu ſeyn; wir ſchrieben aber ſolches anfänglich dem Nebel zu, womit die Luft angefüllet war. Der Capitain entſchloß

ſich, ſie näher zu betrachten, und alles, was er nur könnte, von ihrer Geſtalt und Weſen zu erfahren. Dem zu Folge ließ er ein Boot mit ſechs Rudern, für ſich und ſeine Officiere, und ein anderes von zwölf Rudern, zu rechte machen, womit man ihm, im Falle die Wilden Gewalt brauchen wollten, zu Hülfe kommen ſollte.

„Als er mit ſeinem Lieutenante ausgeſtiegen war, gab er denen Patagonen, die ſich in Menge um ihn verſammelten, durch Zeichen zu verſtehen, ſie ſollten ſich entfernen; welches ſie auch ſo gleich thaten. Ihr Haufen wurde jeden Augenblick größer; und als ſie ohngefähr hundert Schritte vom Ufer waren, giengen die Engländer auf ſie zu. Die Wilden ſahen ſie mit größter Verwunderung an, ſchienen aber zu gleicher Zeit zu lächeln, da ſie die Ungleichheit unſerer Geſtalt mit der ihrigen wahrnahmen. Man gab ſich von beyden Seiten Zeichen der Freundſchaft; und die Indianer bezeigten ihre Zufriedenheit, indem ſie wunderliche Lieder ſangen, und in die Hände ſchlugen. Der Capitain, der ſich ihnen genähert hatte, theilte den Weibern und Kindern Bänder, Halsbänder, Glasperlen, und andere Kleinigkeiten,

aus,

aus, die ſie mit größtem Vergnügen anzunehmen ſchienen. Um dieſes Austheilen leichter zu machen, ließ er ſie auf die Erde nieder ſetzen: und ihre Größe war dennoch ſo außerordentlich, daß ſie auch in dieſer Stellung faſt noch ſo groß waren, als unſere Leute, welche ſtunden. Unerachtet der Capitain ſelbſt faſt sechs Fuß hoch war, konnte er doch nicht mit der Hand über den Kopf des kleinſten Rieſen reichen. Einige unter ihnen ſchlugen ihn auf die Achſel; und ob ſolches wohl aus Freundlichkeit geſchah, ſo fiel ihr Arm doch ſo ſchwer auf, daß ſein ganzer Leib erſchüttert wurde.„

„Die Patagonen baten die Engländer, ſie ſollten mit ihnen weiter in das Land kommen, zeigten ihnen den Rauch der nicht weit davon in die Höhe ſtieg, und legten die Hand an den Mund, als wenn ſie ihnen zu eſſen anböten. Der Capitain ſchlug ihr Anerbieten aus, zeigte ihnen aber durch eben dergleichen Gebärthen, ſie ſollten mit ihm auf das Schiff kommen; ſie bedankten ſich aber ebenfalls. Solchergeſtalt, nachdem man zwey Stunden in dieſer ſtummen Unterredung zugebracht hatte, gieng man von einander, und machte verſchiedene gegenſeitige Freund-

ſchaftszeichen. Unſere Leute hatten alle Mühe, ſich der Wilden Freundlichkeit zu entziehen, inſonderheit den Schmeicheleyen der Weiber, derer Geſichtszüge mit der ungeheuern Leibesgröße vollkommen überein kamen. Wir bemerkten, daß dieſe Völker die Sonne ſehr oft mit einer Art von Anbetung anſahen, und mit den Fingern gewiſſe Bewegungen machten, um etwas anzuzeigen, das ſie vermuthlich wünſchten, daß wir verſtanden hätten. Da ſie ſahen, daß wir fortreiſen wollten, waren ſie ſo betrübt, daß ſie anfiengen ein klägliches Geſchrey zu machen, welches man noch eine groſze Weite auf der See hören konnte.„

So viele übereinſtimmende, und ausdrückliche Zeugniſſe ſcheinen deſto ſtärkere Beweiſe abzugeben, da man ihnen nicht leicht andere als verneinende Gründe entgegen ſetzen kann. Unterdeſſen verweigern einſichtige Leute, und Philoſophen, allen dieſen Zeugniſſen ihren Beyfall, und andere Reiſende, die vielleicht mehr Glauben verdienen, und weiter geſehen haben, als die erſten, ſehen ſie als bloſe Unwahrheiten an. Ich will nur den berühmten Schiffer Johann von Narborough anführen, welchen der König

Jacob

Jacob II, von England, nach den Magellaniſchen Ländern abſchickte, um genauere Kenntniß davon einzuziehen. Er wählte ihn, als den geſchickteſten, ſeine Abſichten zu erreichen, und ließ zwey Kriegsſchiffe ausrüſten, darüber er ihm das Commando gab. Sein Auftrag beſagte, „daß er die Natur des Grundes und Bodens, die Gewächſe, Bäume, Geſäme, Vögel, Vieh, Steine, Mineralien, und Fiſche des Landes, unterſuchen ſollte: daß er inſonderheit auf die Eigenſchaften, und Neigung der Einwohner Achtung gäbe; mit ihnen bekannt würde; ihnen die Macht und Reichthum der Engliſchen Nationen begreiflich machte; daß er ſuchen möchte, ihre Freundſchaft zu erwerben, und eine Handlung mit dieſen Völkern zu errichten.„

„Narborough hat ſich den Abſichten ſeines Herrn vollkommen gemäs bezeiget, und alle mögliche Erkundigungen eingezogen. Um aber blos bey meinem Gegenſtande zu bleiben, will ich nur erwähnen, was die Patagonen anbetrift. Als er auf der Küſte angekommen, und eine Stunde von dem Ufer weiter gegangen war, traf er Fußtapfen von Menſchen an, die er maaß: ſie waren nicht mehr

als einen halben Zoll breiter und länger, als ſein Fuß. An einem andern Orte ſah er Indianer, welche von mittelmäßiger Geſtalt waren, und die Größe der Engländer nicht übertrafen. Ueberall giebt er zu erkennen, daß dieſe Leute nicht größer ſind, als die Europäer; und die Zeit über, da er mit ihnen an mehr als zwanzig unterſchiedenen Oertern zu thun gehabt hat, betheuert er, niemals keine angetroffen zu haben, welche eine vorzügliche Größe vor anderen Menſchen gehabt hätten. Sein Zeugniß, an deſſen Wahrheit nicht zu zweifeln ſteht, iſt hierinnen ſehr genäu, und überwiegt ſicherlich das von vielen anderen, da er derjenige iſt, der dieſe Landſchaft am beſten unterſuchet hat. Einer, Namens Winter, der dieſe Reiſe noch vor ihm gethan hatte, ſagt ausdrücklich, „daß dieſe Leute nicht ſo groß ſind, als es die Spanier vorgeben: daß es Engländer giebt, die größer ſind, als der größte unter ihnen; daß die Caſtilianer die Ausdrücke in ihren Erzählungen übertrieben, nnd nicht geglaubet haben, daß andere Reiſende ſo bald kommen würden, die ihr falſches Vorgeben widerlegen könnten.„

Wenn

Wenn man die verſchiedenen Ausſagen einer ſo ſonderbaren Ereignung genau unterſuchet, ſagte mir jemand, welcher Gelegenheit gehabt hat, dieſe Zeugniſſe an dem Ort ſelbſt einzuſammeln, „ſo kann man ſich faſt nicht entbrechen zu glauben, daß ſie alle die Wahrheit geſaget haben; das heißt, daß jeder die Sachen erzählet hat, ſo wie ſie ihm vorgekommen ſind: daher man zu ſchlüßen hat, daß das Daſeyn der Rieſen allerdings gegründet iſt. Um aber beyde Meynungen zu vereinigen, ſo muß man erwegen, daß die meiſten von denen, welche die Sache verneinen, von denjenigen Wilden reden, welche auf der oſtlichen und weſtlichen Küſte von Magellanica wohnen: die anderen hingegen ſehen nur auf die Patagonen, welche ihren Sitz in dem Innerſten des Landes haben, von wannen ſie ſehr ſelten, und nur von Zeit zu Zeit, an das Ufer kommen. Dieſes wilde und furchtſame Volk, wenn es öfters Europäiſche Schiffe hat ankommen geſehen, iſt von dem Ufer des Meeres gewichen, und hat ſich in die Gebirge geflüchtet, um aus den Augen der Fremden zu kommen.„

„Dieß

„Dieß iſt ohnfehlbar die Urſache, warum man heutiges Tages wenigere von ihnen ſieht, als ſonſt; und ſolches kann den Argwohn, welchen man wegen der Aufrichtigkeit der alten Nachrichten dießfalls heegen möchte, benehmen. Hiernächſt werden dieſe Nachrichten durch die neueren Reiſenden beſtätiget, welche niemand, mit Grunde, einer Unwahrheit beſchuldigen kann. Das ſicherſte Mittel, die Sache außer allen Zweifel zu ſetzen, wäre, wenn man einen ganzen Körper, oder ein Gerippe von dieſen Patagoniſchen Rieſen nach Europa brächte; und es iſt zu verwundern, daß man es nicht längſt gethan hat, da die Commendanten der Schiffe verſchiedene Rieſen mitgenommen haben, die unter Weges geſtorben ſind.„

Um wieder auf den Magellan zu kommen, den wir durch dieſe Ausſchweifung aus dem Geſichte verloren haben, ſo hatte er die Meerenge noch nicht völlig entdecket, als ſich eine Verſchwörung wider ihn entſponn, die ihm faſt das Leben koſtete. Der lange Aufenthalt, den er des Winters wegen in dem Haven St. Julian hatte machen müſſen, nöthigte ihn, die tägliche Vertheilung der Lebensmittel nur auf das Nothwendige einzu-

zuſchränken. Man hatte ſich geſchmeichelt, dieſe berühmte Meerenge bald zu erreichen; als aber die ausgeſchickten Lootsmänner ausſagten, ſie hätten nichts als Buchten gefunden, ſo fieng jeder an, wegen eines glücklichen Erfolges zu zweifeln. Es entſtund eine Empörung unter dem Schiffsvolke; man ſagte laut, daß die vermeynte Durchfahrt nichts als eine Einbildung ſey, und es wäre thöricht, eine dergleichen Unterſuchung weiter zu verfolgen: der klügſte Rath wäre, wieder nach Europa zu kehren. Von Klagen kam es zum Anſchlage, den General auf die Seite zu ſchaffen: allein der Handel wurde entdecket; man machte den Aufwieglern den Proceß, drey davon mußten am Galgen ſterben; die andern wurden an das Ufer ausgeſetzt.

Wie dieſes geſchehen war, verließ Magellan die Bay St. Julian. Nach einer Schiffahrt von vierzig oder funfzig Stunden kam er in einen engen Weg, der völlig das Anſehen einer Meerenge hatte. Die Beſchaffenheit der Winde, der Zug des Waſſers, die Anſicht etlicher Stücken von den Floßfedern der Wallfiſche, welche das Meer an das Ufer ausgeworfen hatte, waren der

erſte

erſte Grund, worauf er ſeine Muthmaßungen bauete. Alles ſtimmete überein, ſolche zu bekräftigen, und er zweifelte nicht mehr, daß er an dem Eingange des Vereinigungscanals wäre, wodurch das Nordmeer mit dem Südmeere zuſammenhängt. Die Eſcadre lief in die Mündung ein, die ſich in einer Breite von zwey oder drey Stunden gen Weſten erſtreckt. Weil man keinen Ausgang ſah, und die See ohne Grund war, ſendete man eine Schaluppe ab, welche endlich ein Vorgebirge entdeckte, das auf einem andern Oceane hervorragte. Dieſe Nachricht verbreitete ein Freudengeſchrey unter dem ganzen Schiffvolke; und Freudenthränen floſſen von dem Geſichte des Commendanten. Er nennete dieſe Erdſpitze, das gewünſchte Cap, (le cap deſiré;) und ſeine Leute, durch einen allgemeinen Ausruf, gaben der Meerenge den Namen vom Magellan, den ſie auch beſtändig behalten hat. Die Eingebohrnen des Landes heißen ſie Kaika. Ihre Länge iſt von ohngefähr hundert und zehn Stunden, die Breite aber ſehr ungleich, und hat auf der einen Seite die Patagonen, auf der andern das Feuer-Land, (Terra del fuogo). Man findet daſelbſt verſchiedene ſchö-

ne Häven, wo ſehr gutes Waſſer iſt, man legt ſich aber ſchwerlich darinnen vor Anker, nicht einmal an der Küſte, weil kein Grund iſt, es wäre denn an etlichen Flüſſen, oder zwiſchen den Felſen. Daher bey widrigem Winde, oder bey einem Wirbelwinde, die Gefahr niemals klein iſt. Das Land iſt auf beyden Seiten mit ſehr hohen Bergen beſetzt, welche mit immerwährendem Schnee bedeckt bleiben. Gegen Oſten und Weſten trifft man etliche Inſeln an, wo die See mit eben ſolcher Gewalt durchgeht, als bey der Einfahrt in die Meerenge. Ihre Breite iſt nirgends weniger, als eine Stunde, und nirgends mehr, als vier Stunden. Es giebt ſolche ſchmale Gegenden, wo die Berge auf beyden Seiten ſo hoch ſind, daß ſie bis an den Himmel zu reichen ſcheinen. Die Sonne kommt niemals dahin, oder zeigt ſich nur einen Augenblick. Im Winter ſind die Nächte daſelbſt von ſiebenzehn Stunden. Die Luft iſt ſo kalt, daß die Spanier nicht für gut fanden, ſich aufzuhalten. Sie begaben ſich auf das ſtille Meer; und nach einem drey monatlichen Herumirren, kamen ſie endlich nach den Philippiniſchen Inſeln. Sie nahmen für die Krone Spanien Beſitz davon; und der tapfere Magellan,

der

der für den König von Sebu, ſeinen Bundsgenoſſen, wider den König Mathan focht, wurde durch einen Lanzenſtoß getödet, und hinterließ einen unſterblichen Namen in Europa, daß er der erſte geweſen war, der den Weg um die Welt zu Schiffe gemachet hatte.

Sebaſtian Cano, einer ſeiner Gefährten, brachte ſein Schiff, Victoria genannt, ſieben und dreyßig Monate nach ſeiner Abreiſe von Sevilla, nach Spanien zurück. Die ganze Länge des Weges hatte, nach der Rechnung der Caſtilianer, vierzehntauſend vierhundert und ſechzig Stunden, von Morgen gegen Abend, betragen. Sie bemerkten mit großer Verwunderung, daß der Tag ihrer Ankunft, welcher nach ihrer Rechnung der 6te September war, wirklich der 7te war. Es iſt dieſes das erſtemal, daß man Gelegenheit gehabt hat, die nachher ſo oft wiederholte Beobachtung zu machen, daß, wenn man die Welt vom Abend gegen Morgen umſchiffet, man bey ſeiner Heimkunft einen Tag zu viel hat, ſo wie man auf entgegengeſetztem Wege einen zu wenig findt. Blos durch dieſe Schiffahrt hat man angefangen, von der Runde der Erdkugel vollkommen verſichert zu werden.

Das

Das Schiff Victoria wurde zu Sevilla an das Land gebracht, und ſorgfältig aufbewahret, als ein Denkmal dieſer ſo merkwürdigen Ausführung, wodurch der Spaniſchen Macht die Marianiſchen, Philippiniſchen, und Moluckiſchen Inſeln unterwürfig gemachet worden ſind. Sebaſtian Cano kam nach Hofe, und wurde von dem Kaiſer mit Lobeserhebungen, und Zufriedenheit, ſo wie es die Wichtigkeit dieſer drey Eroberungen mit ſich brachte, aufgenommen. Er überreichte Carl V. Briefe von den Königen von Ternate, und Tidor, worinnen ſie ſich als ſeine Vaſallen erkenneten. Er ſtellte ihm etliche Moluckiſche Indianer vor, davon der eine in Handlungsſachen ſo klug war, daß, ſo bald er ſich in der Caſtilianiſchen Sprache verſtändlich machen konnte, er zuerſt fragte, wie viel ein Ducaten Realen, und ein Real Maravedis, werth wäre, und wie viel Pfeffer man für einen Maravedis bekäme. Der Kaiſer verbot, dieſen Menſchen wieder in ſein Land kehren zu laſſen; die übrigen wurden wieder zurück geſchickt.

Ich bin, u. ſ. w.

Aus dem Magell. Lande, den 31 Auguſt, 1751.

Der 150 Brief.

Fortſetzung von dem Magellaniſchen Lande.

Die Entdeckung der Magellaniſchen Meerenge wurde von allen Europäiſchen Nationen als ein gemeinſchaftlicher Vortheil angeſehen, an welchem alle Schiffer gleiches Recht hatten. Die Bemühungen der Spanier, andere davon auszuſchließen, iſt auf nichts, als auf ungeheuere Koſten, hinaus gelaufen, derer Unnützlichkeit ſie endlich eingeſehen haben. Sie hatten zuerſt an der Mündung einen Haven angeleget, den ſie den Namen Jeſus nenneten, und ſetzten hundert und funfzig Einwohner dahin. Etwas weiter erbaueten ſie einen Ort, den ſie Philippeville hießen, und mit tüchtigem Geſchütze verſahen. Sie legten eine Beſatzung von vier hundert Mann hinein; allein, binnen denen ganzen drey Jahren, die ſie brauchten, um dieſe Colonie zu errichten, haben ſie nicht den geringſten Nutzen von ihren Pflanzungen gezogen. Das Erdreich widerſtund ihrer Arbeit; und die wilden Thiere

kamen

kamen vielmals, und fielen ſie, bis in der Feſtung, an. Zuletzt, als es ihnen an Vorräthen gebrach, auch keine aus Spanien abgeſchicket wurden, mußten die meiſten vor Hunger und Elend unglücklicherweiſe umkommen. Es hat daher dieſer Ort den Namen, des Havens der Hungersnoth, bekommen. Man ſieht noch einige Ueberbleibſel von Gebäuden, ungeachtet die meiſten gegenwärtig unter der Erde verſchüttet ſind. Die große Menge Todter, welche unbegraben liegen blieben, hatte die Luft dergeſtalt ungeſund gemachet, daß diejenigen, welche es auch überlebten, ſich genöthiget ſahen, den Ort zu verlaſſen. Sie nahmen alles mit, was ſie noch im Stande waren fort zubringen; ein jeder nahm ſeine Flinte, und ſie giengen, und irrten auf der Küſte herum, um Nahrung zu ſuchen. Einige darunter waren ſo entkräftet, daß ſie ſich kaum fortſchleppen konnten. Auf dieſe Art brachten ſie ein ganzes Jahr hin, und beholfen ſich mit Blättern, Obſte, Wurzeln, und etlichen Vögeln. Von vierhunderten waren drey und zwanzig übrig geblieben, worunter nicht mehr als zwey Weiber gerechnet wurden, und dieſe zuſammen hatten ihren Weg nach dem Fluſſe

la Plata genommen, die meiſten aber ſturben, ehe ſie hinkamen.

Philippe = Ville lag an dem angenehmſten Orte der Magellaniſchen Meerenge: die Schönheit dieſer Gegend war es, welche die Spanier dahin lockte. Nicht weit davon fließt ein Fluß, deſſen Krümmungen die anmuthigſten Ausſichten veranlaſſen. Auf beyden Seiten ſieht man Gebüſche vortreflicher Bäume, derer Gipfel über das Ufer ragen, und vielen Schatten geben. Der abwechſelnde Geſang einer Menge Vögel, und der Würzgeruch der Blumen, womit die Ufer geſchmücket ſind, ſcheinen ſich an dieſem Ende der Welt vereiniget zu haben, um alle Sinne eines Reiſenden zu bezaubern. So iſt dieſe unvergleichliche Gegend beſchaffen, deren Schönheit niemanden leicht bekannt wird, als den Wilden, welche ſie aber vermuthlich nicht empfinden; da ſie hingegen einem Manne von Geſchmacke, und einem Philoſophen, zum Labſale gereichen würde.

Unter den Bäumen ſind viele, da der Stamm näher drey Fuß im Durchmeſſer hat. Ihre immer grünen Blätter gleichen den Lorbeerblättern; ihre Rinde iſt dick, ſieht äuſſerlich grau, hat einen Pfeffergeſchmack, einen

durch-

durchdringenden Geruch, und iſt die wahre **Winter-Rinde**, deswegen ſo genennet, weil der Engländer Winter der erſte geweſen iſt, der ſie nach Europa gebracht hat. Er hatte ſie in der Magellaniſchen Meerenge bekommen; und ſie war ſeinem ganzen Schiffsvolke ungemein nützlich geworden. Sie diente an ſtatt der **Würze**, um die Speiſen ſchmackhaft zu machen; und war auch ein heilſames **Mittel** wider den **Scorbut.** Die Eingebohrnen des Landes haben allezeit etwas von dieſem Gegengifte bey ſich, wegen der Zufälle, die denjenigen begegnen, welche unvorſichtigerweiſe von dem Fleiſche des Meerlöwen eſſen.

Die groſſe Inſel, **Terra del Fuogo,** oder vielmehr, eine Menge Inſeln, die unter dieſer Benennung bekannt ſind, machen, nebſt dem Lande der Patagonen, den hauptſächlichſten Theil der Magellaniſchen Meerenge aus. Dieſe Inſeln bekamen ihren Namen von denen erſten Schiffern, welche daſelbſt viel Feuer und Rauch bemerket hatten. Das **Land** iſt ungemein bergig; man findet aber auch ſehr ſchöne Thäler, und Wieſen, die von einer Menge Bäche bewäſſert werden. Die Männer gehen nackend, unerachtet es

heftig kalt iſt; und die Weiber bedecken das, was ſie nicht dürfen ſehen laſſen, mit Vogelfedern. Die vornehmſte Beſchäftigung iſt die Fiſcherey; und die Kähne ſind von Baumrinde gemachet. Da dieſes Land nichts für die Schiffahrt einträgliches hervorbringt, hat man ſich keine Mühe gegeben, es weiter auszukundſchaften. Die Caſtilianer, die es zuerſt entdecket haben, haben ſich wenig darum bekümmert: Berge, mit Eiſe überzogen, konnten die Beſitzer von Peru nicht ſonderlich lüſtern machen. Der Zufall alleine hat alſo einige Kenntniß davon gegeben.

Die Meynungen ſind noch ſehr verſchieden wegen der Anzahl der Einwohner. Die Spanier, welche nicht wie andere Leute ſehen, und denen alles abentheuerlich wird, nennen ſie Rieſen. Allein dieſe vermeynten Rieſen ſind nicht groß, als nur in ihrer Tapferkeit, und ſie glauben, ihre Unabhängigkeit mehr in einer einfachen Lebensart, als in einer großen Leibesgeſtalt geſichert zu finden. Man ſagt, ſie wären weiß, wie die Europäer; ſie verſtellen aber ihren Körper, und verändern ihre natürliche Geſichtsfarbe durch wunderliche Malereyen. Sie tragen Halsbänder von weißen, und glänzenden

den Muſchelſchalen, und um den Leib einen ledernen Gürtel. Ihre Speiſe iſt ein gewiſſes bitteres Kraut, deſſen Blume unſeren Tulpen gleicht: ihre Wohnungen ſind Höhlen. Den erſten Spaniern leiſteten ſie ungemeine Dienſte, arbeiteten mit ihnen, und nähreten ſie von dem Ertrage ihrer Fiſcherey. Von der Sprache dieſer Barbarn verſtund man nichts, ſie mochten fragen, oder antworten. Unaufhörlich wiederholten ſie, hoo, hoo, ohne daß man wiſſen konnte, ob dieſes ein natürlicher Laut, oder ein ihrer Sprache eigenes Wort ſey. Sie bezeugten den größten Eckel vor allen Eſſen und Trinken, das man ihnen anbot: übrigens ſcheueten ſie ſich nicht, Fremde zu ſehen, und lebten mit ihnen ohne Argwohn und Furcht. Sie waren ziemlich gelehrig, und ſchienen eines Unterrichts fähig. Man trifft dieſes aber nicht in dem übrigen Theile des Landes an, wo das Schiffsvolk ordentlich übel aufgenommen wird.

Dieſes, dem Südpole am nächſten gelegene Land in der bekannten Welt, zeiget vom weiten nichts als erſtaunend hohe Gebirge, die mit beſtändigem Schnee bedecket ſind, und derer Anblick man ſich nicht grauſend genug

vorſtellen kann. Einer dieſer Berge, der über alle andere hervorraget, iſt ein Volcan, und wirft unaufhörlich dicken Rauch aus: der heitere Tag ließ es nicht zu, daß wir hätten eine Flamme ſehen können.

So entſetzlich auch dieſer Anblick iſt, ſo hat doch die Anſicht von dem Staaten-Eilande noch mehr fürchterliches. Man giebt dieſen Namen einer Inſel, welche Jacob le Maire entdecket hat, deren ungemein magerer Boden dem Auge nichts vorſtellet, als eine Reihe unerſteiglicher Felſen, mit ſcharfen und ſpitzigen Gipfeln verſehen, mit Klüften und Abgründen umgeben, und dieſe Felſen ſo ſchwebend, daß man einen heimlichen Schauer davor empfindet. Diejenigen Felſen, welche ihnen gleichſam zur Grundlage dienen, ſind von einander getrennet, und haben Spalte, die bis in das Innerſte des Steines, und bis zum tiefſten in ihre Wurzeln dringen. Kurz, man kann ſich nichts wilderes, nichts traurigers, als dieſe Küſte vorſtellen; ſie iſt ärger, als alle Küſten von Norwegen, oder Grönland. Unerachtet dieſe Inſel höher liegt, als Terra del Fuogo, ſo hat ſie doch nicht über zwölf Stunden im Umfange; und der beſtändige Schnee, der ſie bede-

bedecket, machet ſie unwohnbar. Wenn es meer-ſtill iſt, ſieht man am Rande ganze Heerden Meerkälber, die durch ihre Luftſprünge und Krümmungen ſich gleichſam über die Vorbeyfahrt der Reiſenden zu erfreuen ſcheinen. Je mehr man ihnen zuſieht, je munterer ſie werden, ja ſelbſt der Lärmen, den man machet, reizet ſie mehr und mehr an.

Zwiſchen Terra del Fuogo, und dieſem Staaten-Eilande, iſt die berühmte Meerenge des le Maire, durch deren Entdeckung das Andenken dieſes Schiffers verewiget worden iſt. Die Holländer hatten einer Handlungsgeſellſchaft das ausſchließende Recht verliehen, durch die Magellaniſche Meerenge nach Indien zu gehen; le Maire, der nicht von dieſer Geſellſchaft war, dachte ſich einen andern Weg aus, wo er nicht durch dieſe Meerenge ſchiffen durfte, und folglich dem ertheilten Rechte nicht zuwider handelte. Er nahm Willhem Schouten mit ſich, der in der Schifskunſt erfahrener war, als er; und beyde ſchmeichelten ſich, Länder zu entdecken, wo ſie koſtbare Waaren finden würden, rüſteten alſo zu Hoorn zwey Schiffe aus, und ſegelten nach Braſilien.

Das Volk redete, nach ſeiner Gewohnheit, verſchiedentlich von einer Reiſe, deren Endzweck ihm unbekannt war, und gab den Anführern den Namen der Goldſucher. Nichts war den erſten Unternehmungen des Gama, und Magellan, ähnlicher; ein eben ſo zuverſichtliches Vertrauen, ein eben ſo glücklicher Erfolg, aber ohne Gewißheit eines Gegenſtandes, ohne behörige Kenntniß, ohne Hülfe, wenn es übel abliefe; mit einem Worte, auf ein bloßes blindes Glück. Sie haben dem unerachtet nicht weniger Ruhm erworben, und haben, über die ordentlichen Eroberer, noch das Glück, daß ſie weder Staaten verwüſtet, noch Völker gemartert haben. Sie haben mehr Länder entdecket, als Alexander nicht verheeret hat; und indem ſie eine Gemeinſchaft zwiſchen den beyden Welten eröffneten, haben ſie die alte mit allen den Naturerzeugungen, und mit allen den nützlichen Dingen der neuen, bereichert.

Bey dieſer Schiffahrt war es, daß le Maire und Schouten, als ſie bey der Magellaniſchen Küſte vorbey fuhren, meyneten, auch Rieſen geſehen zu haben. Sie gaben den Namen des Staaten-Eilands der abſcheulichen Inſel, davon ich bereits Erwähnung

nung gethan habe; ſie nenneten Cap von Hoorn die ſüdliche Landesſpitze der Terra del Fuogo; hießen Barnevelt eine der übrigen kleinen Inſeln; und legten endlich den Namen, der Meerenge von le Maire, der Durchfahrt bey, die ſie glücklicher Weiſe auf der Süd-Weſtlichen Seite der Magellaniſchen Meerenge entdecket hatten. Dieſer neue Weg, welcher die Handlung nach dem ſtillen Meere öffnet, hat Gelegenheit gegeben, daß man den vorigen nicht mehr achtet, und ihn wegen ſeiner Länge, und Beſchwerlichkeiten, nicht leicht befähret. Allein, nach der Meynung der erfahrenſten Seeleute, thäte man wohl, wenn man beyde verließe, und weder die Magellaniſche Meerenge durchſchiffete, welche ſehr gefährlich iſt, noch die von le Maire, wo die reißenden Ströme allemal Aufenthalt verurſachen; ſondern mehr nach Süden, um alles Land herum führe. Man würde auf dieſem Wege eine ruhigere See haben, und alle Hinderniſſe vermeiden, die man auszuſtehen hat, wenn man über das Cap von Hoorn fährt. Die nämlichen Seefahrer ſind ferner der Meynung, daß, um von Europa nach den Orientaliſchen Inſeln zu kommen, man ſelbigen Weg dem

von

von dem Cap der guten Hoffnung vorziehen ſollte, weil er weniger Zeit erfordert, unerachtet er länger iſt. Und in der That, wenn man einmal das Cap von Hoorn überſegelt hat, wo ſich die größte Schwierigkeit findet, kommt man auf dem ſtillen Meere geſchwind fort; da hingegen man auf dem andern Wege die erforderlichen Winde abwarten, und ſich nach ihnen richten muß. Ferner, wenn man in der Gewohnheit wäre, die Reiſe auf der Abendſeite vorzunehmen, würde man leichter im Stande ſeyn, die ſchon gemachten Entdeckungen zu verbeſſern, und mehrere neue zu machen. Der ganze mittägliche Theil unſerer Erdkugel iſt noch unbekannt. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ein ſo ungeheurer Raum von nichts als Waſſer ſollte eingenommen ſeyn. Man hat Vorgebirge, und Küſten, wahrgenommen, welche feſtes Land anzeigen. In dieſer neuen ſüdlichen Welt, welche mit der alten gar keine Gemeinſchaft hat, muß ſich Stoff zu ganz neuen Dingen finden, ganze Zweige einer unbekannten Handlung, Bewunderungswürdige Schauplätze in phyſicaliſchen und moraliſchen Dingen. Was für Arten von Völkern muß es daſelbſt nicht geben, die ſo wohl unter einander ſelbſt ver-

ſchie-

ſchieden ſind, als ohnfehlbar auch von uns in ihrer Geſtalt, Sitten, Gebräuchen, Denkungsart, und Religion, abweichen! Was für Thiere, Inſecten, Fiſche, Pflanzen, Bäume, Früchte, Marmor, Edelſteine, Minerale, Metalle, u. d.! Unter allen dieſen Dingen müſſen eine Menge Arten anzutreffen ſeyn, davon wir gar keinen Begriff haben, weil dieſe Welt mit der unſerigen niemals in Verbindung geſtanden hat. Allem Anſehen nach hat die Natur dieſen Erdſtrich nicht ganz vernachläßiget, und wahrſcheinlicherweiſe würde man da, wie anderwärts, Merkmale ihrer Mannichfaltigkeit, und Freygebigkeit finden. Allein, wenn man bis zu dieſem Abſchnitte der Erdkugel noch nicht hingedrungen iſt, ſo iſt ohnfehlbar die Urſache davon, daß man lieber ſein eigenes Land anzubauen ſich bemühet, als daß man Eis, und Thiere, unter dem Südpole aufſuchen ſollte.

Von allen dieſen Gegenden iſt diejenige, die wir am wenigſten kennen, der Theil, der ſich von der oſtlichen Mündung der Meerenge des le Maire, bis dem Vorgebirge der guten Hoffnung gegen über, und noch weiter hinaus, nach Morgen zu, erſtrecket. „Dieſer Theil, ſo wenig er auch von

der Natur begünſtiget zu ſeyn ſcheinet, ſagte mir ein in der Politic und Philoſophie erfahrner Reiſender, ſo folgt doch nicht, daß er unbewohnet ſey, weil man in Grönland ebenfalls Einwohner gefunden hat, wo die Kälte von gleicher Heftigkeit iſt. Die Natur der Thiere richtet ſich nach der Beſchaffenheit des Clima: eine deutliche Probe davon iſt, daß man in Terra del Fuogo die Wilden mitten im Winter nackend gehen ſieht, in einem Lande, wo ſchon die Kälte der mittlern Jahreszeit den Europäern unerträglich wurde. Der menſchliche Körper gewöhnet ſich nach und nach an Dinge, welche denjenigen unglaublich ſcheinen, die die Erfahrung davon nicht gemachet haben. Hiernächſt könnten auch dieſe Länder unfruchtbar ſeyn, ohne daß die Schiffahrt dieſerhalben unnützlich wäre. Es iſt bekannt genug, daß in dergleichen Ländern, gegen Norden, jährlich ein wichtiger Handel mit Fiſchen, Thrane, und Pelzwerke, getrieben wird. Was die abwechſelnde Witterung anbetrift, ſo ſind die Thiere ſtärker als die Pflanzen, unter den Thieren aber iſt der Menſch am geſchickteſten, den Wirkungen der großen Verſchiedenheit in dem Clima zu widerſtehen.„

„Aber

„Aber ehe man bis unter den Pol kommt, giebt es bekannte, aber öde Länder, wo man Colonien errichten könnte. Dergleichen ſind zum Beyſpiele, der ganze öſtliche, und verlaſſene Theil von Magellanica, ſonſt Patagonien genennet. Eine Europäiſche Errichtung würde ohne Zweifel daſelbſt fortkommen, wenn man ſie in den erſten Jahren nicht vernachläßigte, wie zu Philippeville geſchehen iſt. Es fehlet dieſer Landſchaft nichts, als Bauholz; außerdem iſt es eines der guten Länder von America: die Luft iſt ſehr geſund, und es giebt hier unvergleichliche Weyden für Vieh, das man auferziehen könnte. Diejenigen, welche dieſes Land am beſten unterſuchet haben, kommen alle überein, daß es mitten unter den rauhen Gebirgen Gegenden giebt, welche mit Buſchwerke, und ſchönen Bäumen verſehen ſind, und von guten Flüſſen bewäſſert werden; daß man ſich reichlich mit Lebensmitteln, Vögeln, Fiſchen, Obſte, und Gartengewächſen, verſorgen kann; daß man Meerſalz-Löcher, und Holz genug findet, der natürlichen Veränderlichkeit der Witterung zu ſtatten zu kommen; und endlich, daß alles, was in Europa wächſt, auch hier gerathen würde.„

„Die

„Die zur Handlung geſchickteſten Producte ſind der Thran, und die Häute der Seelöwen, die Farbenerden, das Pelzwerk, und verſchiedene Sorten von Wolle, die weicher und feiner ſind, als ſelbſt die Seide. Man würde alle dieſe Waaren, für Kleinigkeiten von Eiſen und Glaſe, welche man den Wilden zu geben pflegt, hauptſächlich aber für Stücken von rothem Zeuge, haben können: die Einwohner von Terra del Fuogo ſind ſo begierig darnach, daß ſie auf alles fallen, was dieſe Farbe trägt, den Matroſen die Mützen wegnehmen, ja ſo gar den Hünern den rothen Kamm abreißen. Wahr iſt es, daß nach ihrer Art zu denken, ſie auszurechnen wiſſen, ob die Mühe, ſich gewiſſe Bequemlichkeiten zu verſchaffen, nicht beſchwerlicher iſt, als dieſe Bequemlichkeiten Vergnügen ſchaffen; daß, wenn ſie ſich auch entſchließen, ſolche zu haben, ſie in einer blos viehiſchen Unthätigkeit bleiben, und uns für Thoren halten, daß wir ſo viele Mühe anwenden, dergleichen nichtige Sachen, als Kleider, Häuſer, u. a. m. zu beſitzen, daher ihnen am kürzeſten, und leichteſten ſcheint, ſolcher zu entbähren. So eine große Liebe aber dieſe rohen Völker für ihre alten Gebräu-

che

che haben, ſo iſt es doch nicht möglich, daß ſie nicht endlich, durch die Beyſpiele einer angenehmern und bequemern Lebensart, ſollten gewonnen werden. Die erſten Einwohner des noch wilden Griechenlandes waren ohnfehlbar nicht beſſer, als die von der Magellaniſchen Meerenge, und wurden von dem Cadmus geſittet gemacht, welcher mit den Häuptern unſerer Colonien vielleicht in keine Vergleichung zu ziehen iſt. Haben wir nicht ſelbſt unſere erſte Geſtalt dem berühmten Tyriſchen Kaufmanne zuzuſchreiben, der unter dem Namen des Hercules ſo bekannt iſt, und der, bey ſeiner Rückkunft von Spanien, nach Gallien kam, und uns einige Begriffe von den Orientaliſchen Kenntniſſen mitbrachte?„

„Man rechnet unter die Vortheile des Magellaniſchen Landes die Menge Pferde, Ochſen, und anderes wildes Vieh, welche man auf dieſer Küſte, inſonderheit nach Paraguay zu, antrift, und die man Spaniſcher Herkunft zu ſeyn glaubet. Sie irren herum bis in die Gegenden der Meerenge; und man hält dafür, daß ſie mit der Zeit dieſe ganze große Einöde beſetzen werden.„

„Der in dieſem Meere befindlichen Perlen, ohne ſehr groß, noch vom ſchönſten

Waſſer zu ſeyn, giebt es eine groſze Menge, und ſie ſind ſehr leicht zu fiſchen. Man ſieht daſelbſt auch Schalen von Auſtern, Muſcheln, und anderen Schalthieren, welche für die gröſzten, und ſchönſten, vielleicht in der ganzen Welt, gehalten werden. Die Verſteinerungen, und Muſcheln, ſind mehr als jemals ein Gegenſtand der Handlung geworden, ſeitdem man in ganz Europa Gefallen findet, Sammlungen aus der Naturgeſchichte anzulegen. Man weiſz, auf was für einen Preis die ſeltenſten dieſer Sachen in öffentlichen Verſteigerungen getrieben werden: nun ſind aber nirgends ſchönere Muſcheln, und in gröſzerer Anzahl zu finden, als auf dieſen Küſten, beſonders in der Nachbarſchaft von Chili. Sie ſind ſo angenehm verändert in Anſehung der Farben, und der Geſtalt, daſz unſere Liebhaber ſich glücklich ſchätzen würden, wenn ſie ihre Cabinette mit denen Muſcheln zieren könnten, welche die Eingebohrnen dieſer Länder zum Kalchbrennen nehmen. Man weiſz, wie ſehr die Gattung von Burgau, die unter dem Namen von Magellan bekannt iſt, geſuchet wird: wenn dieſe Muſcheln gemeiner würden, könnte man ſie in den Zimmern brauchen, um eingelegte

Arbeit,

Arbeit, Füllungen, und allerhand Grottenwerk, daraus zu verfertigen.„

„Vielleicht zöge man noch einen größern Vortheil aus den Wallfiſchen, davon der Thran heutiges Tages einen ſehr wichtigen Handel abgiebt. Der Fang dieſer Thiere, der bisher nur in den nordlichen Gegenden bekannt geweſen iſt, iſt ſo einträglich, daß, unerachtet der damit verknüpften Mühe, und Gefahr, die Holländer alles anwenden, um ſich deſſen Ausſchlußweiſe zu bemächtigen. In Süden, wo die Wallfiſche größer ſind, als in der Nord-See, ſind ſie zu gleicher Zeit ſo zahlreich, daß ſie vielmals die Schiffahrt hindern. Machte aber dieſe Fiſcherey zu viele Mühe, ſo könnte man ſie durch den Fang der Seelöwen erſetzen, welcher nicht ſo beſchwerlich, und koſtbar iſt, und ebenfalls vielen Thran liefert. Endlich iſt auch die Beſchwerlichkeit wegen der Kälte, welche die Fiſcher aus Norden vertreibet, und ſie nöthiget, ſo gar auf den Schiffen Oefen zu bauen, in Magellanica nicht ſo groß; und die Erfahrung lehret, daß man daſelbſt den Winter hinbringen, und ſich erträgliche Wohnungen bauen kann. Es iſt daher der Schluß zu machen, daß dieſes Land, welches man

als ſo unfruchtbar anſieht, ebenfalls ſeine Vortheile hat. Es iſt eine Sache für geſchickte Handelsleute, zu entſcheiden, ob ſich das erforderliche Verhältniß finden würde, zwiſchen den Koſten der Schiffsausrüſtung, und dem Gewinne der zurück zu bringenden Waaren.„

„Eine Franzöſiſche, auf der Magellaniſchen Küſte zu errichtende Colonie, würde Gelegenheit haben, neue Entdeckungen in denjenigen Ländern zu verſuchen, die man bis jetzt, ſo zu ſagen, nur halb geſehen hat, und wovon die Reiſenden mit Vortheile geredet haben. Die Einwohner des **Landes vom heiligen Geiſte** werden als Leute vorgeſtellet, mit denen man umgehen kann, und denen es an natürlichem Verſtande nicht fehlet. Die Luft iſt daſelbſt geſund, der Boden tragbar, es giebt zahlreiche Heerden Vieh, die Landes-Erzeugungen ſind häufig, und köſtlich, als Pfeffer, Ingwer, Muſcaden, Maſtix, Corallen, Zucker, Ebenholz, Wachs, Reiherfedern, Wurzelwerk, und Farbehölzer.„

„Von **Neu-Brittanien**, das nicht zu nahe und nicht zu weit von den Moluckiſchen Inſeln, ſo wohl als von China, und einer unzähligen Menge anderer Inſeln des

Süd-

Süd-Meeres liegt, als an deſſen Oefnung dieſes Land ſtößt, wird noch mehr Lobeserhebung gemacht. Man rühmet die Fruchtbarkeit ſeines Bodens, die Schönheit ſeiner Ausſichten, die Menge ſeiner Einwohner, derer übele Eigenſchaften man jedoch auch nicht verheelet. Aller Vermuthung nach, muß es koſtbare Schätze in ſich faſſen, weil es äuſſerlich denen anderen Inſeln unter eben dieſem Clima, welche Gewürze, Gold, Silber, Edelſteine, u. d. g. hervorbringen, vollkommen gleichet. Die Inſel Carpentaria, von dem Holländiſchen Schiffscapitaine Carpenter, der ſie entdecket hat, alſo genennet, hat ſehr beſchwerliche Küſten. Man redet von ihr, als von einem Labyrinthe von Inſeln und Meerengen; wo man überdieß Mühe hat, gutes Waſſer zu finden. Neu-Zeeland, und das Land Diemen, beyde nach Süden gelegen, ſind gänzlich unbekannt; und es ſteht dahin, ob man ſich einigen Vortheil davon zu verſprechen hätte. Der Boden, in der Nähe vom Meere, iſt nackend und dürr, ſo wie ein Land ſeyn würde, das erſt neuerlich vom Oceane verlaſſen worden wäre.„

„Die Schiffer, welche alle dieſe Länder geſehen haben, haben ihnen entweder ihren

eigenen, oder ihres Landes Namen, beygeleget. Die Spanier gaben den Vorgebirgen, den Inſeln, und Meerengen von America, den Namen des Feſtes, welches man in Europa an dem Tage der Entdeckung feyerte, und verbreiteten långſt den Kůſten alle Heiligen beyderley Geſchlechts, aus dem ganzen Rômiſchen Calender. Weil Columbus etliche Mônche eines Kloſters in Eſtremadura kennet, ſo nennet er die erſte Inſel, die er antrift, Guadaloupe, nach dem Namen dieſes Kloſters. Die Phônicier waren klůger: ſie wollten, daß jede Benennung derer Oerter, welche ſie auf ihren Schiffahrten durchſtrichen, etwas anzeigte, entweder von der Lage, oder von den Eigenſchaften des Landes. Lybien bedeutet in ihrer Sprache, ein feuriges Land; Africa, ein ſandiges Land; Spanien, ein Pferde-Land; Brittanien, ein Zinn-Land, u. ſ. f. Als die Caſtilianer die Wilden um den Namen einer Halbinſel befragten, antworteten dieſe, Yucatan, das heißt, wir verſtehen euch nicht; was fragt ihr? und die Caſtilianer gaben dieſer Halbinſel den Namen Yucatan, den ſie auch behalten hat. Sie nenneten Larrones, (Diebes-Inſeln), die Marianiſchen Inſeln, weil

die

die glücklichen Einwohner, die das Mein und Dein nicht kennten, etliche Vorräthe von ihren Schiffen verzehret hatten.„

Unter dieſen, und dergleichen Unterhaltungen, und mit günſtigem Winde, kamen wir von dem Capo della Victoria, an das Cap des Vierges, daß wir es kaum gewahr wurden. Letzteres Cap fanden wir bey dem Ausgange der Magellaniſchen Meerenge. Der Felſen iſt ſenkrecht gehauen, und leicht zu erkennen. Oben iſt das Erdreich flach und gleich, auch nicht allzu hoch; hernach lauft es ab, und verbirgt ſich in das Meer, hebt ſich zweymal wieder, und läßt verſchiedene Zwiſchenräume, und Vertiefungen.

Weiter gegen Norden ſahen wir zur Rechten die Malouiniſchen Inſeln, die ihren Namen von Leuten von St. Malo, welche ſie zu Anfange dieſes Jahrhundertes entdeckten, bekommen haben. Sie ſind noch bis itzt ſehr wenig bekannt; und man weiß nicht, ob ſie verdienen, bekannter zu werden. Noch weiter hinauf trafen wir die Bay von St. Julian an. Wir mußten die Schaluppe abſchicken, um die Einfahrt zu ſuchen, weil ſie zwiſchen zwey Erdſpitzen verſteckt iſt. Das, was dieſer Ort ergiebiges hat, beſteht in

reichhaltigen Salzquellen, und in vielen Fiſchen, und Thieren; dieſe verſchafften uns den Zeitvertreib, zu fiſchen, und zu jagen. Das Land iſt voller großer Sandhügel, mit Graſe bewachſen; und in den Thälern, ſo wohl als an dem Hange der Berge, findet man Auſterſchalen, die den Adern in der Erde Strichweiſe folgen. Weil man keine davon in dem Haven ſieht, habe ich geſchloſſen, ſie müßten vom Anfange der Welt, oder wenigſtens ſeit der Sündfluth daſelbſt geweſen ſeyn. So weit man ſehen kann, wird man nichts gewahr, als Berge an Bergen, derer Gipfel flach ſind, ohne Bäume und Gebüſche. Es begegneten uns ziemlich oft Strauße, aber niemals einer von den Einwohnern, weil dieſe ſich gleich verſtecken, ſo bald ſie ein Schiff gewahr werden. Wir bemerkten neben dem Ufer Oerter, wo Leute gelegen hatten; und andere, wo man Feuer gemacht hatte. Es iſt daher kein Zweifel, daß die Wilden uns geſehen hatten; aber keiner von ihnen hatte ſich uns nähern wollen: vermuthlich haben ſie der Spanier Grauſamkeit auszuſtehen gehabt. Die Lebensart, die ſie führen, iſt elender, als die von den Thieren; und ſie müſſen ſich zuwei-

len in der äußerſten Noth befinden; denn, an allen denen Oertern, die wir durchgewandert ſind, war weder Holz, noch Früchte, noch Wurzelwerk zu ſpüren, ſo dürr, und ſandig, iſt das Erdreich. Es war ungemein kalt; doch iſt dieſe Witterung für die, welche Bewegung lieben, nicht ungeſund; ich, für meine Perſon, habe ſie leidlich gefunden. Die Kälte machte mir außerordentliche Luſt zu eſſen; und ich aß Füchſe, und Geier, mit eben ſo vielem Vergnügen, als wenn es Kalb- oder Schöpſen-Fleiſch geweſen wäre. Alles, was wir nur tod machen konnten, war für mich ein herrliches Gerichte. Die Strauße in dieſem Lande ſind auf dem Rücken grau, und am Bauche weiß; ihre Federn aber ſind zu nichts nütze. Sie haben ſehr lange Beine, ſehr kleine Flügel, einen langen Hals, einen kleinen Kopf, und den Schnabel ohngefähr wie eine Gans. Uebrigens gleichen ſie einem großen Calecutiſchen Hahne: es iſt ein trockenes, aber ziemlich gutes Eſſen. Auf der Küſte ſahen wir Schwäne, gröſſer als die unſerigen, wilde Enten, Waſſerhühner, rothe Reiher, Rebhühner, Becaßinen, Falken, und Eulen. Wir ſpüreten weder Schlangen, noch andere giftige Thiere, und nichts, das

den Einwohnern beſchwerlich ſeyn konnte, außer Kälte und Hunger. Die Bevölkerung iſt hier nicht groß; weil ſie es bey den Wilden niemals ſeyn kann, und nicht anders zunimmt, als in Verhältniß mit der Klugheit, und Güte der Regirung, und der Geſetze; bey einem unſtäten, und herumſchweifenden Volke aber können weder Geſetze, noch Regirungsform ſeyn. Man hat in America keine zahlreichen Einwohner, als in Mexico und Peru, gefunden, das iſt, bey geſitteten, und folglich ruhig bleibenden Völkern. Man hat dergleichen ebenfalls auch auf etlichen Inſeln angetroffen, weil ſie von da nicht wegkommen, und anderswo leben konnten, wie die anderen Wilden, welche ohne beſtimmte Wohnung, ohne Bedachtſamkeit auf das Zukünftige, eine Lebensart führen, die der menſchlichen Vermehrung gänzlich zuwider iſt.

Der Haven Deſiré, oder du Deſir, von einem Engliſchen Schiffer, der ihn zuerſt entdeckte, alſo benennet, hat mir nicht bewohneter geſchienen, als der von St. Julian, unerachtet er Paraguay näher liegt: doch trafen wir daſelbſt einige Fußtapfen von Menſchen an. Unter den Thieren ſahen wir eine Gattung wilder Damhirſche, welche

einige Reiſende Peruaniſche Schaafe genennet haben. Sie ſind ohngefähr von der Größe einer jungen Kuh, haben einen langen Hals, geſpaltene Klauen, feine Wolle, einen kurzen Schwanz, und den Kopf wie ein Schaaf. Ihr Wildpret ſchmeckt vortreflich, man mag es friſch, oder eingeſalzen eſſen. Dieſe Thiere gehen allezeit heerdenweiſe, wiehern wie die Pferde, und begeben ſich hernach auf die Flucht, wie die Hirſche. Um ſie zu erlegen, muß man ſich die Nacht über nahe bey friſchen Waſſerquellen verſteckt halten, weil ſie ſich ordentlich daſelbſt verſammeln. Die Jäger verbergen ſich in Büſche, und ſchießen ſie mit Bequemlichkeit; wofern aber der Damhirſch das geringſte Geräuſch höret, wird er gleich flüchtig, und macht ſich davon.

Wir fanden auch Haaſen von einer erſtaunenden Größe; denn ſie wiegen über zwanzig Pfunde; und wenn ſie geſtreifet ſind, ſind ſie doch noch ſo groß wie ein Fuchs. Zwiſchen den Felſen wächſt eine Art wilder Erbſen, und verſchiedene Sorten wohlriechender Kräuter, derer einige wie Rahten, andere wie Salbey ausſehen. Wenn man

ſie

ſie als Salat ißt, ſind ſie ein bewährtes Mittel wider den Scorbut.

Nicht weit von dieſer Bay iſt eine Inſel, die mit lauter Meerkälbern beſetzet iſt. Wir ſtiegen daſelbſt aus, mit großen Stöcken in der Hand; und in weniger als einer Stunde, ſchlugen wir ihrer mehr als vierhundert tod. Sie ſterben, wenn man ſie auf den Kopf ſchlägt; und ſo bald ſie tod ſind, ſchneidet man ſie in die Kehle, damit das Blut herauslaufe. Die vom männlichen Geſchlechte, wenn ſie alt ſind, haben ohngefähr die Größe eines Kalbes. Das Fleiſch iſt ſo ſchön, und weiß, wie Lammesfleiſch, und ſehr gut, friſch zu eſſen; noch ſchmackhafter aber, wenn es einige Zeit in Salze gelegen hat. Wir ſahen faſt keine anderen, als junge; und die meiſten ſaugten noch. Eine Alte ſäugt ihrer viere oder fünfe; ſind ihrer aber mehr, ſo jagt ſie ſie fort. Die, welche wir tod machten, waren von der Größe eines mittelmäßigen Hundes. Den größten nahmen wir das Fett ab, und machten Oel zu unſerm Gebrauche davon. Es ſchien ſo gut zu ſeyn, als Oliven-Oel. Einige dieſer Meerkälber ſieht man mit dem Kopfe außer

dem Waſſer ſchwimmen, und einen groſſen Fiſch in dem Rachen halten.

Einer auf unſerm Schiffe erzählte uns, daß le Maire, und Schouten, auf einer der benachbarten Inſeln an das Land geſtiegen wären, und man würde vielleicht noch einen Pfahl mit einer bleyern Tafel ſehen, wo zwey Holländiſche Aufſchriften eingegraben ſtünden. Sie enthielten die Namen dieſer zwey Seefahrer, und der vornehmſten Schiffsofficiere, mit der Jahrzahl, und der Abſicht ihrer Reiſe. Le Maire hatte im Namen der General-Staaten Beſitz von dieſem Lande genommen: dieſes verhinderte aber nicht, daß die Engländer, mehr als achtzig Jahre hernach, eben dieſe Küſte unter die Botmäßigkeit Sr. Großbrittaniſchen Majeſtät brachten, welche auch Ihrerſeits, ohne Zweifel, die Inſel demjenigen überlaſſen wird, der ſie zuerſt haben will.

Von dem Haven Deſiré fuhren wir längſt dem Ufer weiter Nordwärts hin, und kamen an das Capo Blanco. Der zunächſt an dem Meere gelegene Theil iſt nicht ſehr erhaben; weiter hinein aber ſcheinet alles voller Höhen. Man ſiehet Berge mit flachen Gipfeln; und die ganze Küſte, bis an die Mün-

dung

dung des Fluſſes della Plata, iſt nichts als eine Reihe oder Berge, und Thäler. An dieſer Mündung liegen die zwey Vorgebirge, Capo Blanco di S. Antonio, und Capo di S. Mary, vierzig Stunden von einander entfernet. Man hat ihre Entdeckung dem Juan Diaz de Solis zu verdanken, der zu Anfange des ſechzehnten Jahrhundertes an dem Ufer dieſes Fluſſes anlandete, von den Indianern aber getödet wurde. Nach ihm kam Sebaſtian Cabot dahin; und weil er einige Silberſtangen von den Wilden empfieng, vermuthete man, daß ihrer in den daſigen Gegenden gefunden würden: daher iſt der Name von Rio de la Plata, oder vom Silber-Fluſſe, gekommen; dieſer aber hat den Namen von Solis verdrungen, welchen die Spanier dem Fluſſe vorher gegeben hatten. Außer, daß er nicht tief genug iſt, in Vergleichung ſeiner Breite, ſo iſt er auch voller Sandbänke, worüber das Waſſer kaum zwey Lachtern hoch geht. Die größte Sandbank iſt an der Mündung ſelbſt befindlich, und macht die Durchfahrt überaus beſchwerlich. Man nennet ſie die Bank der Engländer, es ſey nun, daß ſie ſolche zuerſt entdecket haben, oder zuerſt darauf ge-

ſtran-

ſtrandet ſind. Die Portugieſen haben in zwölf Jahren acht Schiffe daſelbſt eingebüſſet. Die Schiffahrt iſt hier ungleich gefährlicher, inſonderheit bey ſtürmiſchen Wetter, als in der offenen See, wo man, wenn die Winde wüten, das Schiff den Wellen überläßt; hier hingegen iſt man überall mit Klippen und Felſen umgeben. Hiernächſt, da die Wellen ſich ſo hoch thürmen, als in der vollem See, ſo läuft das Schiff, wegen des ſeuchten Waſſers, Gefahr, wenn es von der höchſten Welle in die Tiefe fährt, auf den Grund zu ſtoßen, und zu ſcheitern.

Bey der Einfahrt in den Fluß hatten wir alle Vorſicht gebraucht, um nicht zu ſtranden. Wir fuhren längſt der Wolfs-Inſel, der Inſel Maldonado, und der Blumen-Inſel hin. Letztere macht mit der äußerſten Spitze der Sandbank der Engländer eine enge und gefährliche Durchfahrt, wo wir Mühe hatten, durchzukommen. Von da langt man zu Monte-Video an, einen ganz alleine ſtehenden Berg, der wie ein Zuckerhut geformet iſt, und an deſſen Fuſſe man den erſten Haven antrift. Die Spanier haben ſeit einigen Jahren hier eine Colonie errichtet, und eine Feſtung angeleget. Der

Hof

Hof hat den Einwohnern der Canariſchen Inſeln erlaubet, ein Schiff mit Weine und anderen Waaren alle Jahre nach Buenos-Ayres zu ſenden, mit der Bedingung, daß es zu gleicher Zeit eine gewiſſe Anzahl Familien nach Monte-Video bringen ſoll, ſo lange bis die Colonie genugſam bevölkert ſeyn wird. Dieſer Poſten iſt für die Spanier ſehr wichtig, weil er ſie zu Herren des ganzen Landes machet, das zwiſchen la Plata, dem Meere, und Braſilien, gelegen iſt. Die Portugieſen haben ſich ſeiner mehr als einmal bemächtigen wollen; er iſt aber durch eine Feſtung, und gutes Geſchütz, bedecket. Wir mußten über den Fluß ſetzen, um nach Buenos-Ayres zu kommen, und dieſer iſt hier ſo breit, daß, als wir kaum zur Hälfte waren, ſchon kein Land mehr ſehen konnten, und einen ganzen Tag fuhren, ehe wir das andere Ufer zu ſehen bekamen.

Buenos-Ayres liegt nur vierzig Stunden von Monte-Video; aber die Ueberfahrt dahin iſt wegen der Menge Klippen, und Sandbänke, die man überall antrift, ohnfehlbar der gefährlichſte Theil des ganzen Weges. Alle Abende ſieht man ſich genöthiget, an dem Orte, wo man iſt, Anker zu werfen: das

das Schiff muß auch allezeit zwey Schaluppen vor ſich her fahren laſſen, wo Leute, mit dem Senkbleye in der Hand, beſtändig durch ein Zeichen Nachricht geben, wie viel Faden man Waſſer hat. Dieſe Vorſichten verhinderten nicht, daß wir nicht zweymal auf den Grund ſtießen; weil wir aber zum Glücke weder auf Steine, noch Sand kamen, geſchah dem Schiffe kein Schaden.

Zu unſerer Rechten ließen wir die Inſel St. Gabriel liegen, wo die Portugieſen die Colonie vom heil. Sacramente angelegt haben. Dieſer Platz, der durch ein gutes Schloß vertheidiget wird, iſt gleichſam die Niederlage der contrebanden Waaren, welche ſie in die unter Spaniſcher Herrſchaft ſtehenden Länder bringen. Sie ſchicken ſie bis nach Peru, ſind aber nicht allein unerſättlich, dieſen Handel zu treiben, ſondern verſtatten auch den Schiffen verſchiedener anderer Nationen den Eingang, welche ſich alle auf Unkoſten der Spanier bereichern. Man verſicherte uns, daß dazumal in den Haven von St. Gabriel zwanzig Engliſche, Portugieſiſche, und Franzöſiſche Schiffe lä-

gen, welche ihre Ladungen ſchon verkaufet hatten, ſo daß das Land mit denen Waaren, die nur wir dahin gebracht hatten, reichlich verſehen war. Die Spanier, mit Hülfe der Paraguayiſchen Indianer, haben die Portugieſen vielemale von der Inſel verjagt; dieſe haben ſie aber allemal wieder bekommen: und ſeitdem ſind ſie bedacht geweſen, die Inſel durch gute Feſtungswerke vor allem Anfalle zu ſchützen.

Endlich legten wir uns drey Stunden von Buenos-Ayres vor Anker; konnten aber erſt lange Zeit hernach an das Land ſteigen. Wir hatten vier ganzer Tage die Küſte im Geſichte gehabt, ohne im Stande zu ſeyn, anzulanden. Es erhub ſich ein ſo entſetzlicher Weſtwind, daß wir zwanzigmal Gefahr liefen, im Angeſichte des Havens unterzugehen. Dieſer Wind wird Pampero genennet, weil er die Ebene der Pampas durchſtreicht, welche dreyhundert Stunden lang iſt, und ſich von dem Fluſſe, bis an die Gränzen von Chili erſtrecket. Da er in ſo einem großen Umfange nichts findet, daß ſeiner Wuth widerſtehet, erlangt er be-

ſtändig neue Kräfte, bis er endlich das gerade Flußbette erreicht, und mit ſolcher Heftigkeit daſelbſt wehet, daß man in der größten Gefahr iſt. Wenn uns der Pampero, den wir auszuſtehen hatten, an der Mündung des Fluſſes angetroffen hätte, ſo hätte er uns, aller Wahrſcheinlichkeit nach, auf mehr als zwey hundert Stunden in die See geworfen. An dem Orte des la Plata, wo wir waren, reicht das Geſicht noch nicht von einem Ufer bis an das andere. Ich war auf einen ziemlich erhabenen Ort, bey ſehr hellem Wetter, geſtiegen, und bekam nichts zu ſehen, als einen mit Waſſer umgebenen Horizont, ſo wie auf dem Meere.

Der Haven von Buenos-Ayres iſt weder vor den Winden geſichert, noch tief genug, große Schiffe einzunehmen; dieſe können daher der Stadt nicht näher kommen, als in einer Entfernung von drey Stunden. Ich begreife nicht, warum die Spanier eine ſo unbequeme Lage gewählet haben; ſie müßten ſich denn haben wollen vor allen gählingen Ueberfällen ſicher ſtellen, und verhindern, daß die feindlichen

Schiffe nicht bis zu ihnen kommen könnten. Selbſt die Barken, womit man in den Haven fährt, ſind genöthiget, einen Umweg zu nehmen; und mit dieſer Gelegenheit, Madame, bin ich endlich in der vornehmſten Stadt von Paraguay angelanget.

Ich bin u. ſ. w.

Buenos-Ayres, den 13. October, 1751.

Ende des zwölften Theiles.

Verzeichniß
der in dieſem Theile befindlichen Materien.

Der 136 Brief.
Terra firma.

Gelegenheit zu der Benennung von Terra firma: der Meerbuſen von Paria 3
Columbus hatte ſchon vor der Ankunft des Americus Veſputius das feſte Land von America entdecket: Muthmaßung, warum letzterer ſich dieſe Entdeckung zugeeignet hat 4
Der Indianer freundliche Aufnahme dieſes Fremden, und ſeiner Schiffe 5
Die Provinz Cumana: die daſigen Spaniſchen Weiber haben Pagen: dieſer ihre Verrichtung: Begehung des Feſtes eines Heiligen daſelbſt 6
Närriſche Gebräuche dabey 7
Abentheuerliche Geſchichte, in einer dabey gehaltenen Predigt 8
Erklärung der närriſchen Gebräuche 9

Die Indianer widerſetzen ſich den Spaniern bey ihrer Entdeckung von Terra firma 10
Der Einwohner Lebensart, und Gebräuche 11
Die Stadt Venezuella 12
Die daſigen Einwohner werden mit den Spaniern bekannt 13
Ein unvermutheter Zufall macht ſie ſchüchtern: Maracaybo, die jetzige Hauptſtadt der Provinz 14
Große Fruchtbarkeit dieſer Landſchaft 15
Die Welſer, Augſpurgiſche Kaufleute, erhalten das Eigenthum von Venezuella 16
Ihr daſiger Aufſeher, Alfinger, übet große Grauſamkeiten aus: nachher befördern die Spanier das Verderben dieſes Landes noch mehr: verſchiedene Inſeln längſt den Küſten: Curaſſo gehört den Holländern 19
Begebenheit, die auf dieſer Inſel geſchehen iſt: Grabmal eines Franzoſen 20
Die Holländer werden daſelbſt wohl aufgenommen, und erbauen eine Feſtung 24

Der 137 Brief.

Fortſetzung von Terra firma.

Die Stadt Carthagena 25

Ihr Erbauer: die neuere Unternehmung des Admirals Vernon wider dieſe Stadt 26
Beſchreibung der Provinz Carthagena 29
Eintheilung der Stadt Carthagena: vortrefliche Ausſicht eines nicht weit davon gelegenen Auguſtinerkloſter 30
Ein daſelbſt befindliches ſilbernes Marienbild: dieſes Bildes Reiſe nach Frankr. 31
Seine koſtbare Bekleidung: der Meerbuſen von Carthagena 32
Die Spaniſchen Galionen landen daſelbſt an: Beſchreibung der Häuſer in Carthagena 33
Carthagena iſt der erſte Stapelort für die Galionen 34
Die daſige Meſſe 35
Was man die tode Zeit heißt 36
Hier iſt auch eine Niederlage der ſchwarzen Sclaven 37
Gewiſſe kleine Würmer, Comegens genennt, verderben die Waaren: Anzahl der Einwohner 38
Ihre Kleidung 40
Alle Proceßionen werden des Nachts angeſtellet 41
Predigt eines Dominicaners, die alle Zuhörer in äußerſtes Schrecken ſetzet 42

Gebrauch der Hamacs: Gemüthskräfte der Einwohner: ſie lieben die Gaſtfreyheit: was Pülizons ſind 43
Was Chapetonade iſt 44
Was das Uebel von St. Lazarus iſt 45
Neigungen der Einwohner: jedermann rauchet Tabak, auch das Frauenzimmer 46
Sie lieben den Brandwein: häufiger Gebrauch der Chocolate 48
Heftige Neigung zum Tanzen: Gedächtnißmünze der Engländer bey Belagerung der Stadt Carthagena. 49

Der 138 Brief.

Fortſetzung von Terra firma.

Porto-bello hat einen vortreflichen Haven: daſiges ungeſundes Clima 50
Beſchreibung dieſer Stadt: ſie iſt die Niederlage des Handels mit Europa 51
Ihre berühmte Meſſe 52
Ihr ungeſundes Clima: Vorurtheil wegen der ſchwangern Weiber 54
Dergleichen Vorurtheil wegen der Thiere 55
Große Hitze in Porto-bello: häufiger Regen: ſtarke Gewitter 56
Unbequemlichkeit des Ungeziefers nach den Gewittern 57

Die daſigen Einwohner: theuere Lebensmittel: viel Zuckerrohr wird erbauet: die Einwohner lieben, ſich zu baden 58
Menge von Tygern, wie die Schwarzen ſie erlegen 59
Ein Thier, der flüchtige Peter genennt 60
Leichenbegängniſſe in Porto-bello 61
Unbequeme Schiffahrt auf dem Fluſſe Chagre: Annehmlichkeit der daſigen Landſchaft 63
Ihre Mannichfaltigkeit an Affen, Vögeln, Früchten: Vortreflichkeit gewiſſer Fichten-Aepfel 64
Bogota, oder Santa-Fé, die Hauptſtadt von Granada 65
Beſchreibung von Neu-Granada, und der Stadt Popayan 66
Letzterer ihre Einwohner, und übrigen Vorzüge 67
Gewiſſe Indianer werden Bravos genennet 68
Die Indianer in der Provinz gehen bekleidet 69
Beſondere Landeserzeugungen; als in Darien, wilde Schweine, Peccaris genennt; der Vogel, Gallinazo. 70
Der kleine Vogel Colibri: er wird auch Vogel-Fliege, und von den Spaniern, Tominios, genennet 71

Füchſe in Terra firma: eine Art von Schlangen, die zwey Köpfe haben ſollen. 74
Die Soldaten-Schnecke 75
An der Küſte von St. Helena, in Guayaquil, findet man die Purpurſchnecke der Alten 76
Die damit gefärbten Sachen ſind ſelten, und theuer: ſonderbare Eigenſchaft dieſer Farbe im Gewichte 77

Der 139 Brief.

Peru.

Drey Spanier errichten eine Geſellſchaft, neue Entdeckungen auf dem Süd-Meere zu machen 78
Herkunft des Franz Pizarro; des Diego Almagro 80
Abreiſe des Pizarro von Panama 81
Hinderniſſe, die ihn betroffen haben 82
Er kommt in einen Meerbuſen, wo er wohl aufgenommen wird: er trifft daſelbſt eine vornehme Dame an, Namens Capillana 83
Dieſe empfängt ihn ſehr freundlich, und verliebt ſich in ihn: heftige Neigung der Americanerinnen zu den Spaniern 84

Pizarro ſucht die Capillana zu bekehren 85
Sie verweigert ſolches, und erzählet die Geſchichte der Incas 86
Und die Verfaſſung ihres Landes 87
Beſondere Begebenheiten eines der Incas, Namens Huacac 92
Er wurde Vira-Cocha hernach genennt, und war ein berühmter Wahrſager: ſeine merkwürdige Prophezeyung 93
Ein anderer Spanier, Alcon, verliebt ſich in Capillana, und wird darüber verrückt 94
Pizarro landet zu Tumbez an 95
Unterredung mit dem daſigen Caciquen: er ſchickt einen Ingenieur ab, die Stadt zu unterſuchen 96
Der Ingenieur wird in ein Nonnenkloſter geführet 97
Woher der Name, Peru, kommt: Pizarro reiſet nach Spanien 98
Seine dem Kaiſer gemachte Beſchreibung von Peru: das Peruvianiſche Volk iſt in Decurien abgetheilet: deſſen Ehrfurcht für die Incas 99
Gewalt dieſer Fürſten: der Thronerbe muß ſeine Schweſter heurathen: die Vielweiberey iſt verboten 100

Ein-

Einrichtung der Heurathen: der Eheſtand iſt hoch geſchätzet 101
Wer Kronerbe iſt; die Regenten ſorgen fleißig für den Anbau der Felder: ſie haben Waſſerleitungen anlegen laſſen: Abtheilungen der Felder 102
Landes-Abgaben: Magazine zu Bekleidung der Armee 103
Vortrefliche Landſtraſſen: Beſchreibung der Hauptſtadt 104
Prächtige Tempel der Sonne, die Gaſſen, und Palläſte in Cuſco 105
Alle Schätze des Reiches werden nach Cuſco gebracht: Ruinen einer Feſtung 106
Die Peruaner erziehen ihre Kinder ſorgfältig: wenn ſie ihnen einen Namen geben 107
Das Feſt des Raymi: man bereitet ſich dazu durch Faſten, und durch eine Art von Beichte. 108
Proceßion dabey, und Anbetung der Sonne 109
Die dabey gewöhnlichen Opfer 110
Begräbniſſe der Incas: die Sprache der Peruaner 111
Ihre Dichter, und Lieder: ihre theatraliſchen Stücken: die Wiſſenſchaften ſind

sehr

ſehr eingeſchränket: Aufmerkſamkeit dieſer Völker bey Sonnenfinſterniſſen 112
Sie ſind in Sorgen über die Mondfinſterniſſen: ihr Neujahrstag: ſie wiſſen wenig von der Arzneykunſt 113
Ihre Muſik: Pizarro wird vom Kaiſer zum Statthalter ernennet: reiſet nach America zurück: nimmt ſeine Brüder mit: langt in Panama an 114

Der 140 Brief.

Fortſetzung von Peru.

Pizarro findet Peru verändert: zwey Souveraine ſtreiten um das Reich 115
Beyde nehmen ihre Zuflucht zu Pizarro: dieſer leget die Stadt St. Michel an 116
Pizarro erkläret ſich für den Ueberwinder, Atahualipa: er ſchickt ihm eine Geſandſchaft 117
Die Geſandten werden wohl empfangen: Atahualipa beſucht des andern Tages den Pizarro 118
Vorſicht des Pizarro: des Kaiſers Aufzug 119
Ein Ordensgeiſtlicher, Valverda, hält an den Kaiſer eine Rede 120
Atahualipa Bezeigen dabey: die Spa-

nier entrüſten ſich, und gerathen mit den Indianern in ein Handgemenge 122
Sie ermorden alles, und plündern des Kaiſers Lager 123
Der Kaiſer ſucht ſie durch Anerbietung groſſer Schätze zu beſänftigen 124
Pizarro theilet dieſe Schätze aus 125
Des Pizarro Bruder, Ferdinand, wird mit einem Theile der Schätze, nach Spanien, an Carl V. geſendet 126
Der mißtrauiſche Pizarro ſucht den Inca ſich vom Halſe zu ſchaffen: Urſache ſeines Haſſes wider den Inca 127
Atahualipa wird verurtheilet 129
Er appelliret an den König von Spanien umſonſt: Valverda ſoll ihn bekehren 130
Er wird aufgehängt: Pizarro läßt ihm ein prächtiges Leichenbegängniß halten: die Uneinigkeit geräth unter die Ueberwinder 131
Pizarro verliert dabey das Leben: Vacca de Caſtro kommt als Statthalter an ſeine Stelle: deſſen trefliche Eigenſchaften 132
Der junge Almagro, der, als Rebelle, ſich der Statthalterſchaft bemächtiget hatte, ſchickt Abgeordnete an ihn ab 133

Caſtro liefert den Rebellen ein Treffen, ſiegt, und läßt dem Almagro den Kopf abſchlagen 134
Caſtro machet vortrefliche Anſtalten in Peru; allein ſeine Feinde in Spanien bringen es dahin, daß ihm ein Unterkönig zugeordnet wird: Gonzalez, ein Bruder des Pizarro, ſetzt ſich bey dieſer Verwirrung an die Spitze einer Parthey 135
Der Spaniſche Hof ſchickt la Gaſca, als Präſident, mit unumſchränkter Gewalt nach Peru: ſeine Geſchicklichkeit und Redlichkeit 136
Brief des la Gaſca an Pizarro, ein Meiſterſtück von Klugheit, und Beredſamkeit 137
Des Pizarro Antwort 150
La Gaſca liefert dem Pizarro eine Schlacht, und nimmt ihn gefangen: des Pizarro, und ſeiner Anhänger Strafe 151
La Gaſca kehrt nach Spanien zurück, wird daſelbſt Biſchof, und Mendoza zum Unterkönige ernennet 152
Wenn die Jeſuiten nach Peru gekommen ſind: das ganze Geſchlecht der Incas wird vollends ausgerottet: wenn die Inquiſition eingeführet worden iſt 153

Der 141 Brief.

Fortſetzung von Peru.

Die Stadt Guayaquil 154
Ihre Häuſer 155
Leichte Bauart 156
Vorſicht wegen Feuersgefahr 157
Wegen des moraſtigen Bodens ſind unter den Häuſern Gänge angebracht: Guayaquil wird durch drey Forts vertheidiget 158
Die Kirchen: das Jeſuitercollegium: die geiſtl. und weltl. Regirungsverfaſſung 159
Die Einwohner: Bürgermiliz: die Eingebohrnen ſehen nicht olivenfarbig, und die Spanier alle blond, aus 160
Die Einwohner hält man für die höflichſten in America: ſie ſind nicht reich: viele Landhäuſer am Fluſſe 161
Gebrauch der Kähne, und Flöſſe 162
Der Einwohner Hauptbeſchäftigung iſt die Fiſcherey: ihre Geſchicklichkeit dabey 163
Landvogteyen von Guayaquil: die Stadt Puerto-Vejo 164
Der Felſen Monte-Chriſto: an einem daſigen Felſen lieſt man eine lateiniſche Aufſchrift der Franzöſ. Mathematiker 165

Die

Die Landſchaft Quito war am bequemſten zu den Beobachtungen dieſer Herren 166
Der König von Spanien ernennet auch zwey Mathematiker zu dieſen aſtronom. Beobachtungen: ihre Abreiſe, und Zuſammenkunft mit den Franzöſiſchen Mathematikern 167
Das Grab der Capillana auf der Inſel Puna: ihre Malereyen 168
Sie hat eigenhändige Anmerkungen dazu gemachet: die erſte Seite dieſes Werkes ſtellet Grabmale vor 169
Ferner, Hausgeräthe, Spiegel 170
Kupferne Aexte 171
Trinkgeſchirr: Mais 172
Smaragden, künſtlich geſchliffen: alte Gebäude: den Tempel zu Cayambé 173
Den Pallaſt von Callo, der erſten Incas Reſidenz 174
Die größte und am beſten gebauete Feſtung von Peru 176
Noch andere Ruinen: Spuren, einer beſonderen Art, wie dieſe Völker ſich verſchanzet haben: die Beſchreibung ihrer Baukunſt ſcheint etwas übertrieben 177
Abhandlung über die Quippos: dieſe dienten ſtatt der Schrift 178

Die Peruaner hatten unterlegte Couriere, welche die Befehle der Souveraine mündlich fortbrachten: ſie hatten weder Buchſtaben, noch Zahlen: wie ſie ihre Rechnungen führten 181

Abzeichnung von Pflanzen, und Thieren: ein Reh von dem Gebirge Paramos: Beſchreibung der großen Gebirge Cordilleras: die höchſten Berge auf ſelbigen heißen Paramos 182

Gefährliche Jagd nach dieſen Rehen 184

Die zu dieſer Jagd abgerichteten Pferde heißen Parameros: auf dem Paramos wächſt eine Pflanze, Lichtholz genennt 185

Das berühmte Kraut Coca 186

Ein Baum, wovon ein Gummi, Mopamopa, läuft, der einen ſo ſchönen Lack abgiebt, als der Chineſiſche 187

Der Baum, Leibo, giebt eine Wolle, wie Baumwolle: die Vijahuas, ſind ſehr große Blätter, die zu Betttüchern dienen könnten 188

Der Matapalo, ein ſehr ſtarker Baum 189

Von Früchten iſt die Chirimoya eine der beſten: der Erdbeerſtrauch 190

Der

Der 142 Brief.

Fortſetzung von Peru

Plage der Mosquiten auf der Reiſe nach Quito: der Fluß Ojibar 192
Ein Ort, der Haven der Mosquiten; ein anderer, Caluma, genennt 193
In Mama-rumi iſt ein ſchöner Waſſerfall: ſchlechte Beſchaffenheit der daſigen Brücken 194
Wenn die Vornehmen im Lande reiſen, werden Nachtlager für ſie auf dem Wege erbauet 195
Beſchwerliche Wege bey Tarigagua 196
Was für Vorſicht die Maulthiere dabey gebrauchen 198
Die Kälte auf dem Wege nach Quito iſt ſehr empfindlich 199
Auf der Ebene von Callo ſieht man den berühmten Palaſt der alten Incas: der Volcan, Pichincha: vortrefliche Ausſicht von dieſem Berge 200
Beſchreibung, wie die Spaniſchen Mathematiker zu Quito waren empfangen worden 202
Ankunft der Franzöſiſchen Herren von der Academie zu Quito 203

Es mangelt dieſen Gelehrten an Gelde 204
Sie fangen ihre aſtronom. Beobachtungen in der Ebene von Yaruqui an: haben unzählige Zuſchauer von Indianern 205
Beſchwerlichkeiten bey ihrer Arbeit auf dem Berge, Pichincha 206
Zu Quito hält man dieſe Gelehrten für Zauberer, und Goldſucher: Beſchreibung des Pichincha 210
Die Herren Mathematiker gewöhnen ſich endlich an die rauhe Lebensart der daſigen Gegend 211
Die Franzöſiſ. Mathematiker müſſen aber noch größere Schwierigkeiten erdulden 212
Sie werden in dreyerley Proceſſe verwickelt: in dem erſten werden ſie als Schleichhändler angeklaget 213
Der zweyte Proceß entſtund über die aufzurichtenden Pyramiden, als Denkmale ihrer Arbeit 214
Es wird ihnen unter gewiſſen Bedingungen erlaubet, zwey Pyramiden zu Yaruqui zu errichten 217
Nach ihrer Abreiſe werden ſie zerſtöret: der dritte Proceß wegen der Ermordung des Franzöſ. Wundarztes 218

Die

Die Univerſität zu Quito widmet der königl. Acad. d. W. zu Paris eine Streitſchrift 220
Die Herren Mathematiker kehren nach einem ſiebenjährigen Aufenthalte in Peru, nach ihrem Vaterlande zurück: die Blattern machen große Verwüſtungen in dieſer Provinz 221

Der 143 Brief.

Fortſetzung von Peru.

Beſchreibung der Stadt Quito 222
Ihr Marktplatz 223
Die Gaſſen, und Häuſer 224
Die reichen Kirchen, und Klöſter 225
Der Orden de la Charité iſt in Mexico entſtanden: die Univerſität 226
Des Biſchofs von Quito Einkünfte: Gepränge beym Fronleichnamsfeſte: der Indianer Proceßionen, und Tänze dabey 227
Schlechte Beſchaffenheit des Chriſtenthums der Indianer 229
Die Indianer feyern jährlich das Gedächtniß des Atahualipa durch ein Trauerſpiel 230
Eine der Hinderniſſen der ſchlechten Bekeh-

rung der Indianer iſt der übele Lebens-wandel der Pfarrer 231
Die königl. Audienzia zu Quito: die Finanzkammer, u. a. m. 232
Anzahl der Einwohner: ihre Eintheilung, und Profeſſionen 233
Die geſchickteſten arbeiten in den Fabriken: Kleidung 234
Sie lieben die blaue Farbe 235
Der jungen Leute Erziehung: ſie werden lüderlich: die veneriſche Krankheit iſt unter ihnen ſehr gemein 236
Der Pöbel ſtiehlt gern, und ſind ſehr geübt darinnen 237
Die Sprache in dieſer Provinz: angenehme Veränderlichkeit des Clima 238
Unbequemlichkeiten dieſes Clima 240
Fruchtbarkeit des Erdreichs 241
Die Dörfer 242
Die meiſten Einwohner ſind Indianer: ſie ſtecken in der tiefſten Barbarey: ihre große Gleichgültigkeit 243
Sie ſind nicht eigennützig 245
Sie ſind ſehr langſam, welches zu einem Sprichworte Anlaß gegeben hat; und ungemein faul 246
Ihre große Neigung zur Trunkenheit: wun-

wunderliches Vorurtheil wegen des Frauenzimmers 247
Gehen gezwungen zur Beichte 248
Man iſt lange unſchlüßig geweſen, ihnen den Genuß der Sacramente zu verwilligen: ihr Unverſtand iſt der wenigen Sorgfalt der Geiſtlichen zu zuſchreiben: die verſtändigſten werden Handwerksleute, oder Barbiere 249
Die Provinz Quito iſt ehedem ein beſonderes Königreich geweſen: itzt iſt ſie in Statthalterſchaften eingetheilet 250
Sie macht eine königl. Audienzia aus 251

Der 144 Brief.

Fortſetzung von Peru.

Die nordlichen Provinzen von Quito: St. Miguel d' Ibarra 251
Die daſigen Creolen halten ſich für beſſere Chriſten, als andere 252
Ihre ganze Andacht beruhet auf dem Roſenkranze: ſind ſehr abergläubig 253
Ein berühmter See, der Blut-See genennt: große Menge wilder Eſel 254
Der Diſtrict von Otabalo: große Menge Fabriken daſelbſt 255
Beſondere Art Brücken, von Stricken 256

An ſtatt dieſer Brücken hat man auch ein Tau: wie man an ſolchen hinüber fährt 257
Latacunga, die Hauptſtadt in dem Diſtricte gleiches Namens: beſondere Steine zu den daſigen Häuſern: der Volcan Cotopaxi 258
Stadt, und Diſtrite von Riobamba 259
Die Stadt Cuenza: Ueberbleibſel der Feſtung Atuncanar 260
Siedenden Quelle bey Cuenza: in dem Diſtricte von Loxa wächſt die Chinarinde: Beſchreibung des Baumes, der ſie hervorbringt 261
Die Jeſuiten haben ſie in Ruf gebracht 262
Dreyerley Gattung der Chinarinde: die beſte wächſt in Loxa 263
In welchen Provinzen das meiſte Gold und Silber gegraben wird 264
Wie es gegraben und gereiniget wird: es iſt die Arbeit der Schwarzen: wie reichhaltig das Gold in Loxa iſt 265
Wem die Goldminen zugehören: die Mühlen, wo das Gold zermalmet wird 266
Die Goldgruben ſind am veränderlichſten 267
Was man die Börſe nennet: die Indianer verheelen die reichſten Goldgruben 268
Sie werden zu der Arbeit in den Bergwer-

ken

ken gezwungen: Tyranney ihrer Obern: die Schwarzen maaſen ſich auch viele Gewalt über ſie an 269
Tumbez, und Truxillo: die alten Denkmale daſelbſt ſind zerſtöret 270
Die Stadt Truxillo 271
Lüderliche Lebensart der Mönche: Reichthum der Jeſuiten 272
Reſpect, den man für die Mönche hat: ihre lächerlichen Feſte: Proceßionen der Dominicaner, und Franciſcaner 273
Beſchreibung der Truxillaner, und ihres Landes 275
Ueberbleibſel alter Gebäude: Unbequemlichkeiten der Wege: zweyerley Mittel für Reiſende, die Wege zu finden 277
Kennzeichen der benachbarten Wohnungen: trockenes Clima der Stadt Lima 278
Durch Canäle werden die Felder gewäſſert: Menge, und Größe der Olivenbäume 279
Vortrefliche Früchte in Lima: wie die Erde daſelbſt gedünget wird 280

Der 145 Brief.

Fortſetzung von Peru.

Trauriger Anblick von Lima ſeit dem entſetzlichen Erdbeben 281

Beſchreibung dieſes Erdbebens 282
Die Feſtung Callao wird durch gleiches Schickſal verwüſtet; Beſchreibung dieſer ſchrecklichen Begebenheit 284
Die Stadt wird durch eine neue Ueberſchwemmung vollends verſchlungen: alle Einwohner kommen dabey um 285
Wie hoch der Schaden zu rechnen iſt 286
Trefliche Anſtalten des Unterköniges 287
Merkmale, welche vor einem Erdbeben herzugehen pflegen 289
Man ſpüret faſt alle Monate Erſchütterungen in Peru 290
Das Erdreich hat nach dem Erdbeben ſeine Fruchtbarkeit verloren 291
Vor dem letzten Erdbeben war Lima in ſeinem größten Flore: Beſchreibung davon: anfänglich hieß es Rimac 292
Eine ſchöne ſteinerne Brücke gieng über den Fluß: vortrefliche Springbrunnen vor dem königlichen Palaſte: andere koſtbare Gebäude 293
Die Vorſtadt des heil. Lazarus: Bauart der Häuſer in Lima 294
Merkwürdigkeit der Mauern eines alten Marktflecken 295
Die Kirchen in Lima: ihre Pracht und Reichthum 296

Die

Die Ordenshäuſer: Lima iſt die Reſidenz der Unterkönige 298
Wie lange dieſer ihre Regirung dauert: ihre Gewalt: die verſchiedenen Tribunale: der Unterkönige Pracht: Ceremonien bey dem Einzuge eines Unterköniges 299
Beſchreibung einer Comedie in Lima 301
Fernere Beſchreibung des Einzuges eines Unterköniges 305
Bey dem Einzuge des Herzogs von Palata, zu Ende des vorigen Jahrhundertes, ſollen die Gaſſen von Lima mit gegoſſenen Silber gepflaſtert geweſen ſeyn: der Unterkönig von Peru hat eine Leibwache 308
Er hat noch ein anderes Corps von hundert Soldaten: wenn er Audienz giebt: ſeine Einkünfte: 309

Der 146 Brief.

Fortſetzung von Peru.

Anzahl der Kirchen, Klöſter, u. Hoſpitäler, in Lima 310
Des Erzbiſchofs Einkünfte: Beſchreibung der Univerſität 311
Die Miliz in Lima 312
Verſchiedene Arten der Einwohner: Titel des daſigen Adels 313

Großes

Großes Anſehen, und Vorrechte der Familie von Ampuero: Staat der adelichen Familien 314
Anzahl der Kutſchen in Lima: abergläubiger Gebrauch bey einer neuen Kutſche: wie die Zimmer meubliret ſind 315
Aufwand in der Kleidung 316
Weniger Aufwand bey der Tafel 317
Unreinlichkeit beym Eſſen: gutes Brod: die Schwarzen, wenn ſie ein Verbrechen begangen haben, müſſen es zur Strafe beym Becker auswirken 318
Das gewöhnliche Fleiſch in Lima: Pflanzung der Olivenbäume: gefrorenes Kalbfleiſch wird für ein köſtliches Eſſen gehalten 319
Der Kaufmannſtand verunehret den Adelſtand in Peru nicht 320
Die Weiber in Lima ſind liebenswürdig, und ſchön: wie ſie ihre Haare tragen: ihr übriger koſtbarer Anputz 321
Menge und Werth der an ſich habenden Edelſteine: ihre Kleidung 322
Ein kleiner Fuß wird für eine große Schönheit gehalten 323
Ihre Kleider ſind mit wohlriechenden Sachen angefüllet: das Frauenzimmer in

Peru lebt ungezwungen: bey Tage gehen ſie wenig aus 324
Bey Nachtzeit ſchweifen ſie ſehr aus: in ihren Häuſern ſitzen ſie auf Küſſen, ſingen und ſpielen auf der Guitare: ſie lieben die Muſik 325
Das Tanzen, und die Bälle ſind ſehr gewöhnlich: ihre Art zu tanzen: die Einwohner von Lima ſind ſehr lebhaft, und höflich gegen Fremde: die Weibsperſonen haben vielen Verſtand: ſind aber herrſchſüchtig 326
Beyderley Geſchlechte ſind ſehr verliebt: was eine Heurath hinter der Kirche heißt: ſie verheurathen ſich oft ohne Einwilligung der Aeltern: was ſolches begünſtiget 327
Untreue der Ehemänner: Verführung der Coquetten: Krankheit, welche man davon trägt 328
Des Frauenzimmers Galanterie iſt mit unanſtändiger Freyheit verknüpfet 329
Sonderbare Clauſul im Ehecontracte: große Nachſicht der Beichtväter: die Galanterien werden mit äußerl. Andachtsübungen bemäntelt 330
Die Weiber kauen Tabak, und rauchen ihn

auch:

auch: die Pflanze, Macha, ſoll die Weiber fruchtbar machen 331
Das Land der Thäler: die verſchiedenen Jahreszeiten daſelbſt 332
In dieſen Thälern regnet, und wittert es niemals: Unbequemlichkeit des Ungeziefers daſelbſt: Unreinlichkeit der Städte 333
Alter Tempel des Thales Pachacamac: Feſtung des Thales Guarco: das Thal Taxamalca 334
Die königl. Landſtraße geht durch dieſe ſchönen Thäler: die Rehde, Stadt und Haven von Piſco: Glasfabriken zu Yca: Guancabelica iſt wegen des vielen Queckſilbers, und wegen eines Brunnen, berühmt 335
Verſteinerungen: Weinſtöcke um Piſco: in der Stadt Arequipa iſt die reinſte Luft in Peru 336
Beſchreibung dieſer Stadt: der See Titi-Caca iſt wegen ſeiner Größe berühmt 337
Merkwürdige Inſel auf dieſem See: ſie hat Gelegenheit zu einer Fabel, u. dieſe zum Grunde der Religion im Reiche gegeben 338
Dahin erbaueter prächtiger Tempel: die Stadt Cuſco 339
Schönheit. u. Größe dieſer Stadt: die Einwohner lieben die Malerey 340

Das

Das ſchöne Thal Yucay: die Stadt Guamanga 341
Die Stadt Arica, mit ihrer Rehde 342
Eine der benachbarten Inſeln liefert den zur Düngung angewendeten Vogelmiſt: ſonderbare Art, ſüſſes Waſſer in dieſer Rehde zu ſchöpfen: die Stadt Potoſi iſt wegen ihres Silberbergwerkes bekannt 343
Das Land iſt unfruchtbar: zu dem Bergbaue werden die Indianer gezwungen 344
Dieſe Landſchaft iſt eine unerſchöpfliche Quelle von Reichthume: die Empörung von Peru wird dadurch veranlaſſet 345
Der Ort Moquega liefert Wein, woraus viel Brandwein gemacht wird: die Peruaniſche Wolle: ſonderbare Schaafe, welche ſie tragen 346

Der 147 Brief.

Chili.

Entdeckung dieſes Landes: eine große Wüſte ſcheidet Chili von Peru; heftige Kälte daſelbſt 348
Valdivia legt in Chili verſchiedene Colonien an 349
Tapferkeit der Völker von Chili: die daſigen Spaniſchen Städte 350

Beſchrei-

Beſchreibung von Coquimbo: Sehenswürdigkeiten in ihrer Nachbarſchaft: ein grauer Stein 351
Gegend, wo man beym Einſchlafen ſchwellt: ein Felſen, der auf beſondere Art Waſſer giebt: Bergwerke dieſes Landes: der Flecken Valparayſo 352
Es wird ein ſtarkes Gewerbe daſelbſt getrieben 353
Die Inſeln von Juan Fernandez 354
Der Myrthenbaum wächſt auf einer dieſer Inſeln 355
Die daſigen Kräuter, und Obſtbäume: beſondere Art rother Erde, ſchöner als Zinnober 356
Vortrefliche Gegenden dieſer Inſel: auf dieſer Inſel giebt es Hunde, welche niemals bellen 357
Beherzte Ziegen daſelbſt 358
Geſchichte eines Schottländers, Selkirk, welche Gelegenheit zu dem Romane des Robinſon Cruſoé gegeben hat 359
Vortreflichkeit dieſer verlaſſenen Inſel 363
Witterung daſelbſt: Fiſche: Seekälber 365
Seelöwen: ihre Größe, Geſtalt, u. übrige Beſchaffenheit 366
Die Städte, la Conception, u. St. Jago 368

Erſte.

Erſtere iſt die Reſidenz des Meſtre de camp; was dieſes Amt iſt: Beſchreibung von la Conception 369
Das Erdreich der daſigen Gegend iſt ſehr ergiebig 371
Die Lebensmittel ſind wohlfeil: Preis eines Ochſen: ſonderbare Art, ſelbige zu ſchlachten 372
Lage der Hauptſtadt Sant-Jago: ihre Beſchreibung 373
Valdivia, und ihr Haven: dieſer wird als der Schlüſſel zum Südmeere angeſehen 375
Woher die Stadt ihre Einwohner bekommen: die daſigen Indianer haben ſich furchtbar gemachet 376
Die Spanier ſind nur Beſitzer von der Küſte von Chili: die Mißionnaire erhalten den Frieden zwiſchen ihnen, und den Indianern 377
Wie die Jeſuiten dieſe Wilden zu bekehren ſuchen 378
Lebensart dieſer Indianer: die Spaniſchen nach Chili gebrachten Pferde haben vortreflich geartet 379
Handel von Chili: Haß wider die Spanier 380
Der Wilden Art Krieg mit den Spaniern zu führen: wie ſie Friede machen 381

Die Spanier haben ihnen den ungeſtörten Beſitz der ſüdlichen Länder von Chili eingeräumet 382

Der 148 Brief.

Fortſetzung von Chili.

Die Salomonis-Inſeln 383
Ihre Entdeckung: ſie machen einen Archipelagum aus: ihre Witterung, Lebensmittel, Einwohner, Thiere, Gewürze: die größte dieſer Inſeln heißt Iſabelle 384
Die Spanier trafen Goldſtangen daſelbſt an: Kähne, derer ſich die Landeseinwohner bedienen: die Spanier wollen Colonien daſelbſt errichten: Mindana wird dieſerhalb vom Hofe befehliget 385
Die Einwohner der Inſel von Mendoza widerſetzen ſich 386
Nehmen endlich die Spanier auf 387
Uebele Aufführung der Spanier 388
Sie werden mit den Indianern wieder gute Freunde: die Weibsperſonen dieſer Inſel: ein Tempel daſelbſt 389
Mindana landet auf einer andern Inſel an 390
Ein vornehmer Indianer, Malope, begiebt ſich zu Mindana auf das Schiff: ſucht des Generals Freundſchaft: wird beſchenkt 391

Die Indianer werden mißtrauiſch 392
Die Spanier geben ihre Anſchläge, dieſer Inſel wegen, auf: Mindana büſſet ſein Leben ein: ſeine Flotte landet auf den Philippiniſchen Inſeln 394
Die Inſeln Paques, u. Taiti: wie die Spanier auf erſterer empfangen werden 395
Götzen dieſer Eiländer: ihre Aelteſten 397
Verſchiedene Benennungen der Inſel Taiti: dieſer Eiländer glückſelige Lebensart: Schönheit der daſigen Weibsperſonen 399
Ihre Sprache: Beſchreibung der Inſel 400
Tugenden der Taitier 402
Fälſchliche Beſchuldigung, daß dieſes Volk gern ſtehle 403
Unbeſtimmte Anzahl der Inſeln auf dem Südmeere: die Spanier allein haben hier und da Colonien errichtet: Clima dieſer Länder: man findet daſelbſt eine vorzüglich rothe Farbe: lange Haare der Einwohner 404
Handel, den man mit dieſen Eiländern errichten könnte: alles iſt ſonderbar in dieſen unbekannten Ländern. 405
Unſchuldige Lebensart der daſigen Menſchen: vielerleye Arten derſelben 406
Größe dieſer Inſeln: Urſache der Benen-

nung des ſtillen Meeres: die Stadt Calhuco auf der Inſel Chiloé 407
Weniger Vortheil für den Spaniſchen Hof von Chili 408

Der 149 Brief.

Das Magellaniſche Land.

Ferd. Magellan Muthmaſung zu Entdeckung dieſes Landes 409
Seine Reiſe dahin: ob es Rieſen in dieſem Lande gebe? 410
Was ſeine Gefährten dieſerhalb ausgeſaget haben 411
Die Spanier, Franzoſen, Holländer, u. Engländer, haben ihr Daſeyn bekräftiget 416
Andere haben es für Unwahrheiten gehalten 424
Wie man dieſe widerſprechenden Meynungen vereinigen kann 427
Verſchwörung der Schiffsleute wider den Magellan auf der Reiſe 428
Er kommt an die Meerenge 429
Man entdecket ein Vorgebirge: Länge und Breite der Magellaniſchen Meerenge 430
Beſchreibung dieſer Meerenge: Magellan kommt nach den Philippiniſchen Inſeln 431
Er verliert in einem Gefechte ſein Leben:

er

er hat zu erſt den Weg um die Welt gemachet: ſein Gefährte, Cano, kommt nach Spanien zurück: Länge der ganzen Reiſe: Beobachtung wegen der Rechnung der Tage bey einer dergleichen Reiſe 432

Das in dieſer Reiſe gebrauchte Admiralsſchiff iſt in Spanien aufbehalten worden: die der Spaniſchen Krone unterwürfig gemachten Inſeln 433

Der 150 Brief.

Fortſetzung von dem Magell. Lande.

Unnütze Bemühungen der Spanier, andere Nationen von der Fahrt nach dieſer Meerenge auszuſchließen: ſie legen einen Haven, und die Feſtung Philippeville an 434

Sie müſſen aber alles verlaſſen, und kommen elendiglich um 435

Lage von Philippeville in einer unvergleichlichen Gegend: ſehr ſtarke Bäume, derer Schale Winterrinde genennt wird 436

Dieſe Rinde dienet an ſtatt der Würze, u. wider den Scorbut: die Inſeln. Terra del Fuogo: Beſchreibung dieſes Landes 437

Der Einwohner Tapferkeit, und übrige Eigenſchaften 438
Hohe Gebirge daſelbſt 439
Fürchterliche Anſicht des Staaten-Eilandes: wer dieſe Inſel entdecket hat 440
Große Menge Meerkälber daſelbſt: Meerenge des le Maire: Gelegenheit zu ihrer Entdeckung 441
Man nennete die Entdecker, Goldſucher: ihr Ruhm 442
Das Cap von Hoorn: die Inſel Barnevelt: der neue Weg durch die Meerenge des le Maire macht, daß man die Magellan. nicht mehr achtet: man könnte einen noch beſſern Weg ausfindig machen 443
Vortheile, wenn der ſüdliche Theil unſerer Erdkugel bekannter wäre 444
Welcher Theil davon am wenigſten bekannt iſt 445
Gründe, daß er bewohnet iſt 446
In den bekannten öden Ländern, wie Patagonien, könnte man Colonien errichten 447
Der dahin zu treibende Handel: die Einwohner von Terra del Fuogo lieben die rothe Farbe außerordentlich 448
Vortheile des Magell. Landes: Perlen 449

Vortrefliche Muſcheln 450
Große Anzahl der Wallfiſche: Seelöwen: auch iſt die Kälte nicht ſo gar heftig 451
Das Land vom heil. Geiſte: Neu-Brittanien 452
Die Inſel Carpentaria: Neu-Zeeland: das Land Diemen 453
Ungereimtheiten derer Namen, welche die Spanier den entdeckten fremden Ländern gegeben haben 454
Das Cap des Vierges: die Malouiniſchen Inſeln: die Bay von St. Julian 455
An letzterm Orte findet man reichhaltige Salzquellen; u. in den Thälern Auſterſchalen: ingleichen Strauße 456
Schwäne, größer als die Europäiſchen 457
Urſache der ſchlechten Bevölkerung bey den Wilden: der Haven Deſiré: wilde Damhirſche daſelbſt 458
Dieſe haben einige Reiſende Peruaniſche Schaafe genennet: außerordentl. große Haaſen: wilde Erbſen, u. wohlriechende Kräuter 459
Eine der benachbarten Inſeln iſt mit lauter Meerkälbern beſetzet: leichte Art, ſie zu töden: ſie geben ein gutes Oel 460
Capo Blanco 461

Capo blanco di St. Antonio, und S. Mary: woher der Name von Rio de la Plata entſtanden iſt: viele Sandbänke dieſes Fluſſes: Bank der Engländer 462
Die Wolfs=Inſel; Maldonado; und die Blumen=Inſel: Monte=Video: die Spanier haben eine Colonie daſelbſt errichtet 463
Dieſer Poſten iſt für die Spanier ſehr wichtig: Buenos=Ayres: die Ueberfahrt dahin iſt ſehr gefährlich 464
Die Inſel St. Gabriel, mit einer Portugieſiſchen Colonie: hier iſt die Niederlage der contrebanden Waaren 465
Ein heftiger Weſtwind, Pampero genennt 466
Breite des Fluſſes la Plata: Unbequemlichkeit des Havens von Buenos Ayres. 467

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Laporte, Joseph de, 1714-1779 / Wichmann, Christian August, 1735-1807 / Bergmann, Gustav

Reisen eines Franzosen oder Beschreibung der vornehmsten Reiche in der Welt nach ihrer ehemaligen und itzigen Beschaffenheit

Bd.: 12

Leipzig (1774)

It.coll. 215 h-11/12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465876-2
VD18 80353797-001